UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Pädagogische Psychologie.

Pädagogische Psychologie.

Ein Versuch

von

Gustav Friedrich Pfisterer,
Seminarrektor in Eßlingen.

Zweite Auflage.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1889.

Alle Rechte vorbehalten.

23827
16/7/92

Vorrede zur ersten Auflage.

Das nachfolgende Buch bezeichnet sich selbst als einen „Versuch", schon darum, weil es meines Wissens der *erste* Versuch ist wenigstens einer *umfassenderen* Darstellung der Psychologie unter dem pädagogischen Gesichtspunkte. Wohl ist die Wichtigkeit der Psychologie für die Pädagogik namentlich seit Pestalozzi im allgemeinen unbestritten anerkannt; aber wie wenig trotzdem die im Grundsatze geforderte innere Verbindung beider Disciplinen schon wirklich auch in der Praxis erreicht ist, zeigt ein Blick in so manche pädagogische Handbücher, in welchen zwar ein psychologischer Abschnitt selten fehlt, aber diese Psychologie ganz ebenso wie in den gewöhnlichen philosophischen Propädeutiken behandelt ist, ohne jede innere Beziehung zu dem übrigen (pädagogischen) Inhalte jener Schriften. Unserer Darstellung wird man den Vorwurf, daß Psychologisches und Pädagogisches zu äußerlich neben einander hergehen, schwerlich machen können; eher den umgekehrten, daß sie im Streben, den vielbehaupteten inneren Zusammenhang von Pädagogik und Psychologie nicht nur abermals zu behaupten, sondern praktisch nachzuweisen, beide zu sehr ineinanderschlinge, so daß manche Abschnitte ebenso gut als Bestandteile einer psychologischen Pädagogik wie als solche einer pädagogischen Psychologie gelten könnten.

Auffallend möchte manchem die Menge der in unserer Schrift enthaltenen fremden *Citate* sein. Ich habe aber diese mit vieler Mühe gesammelten Citate beigebracht nicht

nur, weil ich in vielen derselben das, was zu sagen war, so treffend ausgedrückt fand, daß ich es keinenfalls besser zu sagen vermocht hätte, sondern noch aus einem andern, für mich sogar entscheidenderen Grunde. Die meisten und zum Teil tüchtigsten Leistungen der neuern Pädagogik sind nämlich ganz und gar beherrscht von den Anschauungen der Herbart'schen und Beneke'schen Psychologie, die ein mal ums andere in fast wörtlich gleicher, unveränderter Gestalt wiederholt werden, gleich als wäre dagegen noch nie etwas Stichhaltiges vorgebracht worden und überhaupt nichts anderes und Neueres vorhanden. Hätte ich dem gegenüber nun kurzweg die Behauptung aufgestellt, es gebe eine neuste nachherbart'sche und nachbeneke'sche Psychologie (und Erkenntnislehre), die, an die Namen Lotze, Ulrici, J. H. Fichte, Wundt, Trendelenburg, Sigwart, Lazarus, Horwicz und andere geknüpft, in ganz wesentlichen Punkten über Herbart und Beneke hinausgeschritten und auch für eine Lösung der pädagogischen Fragen geeigneter sei als die Psychologie (und Erkenntnislehre) Herbart's und Beneke's: so wäre mir das von vielen meiner Berufsgenossen, die zum Teil die Leistungen der genannten Männer noch gar nicht zu kennen scheinen, so gar nicht geglaubt worden, und bloße Anführungen von Paragraphen und Seitenzahlen hätten sie auch schwerlich überzeugt; eher — das darf ich vielleicht hoffen — werden sie die authentischen Worte der betreffenden Psychologen selbst überzeugen. Aus diesem meinem Zwecke erklärt und rechtfertigt sich auch die von mir getroffene Auswahl der Citate. Ich wollte keine Geschichte der Psychologie, auch nicht der neusten, schreiben; ich wollte nur zeigen, wie trotz sonstiger, zum Teil nicht unwesentlicher Differenzen unter den von mir citierten nachherbart'schen Psychologen gleichwohl in nicht wenigen Hauptpunkten eine auch für die pädagogische Praxis fruchtbare

Übereinstimmung ihrer Ansichten schon jetzt vorliegt. So durfte ich nicht nur, sondern ich mußte eklektisch verfahren, indem ich geflissentlich aus den verschiedenen Schriften nur das nahm und aushob, was zu meiner eigenen Darstellung paßte und worin die verschiedenen Schriftsteller in der Hauptsache einig sind. Daß übrigens trotz der vielen Citate auch mehr selbständige Arbeit, als der oberflächlichen Betrachtung erscheinen möchte, in meinem Buche enthalten ist, wird sich gerade denen nicht verbergen, die durch eigene Forschung mit dem gegenwärtigen Stande der einzelnen Fragen vertrauter sind. Schon die den meisten wissenschaftlichen Darstellungen ferner liegende fortwährende Beziehung auf die Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts mußte mich auf manches führen, was sonst auch in gründlichen Darstellungen der Psychologie wenig oder gar nicht berührt ist, um so mehr als mir dafür eine ziemlich lange praktische Erfahrung aus meinem derzeitigen Berufsleben zur Seite stand.

Daß ich hiebei nicht der Meinung bin, als sollte dieses Buch unmittelbar dem Unterrichte zu Grunde gelegt werden, zeigt das gleichzeitige Erscheinen meiner „Grundlinien der pädagogischen Psychologie, hauptsächlich für den Seminarunterricht", denen die hier gegebene Ausführung als erklärender Kommentar dienen kann.

Der Verfasser.

Inhaltsangabe.

Einleitung.

Seite

§ 1. Allgemeines Verhältnis von Pädagogik und Psychologie 1

§ 2. Begriff und Inhalt der pädagogischen Psychologie 4

§ 3. Grundlegende Lehnsätze aus der wissenschaftlichen Psychologie: Selbständigkeit und Immaterialität der Seele; die in ihr vereinigten polaren Gegensätze; die Seele ein Organismus verschiedenartiger Triebe; die Principien der Herbart'schen und Beneke'schen Psychologie; Unterschied der menschlichen Seele von der tierischen; die drei formalen Seelenvermögen; Bildung der Persönlichkeit . . . 7

Erstes Kapitel.

Das Säuglingsalter.

§ 4. Zeit und Grenzen des Säuglingsalters; das leibliche Leben dieser Altersstufe; leibliche Erziehung und Gewöhnung 37

§ 5. Erste Äußerungen des Seelenlebens: Empfindung und Gefühl; Reflexbewegungen; stufenweises Hervortreten des Bewußtseins einer Außenwelt; Gemeingefühl und äußere Sinne; Unterschied des tierischen und des menschlichen Sinnenlebens . . . 39

§ 6. Entstehung der Wahrnehmungen und erste Vorstellungen des Kindes; Aufmerksamkeit, Interesse, Erinnerung 52

§ 7. Das Gefühlsleben des Säuglings: erste Äußerungen desselben; sinnliche und geistige Gefühle; Gefühlsstimmung 61

§ 8. Das Begehren des Säuglings: noch kein Wille, sondern bloßes Begehren; sinnliche und geistige Begierden; Heftigkeit des ersten Begehrens; Notwendigkeit einer regulierenden Erziehung; radikales Böse 65

Zweites Kapitel.

Das Kindesalter.

§ 9. Allgemeiner Charakter dieser Altersstufe; das leibliche Leben derselben; Entwicklung des Gehirns und der Bewegungsorgane; eigene Bewegung, aufrechter Gang, Freiwerden der Hand; Unterschied von Mensch und Tier in dieser Hinsicht 72

Seite

§ 10. Erwachen des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung; Wesen des Selbstbewußtseins im Verhältnis zum Selbstgefühl und gegenständlichen Bewußtsein; das Selbstbewußtsein als Wissen und Gefühl; Bedeutung und Wert des Selbstbewußtseins; Erziehung zum Selbstbewußtsein — Begriff der Selbstbestimmung; erste Äußerungen beim Kinde; Erziehung und Freiheit 74

§ 11. Das Erkennen des Kindes: vorherrschende Richtung auf die Außenwelt; kindliche Neugierde; Leichtigkeit der Aufnahme; Reichtum dessen, was das Kind lernt 91

§ 12. Gemeinvorstellungen und Vorstellungs-Associationen: erste Gemeinvorstellungen des Kindes; unbewußtes Denken; Wert der Gemeinvorstellungen; Wesen, Gesetze und Bedeutung der Vorstellungsassociationen; erste Anfänge auch eines eigenen, selbständigen Denkens 93

§ 13. Entstehung der Sprache: Empfindungslautsprache und Wortsprache; Bedeutung der Wortsprache für die Ausbildung der Vorstellungen; stufenweise Entwicklung des Sprachtriebes; Einwirkung der Erziehung; Vermittlung eines geistigen Verkehrs mit andern Menschen; Muttersprache 106

§ 14. Die kindliche Einbildungskraft: Unterschied von der Vorstellungsthätigkeit; Einbildungskraft und Phantasie; unwillkürliche Unwahrheiten; Freude an Erzählungen; Märchen 123

§ 15. Spiel und Beschäftigung des Kindes: allgemeine Bedeutung des Handelns; Verhältnis von Spiel, Beschäftigung und Arbeit; das Spiel als Schule der Einbildungskraft und der individuellen Freiheit; pädagogische Behandlung des Spieles; die Beschäftigung; der Fröbel'sche Kindergarten 134

§ 16. Die Sittlichkeit des Kindes: der Gehorsam als Inbegriff der kindlichen Sittlichkeit; der Abhängigkeits- und Pietätstrieb und der Eigensinn des Kindes; Gewöhnung des Kindes an Gehorsam; Wesen und Schranke dieser Gewöhnung; Anfänge eines eigenen, freien, eigentlich sittlichen Gehorsams; das Gewissen, sein Begriff, seine erste Bethätigung, sein Verhältnis zum sittlichen Trieb; Möglichkeit einer abnormen Entwicklung des Gewissens und Erziehung des Gewissens; vorherrschend abhängiger Charakter des kindlichen Gewissens 147

§ 17. Das religiöse Leben des Kindes: der religiöse Trieb; Weckung und Bildung desselben; religiöser Trieb und Gewissen 166

§ 18. Das Gefühlsleben des Kindes: Maßlosigkeit und Unbeständigkeit desselben; allmähliche Abstumpfung des Gefühls; Bildung bleibender Stimmungen; Einfluß auf das Erkennen und Wollen; Gemüt; sinnliche und geistige Gefühle; sittlich-religiöses Gefühl . . 173

Drittes Kapitel.

Das Knaben- und Mädchenalter.

Seite

§ 19. Allgemeine Aufgabe dieser Altersstufe: Schulpflichtigkeit; Lernzeit; mütterlicher und väterlicher Einfluß; Haus und Schule . . . 185

§ 20. Entschiedeneres Hervortreten des Naturells oder der individuellen Eigentümlichkeit: Zusammenhang mit der Gliederung der menschlichen Gesellschaft; Begriff der Individualität; Besonderheit und Individualität; Veränderlichkeit und Unveränderlichkeit des Naturells; Einfluß und Aufgabe der Erziehung; Einwirkung der Familie und der Schule 186

§ 21. Die natürliche Verschiedenheit der intellektuellen Begabung: ihr thatsächliches Vorhandensein; ihre Veränderlichkeit; Einfluß auf die Schule und ihre Arbeit 194

§ 22. Der natürliche Charakter und die Temperamente: Begriff und Unterschied beider; das Temperament der Kindheit; Veränderlichkeit des Temperaments; Verhältnis des natürlichen Charakters und des Temperaments zum sittlichen Charakter 196

§ 23. Der Geschlechtsunterschied: allgemeiner Unterschied beider Geschlechter; verschiedene Stellung des Knaben und des Mädchens zur Schule und zum Lehrer; daraus sich ergebender Unterschied in Erziehung und Unterricht 206

§ 24. Das leibliche Leben: Gefahren des Schullebens; Einwirkung der Erziehung; das Turnen 215

§ 25. Der Prozeß des Lernens im allgemeinen: der Stoff gegeben, aber innerlich anzueignen durch Aufnahme in den vorhandenen Gedankenkreis und das Gemütsleben; praktisch fruchtbarer, erziehender Unterricht; Auswahl des Lernstoffes; naturgemäße Entwicklung der Geisteskräfte; Erstarkung und Selbständigwerden derselben; Autoritätsglaube und eigene Überzeugung 216

§ 26. Die Anschauung: Verhältnis zum Wort und Begriff; Wert und Bedeutung derselben; äußere und innere Anschauung; sinnliche und denkende Anschauung 227

§ 27. Das Denken: Verhältnis zum Anschauen und Vorstellen; die verallgemeinernde, begründende und kritische Thätigkeit des Denkens; das Begreifen und der Begriff; die Begriffe der Wissenschaft und des populären Bewußtseins; Verhältnis von Begriff und Anschauung im Unterricht 235

§ 28. Fortsetzung: Begriff, Urteil und Schluß; Induktions- und Deduktionsschlüsse; Finden neuer Wahrheiten, genialer Blick, Ahnung, Hypothese; Thätigkeit des Verstandes hiebei; Induktion und Deduktion im Unterricht; entwickelndes Fragverfahren 253

§ 29. Die Phantasie: Beziehung auf das Lernen; Bildung innerer Anschauungen; versinnlichende und ausschmückende Thätigkeit; Wachträumen 265

Seite

§ 30. Die Sprache: Mittel der Mitteilung und Gestaltung von Gedanken beim Unterricht; Vorzüge und Mängel der Wortsprache; Bedeutung für die Geläufigkeit des Denkens; Erlernung der Muttersprache und fremder Sprachen Mitwirkung der Anschauung, des Gedächtnisses und des Denkens 272

§ 31. Das Gedächtnis: Einprägung und Wiedererinnerung; Wichtigkeit und Notwendigkeit des Gedächtnisses; Sach- und Wortgedächtnis; Gedächtnis der Kinder; Bedingungen des Behaltens; Memorieren; mechanisches und verständiges Lernen 284

§ 32. Die Vernunft: verschiedene Begriffe derselben; Vermögen der Ideen; angeborne Ideen; Ideen des Wahren, Schönen, Guten und höchsten Gutes; die Vernunft als Quelle neuer Erkenntnisse; Idee Gottes; Vernunft und Verstand; die Vernunftthätigkeit des Kindes . . 296

§ 33. Der Wille: Anforderungen des Lernens und des Eintritts in die Schulgemeinschaft; zunehmende Selbständigkeit; Spiel und freie Beschäftigung; Gemeingeist; Selbständigwerden des Gewissens; Charakterbildung; Charakter und Gewohnheit; formale und reale Freiheit; Gewöhnung und Charakterbildung in der Erziehung . 308

§ 34. Das Gefühlsleben: neue Gefühle unserer Altersstufe; ruhigere und gleichmäßigere Art derselben; Liebe und Abneigung, ihre Bildung und Bedeutung für das Erkennen und Wollen; das Motiv der Glückseligkeit; die Gemütsbildung als Aufgabe der Erziehung; die erwachende Selbständigkeit auch des Gefühls 321

Anhang.

§ 35. Das Charakteristische des Jünglingsalters, des Mannesalters und des Greisenalters 332

Einleitung.

§ 1.

Zur Verständigung über Begriff und Aufgabe der pädagogischen Psychologie ist es vor allem nötig, das Verhältnis von Psychologie und Pädagogik überhaupt sowohl nach ihrem beiderseitigen Unterschiede als nach ihrem innern Zusammenhang ins Auge zu fassen. Pädagogik und Psychologie sind unzweifelhaft zu unterscheiden. Denn die Pädagogik ist eine praktische, die Psychologie eine theoretische Wissenschaft. Die Pädagogik untersucht nicht, was ist, sondern sie sagt und lehrt, was sein soll; sie verfährt nicht beobachtend und erklärend, sondern fordernd und beurteilend; sie stellt Regeln und Gesetze auf — nicht als Erklärungsgründe für das Verständnis des Thatsächlichen, sondern als Maßstäbe fürs Handeln und für die billigende oder verwerfende Beurteilung des Handelns. Für sie ist daher der Gegensatz von Wahr und Falsch, von Gut und Böse ein wesentlicher, das ganze Werk der Erziehung und des Unterrichts beherrschender Gegensatz. Kurz, die Pädagogik als Erziehungslehre im eigentlichen und engeren Sinne ist eine angewandte Ethik; sofern sie aber, im weiteren Sinne gefaßt, auch die Bildung der Erkenntnis und den Unterricht in sich befaßt, ist sie zugleich eine angewandte Erkenntnislehre. Sie wendet nämlich die allgemeinen ethischen und erkenntnistheoretischen Grundsätze insbesondere auf das Gebiet der Jugendbildung an, indem sie lehrt, wie durch den Dienst mündiger Persönlichkeiten in noch werdenden, unmündigen Persönlichkeiten die allseitige Verwirklichung ihrer göttlichen Idee und Bestimmung in lebendigem Anfange begründet und dadurch diese unmündigen Persönlichkeiten zu einer in derselben Richtung selbständig fortschreitenden Selbstbildung angeregt und befähigt werden.

Ganz anders die Psychologie. Diese ist keine praktische, sondern eine theoretische Wissenschaft.[1]) Sie lehrt nicht, was sein soll, son-

dern was ist und wie und wodurch es so ist; sie beurteilt und fordert nicht, sondern sie beschreibt und erklärt. Sie beschreibt und erklärt nämlich den ganzen Verlauf des Seelenlebens und alle irgend hervorragenden Erscheinungen (Phänomene) und Gebilde desselben, gleichviel ob dieselben gut oder böse, wahr oder falsch, in der Ordnung oder verkehrt sind, wenn sie nur überhaupt sind und thatsächlich für das Seelenleben Bedeutung haben. Alle seelischen Gebilde aber sind gemeinsame Ergebnisse einesteils des ursprünglich (a priori) in der Seele Angelegten und andernteils der mannigfachen auf die Seele gerichteten Einwirkungen. Da hat denn die Psychologie die verschiedenen Seelengebilde nicht nur zu beobachten, zu beschreiben und angemessen zu ordnen, sondern auch nachzuweisen, auf welche Weise und nach welchen Gesetzen dieselben aus jenen beiden Faktoren entstehen, wie aus dem in der Seele Angelegten unter diesen oder jenen Bedingungen und Einwirkungen diese oder jene seelische Erscheinung hervorgeht, während unter anderen Bedingungen und Einwirkungen eine andere Erscheinung sich ergeben würde. Hierbei ist allerdings auch die menschliche Freiheit als etwas für die Gestaltung der seelischen Gebilde sehr Bedeutsames mit in Rechnung zu nehmen; aber für die Psychologie als solche handelt es sich doch nur darum, wie diese oder jene Freiheitsentscheidung diesen oder jenen Erfolg hat, nicht darum, wie die einzelne Entscheidung zu beurteilen, ob sie zu billigen oder zu verwerfen ist. Ja selbst die Thatsache des bösen Gewissens kommt für die Psychologie nur in Betracht als eine für das Verständnis des menschlichen Wesens höchst wichtige, so oder anders zu erklärende seelische Erscheinung, nicht als praktischer Antrieb zu einer unbedingt nötigen Umänderung des bisherigen Verhaltens. Kurz, die Psychologie verhält sich — ganz anders als die Pädagogik — zu dem Gegensatz von Gut und Böse, Wahr und Falsch mehr oder weniger gleichgiltig. Für sie ist eine falsche Gedankenbildung und eine verkehrte Charakterentwicklung eine ebenso anziehende, der Erklärung bedürftige, auf Gesetze zurückzuführende und aus ihnen zu begreifende Erscheinung, wie die richtige Gedankenbildung und die gute Charakterentwicklung.[2])

Nach all dem können wir also die Psychologie unmöglich in eine so nahe und unmittelbare Beziehung zur Pädagogik setzen, daß, wie z. B. Beneke in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre (2. Ausg. Band I, S. 30) das Verhältnis bestimmt, die Pädagogik nichts anderes wäre als eine „angewandte Psychologie." Denn konsequent verfolgt müßte dieser Gesichtspunkt die Pädagogik schließlich ihres besten Teiles,

nämlich ihres sittlichen Wertes und Charakters, berauben. Trotzdem unterliegt es aber keinem Zweifel, daß Pädagogik und Psychologie, obschon an sich unterschieden und wohl zu unterscheiden, doch zugleich wesentlich zusammengehören. Oder wie können Unterricht und Erziehung an ihren Objekten, an den Seelen der Jugend, die von ihnen angestrebten Erfolge erreichen, wenn sie nicht die eigentümliche Natur dieses ihres Objektes und die Art und Weise, wie auf dasselbe eingewirkt werden kann und muß, entsprechend berücksichtigen? Letzteres setzt aber eine genauere Kenntnis dieser Verhältnisse voraus, wie sie eben die Psychologie und nur sie gewährt; daher Psychologie unstreitig eine unentbehrliche Hilfswissenschaft der Pädagogik ist.[3]) Andererseits freilich sind pädagogische Gesichtspunkte auch etwas der Psychologie und einer lebensvollen Erklärung des Seelenlebens durchaus nichts Fremdes. Denn hat die Psychologie die gesetzmäßige Entwicklung des Seelenlebens darzustellen, so wie dieselbe sich ergibt als das gemeinsame Erzeugnis des in der Seele ursprünglich Angelegten und der darauf erfolgenden Einwirkungen, so gehört ja zu den diese seelischen Gebilde mithervorbringenden Kräften nicht zum wenigsten auch die entwickelnde und leitende Einwirkung der Erziehung und des Unterrichts. Dies so sehr, daß Erziehung und Unterricht zwar nie für sich allein den Menschen zu dem machen, was er wird und ist, aber doch darauf von tiefgreifendem, oft geradezu entscheidendem Einflusse sind. Hiernach kann also nicht bloß, sondern es muß bei der Entwicklung des Seelenlebens auf jedem Punkte unter anderem auch darauf hingewiesen werden, wie dieses oder jenes seelische Gebilde entweder gar nicht zustande kommen oder doch nach aller Wahrscheinlichkeit wesentlich anders sich gestalten wird, wenn Erziehung und Unterricht statt in dieser vielmehr in anderer Weise eingreifen und die Entwicklung bestimmen.

---

[1]) Wenn die neuerdings beliebte Bezeichnung der Psychologie als einer „Naturwissenschaft" nichts weiter besagen will, als obige (jedenfalls klarere) Unterscheidung der Psychologie als einer theoretischen Wissenschaft von den praktischen und normativen Wissenschaften der Ethik, der Logik, der Ästhetik und der Religionsphilosophie, so ist nichts dagegen einzuwenden. Sowie man aber mehr hineinlegt, sowie namentlich durch jene Bezeichnung die menschliche Wahlfreiheit als etwas mit dem gesetzmäßigen Verlauf der seelischen Vorgänge Unverträgliches zum voraus beseitigt werden soll, muß mit allem Nachdruck an das Wort Lotze's in seiner „medizinischen Psychologie", 1852, S. 31 f. erinnert werden: „Ist es denn eine vor allen übrigen Untersuchungen ausgemachte Thatsache, daß alle die

Anschauungen der gemeinsten sinnlichen Erfahrung, diese Annahme über die Wirkungsweise der Kräfte, wie sie in der Physik im Laufe der Zeiten sich herausgebildet haben! — daß das alles ein Evangelium ist, nicht nur giltig in Bezug auf diejenigen Erfahrungen, von denen es abstrahiert ist, sondern auch in Bezug auf die, von denen es *nicht* abstrahiert ist, und die man bei der Entwerfung aller dieser naturwissenschaftlichen Regeln auch nicht im entferntesten im Auge gehabt hat? — Bereitwillig werden wir zugeben, daß die Verbindung des körperlichen und des geistigen Lebens der Psychologie die beständige Mitwirkung der Naturwissenschaft notwendig macht; aber *die Forderung, die Lehre vom Seelenleben überhaupt zu einer Naturwissenschaft umzugestalten, ist eine leere Modephrase*, die entweder nichts Erhebliches oder den Versuch bedeutet, mit den Augen zu hören und mit den Ohren zu sehen."

[2]) Mit spezieller Beziehung auf die Thätigkeit des Denkens und das Verhältnis von Psychologie und Logik drückt sich *Sigwart* in seiner Logik (1873. Band I, S. 9 f.) folgendermaßen aus: „Der psychologischen Betrachtung des Denkens ist es um die Erkenntnis des wirklichen Denkens zu thun, und sie sucht demgemäß Gesetze, nach denen ein bestimmter Gedanke unter bestimmten Bedingungen gerade so und nicht anders eintritt; sie setzt sich zur Aufgabe, jedes wirkliche Denken aus den allgemeinen Gesetzen der geistigen Thätigkeit und den jeweiligen Voraussetzungen des individuellen Falles zu begreifen, in gleicher Weise also das irrtümliche und streitige wie das wahre und allgemein anerkannte Denken. Der Gegensatz von *Wahr und Falsch* hat ebenso wenig eine Stelle in ihr, wie der Gegensatz von Gut und Böse im menschlichen Handeln ein psychologischer ist. Die logische Betrachtung dagegen setzt das Wahrdenken*wollen* voraus und will einerseits die Kriterien des *wahren* Denkens aufstellen, andererseits die Anweisung geben, die Denkoperationen so einzurichten, daß der Zweck erreicht wird."

[3]) Besonders klar und bündig finden wir dies ausgesprochen in „*H. Kern*, Grundriß der Pädagogik" 1873. S. 9: „Die *Ethik* bestimmt den Zweck der Erziehung; sie stellt das Ideal auf, nach welchem der Erzieher das geistige Innere des Zöglings zu gestalten sucht. Aber so sehr ein solches Ideal auch den Erzieher für seine Thätigkeit zu begeistern vermag, so wenig zeichnet es ihm doch den Weg zu seiner Verwirklichung vor. Diese wird von der Anwendung der rechten Mittel abhängen. Die Mittel müssen der Natur des Geistes, den Gesetzen, welchen alles geistige Geschehen gehorcht, entsprechen. Die Wissenschaft dieser Gesetze ist die *Psychologie*, und sie ist daher (neben der Ethik) die zweite Hilfswissenschaft der Pädagogik."

§ 2.

Mit dem am Schlusse von § 1 Bemerkten sind wir bereits bei jener eigentümlichen Behandlung der Psychologie angelangt, die wir mit dem Namen der *pädagogischen Psychologie* bezeichnen. Dieselbe ist im Unterschied von der reinen, wissenschaftlichen Psychologie eine *angewandte* Psychologie, die mit dem theoretischen Charakter der reinen

Psychologie den Charakter einer praktischen Lehre verbindet. Während nämlich die reine, wissenschaftliche Psychologie die einzelnen Seelengebilde nur nach ihrem sachlichen Zusammenhang unter einander, ohne Rücksicht auf ihre praktische Verwendung, darzustellen und zu erklären sucht, ist die pädagogische Psychologie durch den praktischen Gesichtspunkt, dem sie dient, eigentümlich bestimmt sowohl hinsichtlich der Auswahl als hinsichtlich der Behandlung ihres Stoffes. Es giebt eine Reihe von Fragen, die von der reinen Psychologie besprochen werden müssen und für sie von großer Wichtigkeit sind, auf die aber eine pädagogische Psychologie genauer einzugehen keine Veranlassung hat, weil sie keine praktische Bedeutung haben. Dahin gehören z. B. die verschiedenen Theorien über das Verhältnis von Leib und Seele, die Untersuchungen über die physiologische Entstehung und Bedeutung der Empfindungen und Ähnliches. So anziehend an sich diese Fragen sind, so haben sie doch überhaupt oder wenigstens noch auf der gegenwärtigen Stufe ihrer Behandlung viel zu wenig praktischen Einfluß auf die Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts, als daß eine pädagogische Psychologie sich weiter mit ihnen befassen könnte. Für sie ist vielmehr bei der Auswahl ihres Stoffes überall die Frage maßgebend: wozu das? ist das zu wissen und zu verstehen unmittelbar oder mittelbar nötig und fördernd für ein richtiges erziehliches und unterrichtliches Handeln, oder ist es das nicht? Und wenn nicht, so ist die pädagogische Psychologie unzweifelhaft in ihrem Rechte, wenn sie so für ihre Zwecke unwesentliche, weil unpraktische Punkte einfach von ihrer Betrachtung ausschließt.

Andrerseits freilich muß die pädagogische Psychologie auch Verschiedenes in ihren Bereich hereinziehen, was in der gewöhnlichen wissenschaftlichen Psychologie keine Stelle findet. Denn die pädagogische Psychologie soll ja für sämtliche Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts die psychologischen Voraussetzungen und Bedingungen darbieten, also zeigen, wie jeder von ihr behandelte Punkt diese oder jene erziehliche oder unterrichtliche Einwirkung teils fordert und voraussetzt, teils ermöglicht oder erschwert. Dabei muß natürlich Verschiedenes berührt und mehr oder weniger eigehend besprochen werden, was zunächst nicht in das Gebiet der reinen Psychologie, sondern in das der Ethik, der Erkenntnislehre, der Pädagogik und Didaktik gehört. Aber auch bei solchen Punkten hört doch die pädagogische Psychologie nicht auf Psychologie zu sein. Denn immer und auch an solchen Punkten handelt es sich doch nicht eigentlich um den Menschen, wie er sein soll,

sondern um den Menschen, wie er thatsächlich *ist*, und wie er eben, weil er so ist, auch nur unter der Bedingung einer bestimmten erziehlichen und unterrichtlichen Einwirkung das, was er werden soll wirklich wird und werden kann.

Besonders zu beachten ist hiebei noch der Umstand, daß die pädagogische Psychologie — im Unterschied von der reinen, wissenschaftlichen Psychologie — es nicht mit dem menschlichen Seelenleben überhaupt, sondern nur mit dem Seelenleben *des der erziehlichen Einwirkung unterstellten kindlichen Alters* zu thun hat. Auf dieses kindliche Seelenleben hat sie sich zu beschränken, dieses aber viel genauer und eingehender, als wirs in der gewöhnlichen Psychologie finden, zu behandeln; und mit besonderer Sorgfalt hat sie hiebei namentlich die *allmähliche, zeitliche Entwicklung und Entfaltung des kindlichen Seelenlebens* zu beleuchten. Denn die Erziehung erfüllt ja ihre Aufgabe nur, wenn sie in *stetiger* Einwirkung während des *ganzen* Verlaufs der kindlichen Entwicklung, von ihren Anfängen bis zur Erreichung einer gewissen Reife und Selbständigkeit des Zöglings, den kindlichen Geist bestimmt. Das kann sie aber nur, wenn sie sich auf jedem Schritte nach dem jeweiligen Stande der kindlichen Entwicklung richtet, also auch *diesen jeweiligen Stand kennt und versteht*.

Doch auch so ist noch eine zweifache Art der Behandlung möglich. Die erste Möglichkeit wäre die, daß man die sachlich-begriffliche Anordnung der gewöhnlichen Psychologie beibehielte und nur je innerhalb der einzelnen psychologischen Erscheinungen ihr Werden und ihre Entwicklung von den ersten Anfängen an bis zu einem bestimmten abschließenden Punkte verfolgte. Statt dieser sachlich-begrifflichen Anordnung läßt sich aber auch eine so zu sagen *biographisch-chronologische Anordnung* zu Grunde legen, bei welcher die verschiedenen der erziehlichen Einwirkung unterliegenden Altersstufen in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge und Entwicklung besprochen und dabei die einzelnen seelischen Erscheinungen je an den Punkten eingereiht werden, an denen sie entweder zuerst auftreten oder doch zuerst eine wirkliche Bedeutung gewinnen. Die letztere Art der Behandlung ist vielleicht weniger wissenschaftlich als die erstere, aber sie ist praktischer und schließt sich mehr der unmittelbaren Wirklichkeit an. Wir ziehen sie darum für unsere wesentlich praktischen Zwecken dienende Darstellung vor, indem wir *die drei Hauptstufen des Säuglingsalters, des Kindesalters und des schulpflich-*

tigen Knaben- und Mädchenalters unterscheiden und nach diesen unsern gesamten Stoff gliedern.

Anm. 1. Wohl ließe sich diesen drei Altersstufen noch eine vierte, die des Jünglings- und Jungfrauenalters, anschließen, da ja auch diese Altersstufe noch zum Teil in den Bereich der „erziehenden" Thätigkeit hereinfällt; ja wir stehen nicht an, es offen als einen Mangel unserer pädagogischen Psychologie zu bekennen, daß sie sich auf jene drei Altersstufen beschränkt und nur je an den Grenzen der dritten einen Blick hinüberwirft auch auf die ersten Anfänge der vierten. Wir glaubten uns aber diese Beschränkung gestatten zu dürfen mit Rücksicht darauf, daß das Arbeitsgebiet, aus dem unsre Schrift hervorgegangen ist, und dem es auch in erster Linie dienen will, nämlich das Lehrerseminar, es ganz überwiegend nur mit den drei ersten Altersstufen (eigentlich nur mit der dritten, deren Verständnis aber das der beiden früheren Stufen voraussetzt) zu thun hat. Ohnedies ließe sich die vierte Altersstufe nicht wohl behandeln ohne genauere Unterscheidung der verschiedenen Bildungs- und Berufskreise, was weiter geführt hätte, als dieser „Versuch" leisten wollte und konnte.

Anm. 2. Ähnliche (freilich viel weniger ausgeführte) Versuche einer von pädagogischen Gesichtspunkten beherrschten Darstellung der zeitlichen Entwicklung des kindlichen Seelenlebens finden sich in der „Erziehungslehre" von „Riecke, in dem „Grundriß der Seelenlehre" von Rüegg, in der „Evangelischen Seelenlehre" von Heine, in dem Artikel von G. Baur über die Altersstufen in der Schmid'schen Encyklopädie (I. Aufl. Bd. I. S. 63—73) und in den „Grundzügen der evangelischen Volkserziehung" von Kahle. Viele feine Bemerkungen enthält auch das Buch der Madame Necker de Saussure „die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen."

§ 3.

Die so vorherrschend praktische Zwecke und Gesichtspunkte verfolgende pädagogische Psychologie setzt natürlich die reine wissenschaftliche Psychologie voraus und stützt sich auf dieselbe. Denn nur das richtig und auch bis zu einem gewissen Grade gründlich Verstandene kann auch richtig angewandt und praktisch verwendet werden, wogegen unrichtiges Verständnis nur zu leicht auch zu unrichtiger und verkehrter Anwendung führt. Gäbe es nun eine allgemein anerkannte wissenschaftliche Psychologie, so wäre dadurch die Arbeit der pädagogischen Psychologie in hohem Grad erleichtert. Die pädagogische Psychologie hätte dann nicht nötig, die allgemeinen psychologischen Grundbegriffe auch ihrerseits zu erörtern, sondern sie könnte dieselben als gegeben voraussetzen und dürfte nur die einzelnen Thatsachen von ihnen aus beleuchten. Leider fehlt es nun aber bis jetzt an einer so allgemein anerkannten wissenschaftlichen Psychologie.[1]) Wohl

wird von nicht wenigen Pädagogen die Herbart'sche und noch mehr die Beneke'sche Psychologie als die Psychologie schlechthin bezeichnet, wie wenn es außer aller Frage wäre, daß — nach den einen die Herbart'sche, nach den andern die Beneke'sche Psychologie nicht nur allen Anforderungen der Wissenschaft genüge, sondern auch allein eine richtige Pädagogik begründe und möglich mache. Wir unsernteils sehen uns aber bei aller Anerkennung der vielfachen Förderung, welche die Pädagogik jenen beiden Systemen verdankt, außer stande, einfach von dem einen oder dem andern auszugehen, wofür im Nachfolgenden die Gründe wenigstens kurz werden angedeutet werden. Somit bleibt uns nichts übrig, als selbst eine summarische Skizze derjenigen psychologischen Grundanschauung zu entwerfen, auf die unsere pädagogische Psychologie sich auferbaut. Hierbei schließen wir uns am nächsten an die psychologischen Systeme von H. Lotze, J. H. Fichte und H. Ulrici an, deren Grundanschauungen wir, ohne uns schlechthin an das eine oder andere zu binden, am meisten teilen (cf. Vorrede).

Als so von uns in unserer späteren Darstellung vorausgesetzte Lehnsätze aus der allgemeinen wissenschaftlichen Psychologie schicken wir demgemäß folgende Sätze voraus:

1. Die menschliche Seele ist ihrem Grundwesen nach endlicher, kreatürlicher Geist. Sie ist somit keine bloße Funktion oder Thätigkeit sondern eine selbständige, un- und übersinnliche Substanz,[2]) die von der Materie specifisch unterschieden ist, so sehr sie für die Vermittlung ihrer Beziehungen zur Außenwelt eines materiellen Leibes als ihres Organes bedarf.[3])

2. Wie alles endliche Leben so beruht auch das menschliche Seelenleben auf der Verbindung und dem Ineinanderspielen verschiedener polarer d. h. stets verbundener und einander ergänzender und ausgleichender Gegensätze. So vor allem des Gegensatzes von Sein und Werden. Es giebt im ganzen Gebiete des Lebendigen und Seelischen nirgends ein bloßes, reines Sein, das in starrer Ruhe und Unbeweglichkeit in sich selbst verharrte und an dessen Oberfläche alle auf es gemachten oder versuchten Einwirkungen einfach abglitten, ohne irgendwie umändernd in sein Inneres einzudringen. Es giebt aber auch nirgends ein bloßes, reines Werden, das nur in einer ununterbrochenen Reihe sich endlos ab- und auflösender Umbildungen bestände, ohne einen festen, bleibenden Kern in sich zu schließen und aus sich zu erzeugen. Jedes lebendige Wesen ist vielmehr einem Prozesse der Entwicklung unter-

worfen, in dem es wirklich wird und bis in sein Innerstes hinein die eingreifendsten Veränderungen erfährt; aber jedes wirkliche Werden ruht dabei nicht nur auf einem schon vorhandenen (gegebenen, aprioriſchen) Sein, sondern führt auch zu einem das gegebene Sein entfaltenden und fortbildenden neuen Sein. Und zwar prägt sich dieser Unterschied und diese Vereinigung von Sein und Werden in der Stufenreihe der lebendigen Wesen immer reiner und schärfer aus. Denn je höher ein lebendiges Wesen steht, desto tiefer wird es nach allen Seiten in den Prozeß einer wirklichen Entwicklung hineingezogen, desto bleibender und bedeutungsvoller ist aber auch das Sein, von dem diese Entwicklung ausgeht und in das sie endet.[4])

3. Mit diesem ersten polaren Gegensatze hängt nahe zusammen der zweite, gleichfalls für alles endliche Leben charakteristische Gegensatz, daß nämlich jedes lebendige (seelische) Wesen sowohl ein Äußeres als ein Inneres, sowohl eine mannigfaltige Peripherie als ein einheitliches Centrum, sowohl einen gegebenen Inhalt als ein diesen Inhalt in Bewegung bringendes und gestaltendes Formprincip hat. Und auch hier gilt wieder das Gesetz, daß innerhalb der Stufenleiter der lebendigen Wesen sich diese polaren Gegensätze immer schärfer scheiden, aber auch immer inniger durchdringen. Je höher nämlich ein lebendiges Wesen steht, um so entschiedener tritt in ihm dem immer reicher sich ausbreitenden Inhalte ein centrales, einheitliches Formprincip gegenüber, um so mächtiger bestimmt und beherrscht aber auch dieses einheitliche Centrum seine ganze Peripherie.

4. Ein dritter polarer Gegensatz ist der des Selbstseins (des Durch- und Fürsichseins) und des Durch- und Fürandereseins, oder der Gegensatz der Selbständigkeit und Selbstthätigkeit des lebendigen Wesens einerseits und seiner Abhängigkeit von anderem, dem es dient und von dem es in seinem Bestande und seiner Entwicklung bedingt ist, andererseits. Als endlicher Geist kann ja auch die menschliche Seele nie und nirgends sich selbst genügen, sondern steht sie vielmehr in allerlei notwendigen Beziehungen zu anderem, dessen sie für ihren Bestand und ihre Entwicklung bedarf; aber als endlicher Geist kann sie auch nie und nirgends sich bloß leidend und empfangend verhalten, sondern immer muß sie auch ihrerseits zu den auf sie gemachten Einwirkungen Stellung nehmen und so oder anders aus sich selbst auf sie zurückwirken.[5]) Abhängigkeit und Selbständigkeit, Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit, Hingebung und Selbstbehauptung sind somit

in jeder Lebensäußerung eines lebendigen, vollends eines geistigen Wesens vereinigt, wenn auch in sehr verschiedenem Maß und Verhältnis, und so, daß wegen des Überwiegens bald des einen bald des andern der beiden Pole die einzelne Lebensäußerung entweder den vorherrschend selbstthätigen (aktiven und spontanen), oder den vorherrschend empfänglichen (passiven und receptiven) zugezählt werden muß. Und selbst diese Unterscheidung ist dann wieder eine so fließende, daß, was auf der einen Stufe auf die Seite der Selbstthätigkeit zu stellen ist, auf einer andern, höheren Stufe zum mehr leidentlichen Stoff und Mittel einer höhern Selbstthätigkeit werden kann.[6]) Innerhalb der Stufenleiter der lebendigen (seelischen) Wesen vertieft und steigert sich nämlich in gleichem Verhältnisse beides, sowohl die Unabhängigkeit als die Bedingtheit des einzelnen Wesens. Das höhere Wesen steht in sich selbständiger und allem andern gegenüber freier da; aber zugleich sind und werden auch seine Beziehungen zu anderem, dem es zugehört und dessen es bedarf, weit reicher und mannigfaltiger, und damit wächst entsprechend auch seine Abhängigkeit.[7])

5. Während nun aber die bisher bezeichneten Gegensätze mehr oder weniger von allen überhaupt lebendigen und beseelten Wesen gelten, beziehen sich andere polare Gegensätze nur auf das höhere beseelte oder das eigentlich geistige Leben. So besonders die nahe zusammenhängenden Gegensätze des unbewußten und des bewußten Lebens, der unwillkürlichen und der willkürlichen Thätigkeit. Als Geist muß nämlich die menschliche Seele sowohl bewußt als sich selbst bestimmend (frei) sein; aber als endlicher Geist vermag sie weder ihr ganzes Sein mit der vollen Klarheit des Bewußtseins zu durchleuchten, noch ihr ganzes Wirken mit der vollen Macht der Freiheit zu bestimmen. Ihr Bewußtsein umfaßt vielmehr in jedem Augenblick nur einen ganz kleinen, beschränkten Kreis, während unvergleichlich mehr im Geiste vorhanden ist, ohne im Augenblicke vom Lichte des Bewußtseins erhellt zu sein.[8]) Und ebenso sind auch die verhältnismäßig wenigen mit voller Überlegung und Willkür vollbrachten Handlungen der Seele fort und fort begleitet von unvergleichlich mehr Selbstbethätigungen, die ohne willkürliche Überlegung mit mehr oder weniger unbewußter und unwillkürlicher (instinktmäßiger) Notwendigkeit vor sich gehen. Da das Bewußtsein nichts eigentlich schafft und erzeugt, sondern nur schon Vorhandenes ins Licht setzt und von anderem unterscheidet, so kann überhaupt nur solches bewußt werden, was irgendwie schon zuvor als ein Unbewußtes in der Seele vorhanden war,[9]) wie auch willkürlich nur

gehandelt werden kann auf Grund dessen, daß durch unwillkürliche Selbstbethätigungen überhaupt erst die Möglichkeit eigenen Handelns gewonnen ist. So ruht also das Bewußte durchaus auf der Grundlage des Unbewußten und das Willkürliche auf der Grundlage des Unwillkürlichen,[10]) und es giebt im Grunde keine einzige Kraft der Seele (des Geistes), die nicht zuerst im Dunkel einer unbewußten und unwillkürlichen Wirksamkeit sich bethätigte, bevor sie, vom Lichte des Bewußtseins erleuchtet und von der Kraft der willkürlichen Selbstbestimmung ergriffen, ihre Thätigkeiten mehr und mehr auch im hellen Tageslichte und nach der Bestimmung der sie so oder anders lenkenden Freiheit vollzieht.[11]) Dabei ist allerdings beides, das Bewußte und das Unbewußte, das Willkürliche und das Unwillkürliche, nicht absolut zu scheiden; sondern wie das Unbewußte und Unwillkürliche (nicht immer, aber doch) oft genug ganz unvermerkt in Bewußtes und Willkürliches übergeht, so spielt nicht selten etwas von Bewußtsein und Willkür auch schon da herein oder wirkt auch da noch nach, wo lauter unbewußte und unwillkürliche Bethätigung zu sein scheint.[12]) Und auch hier gilt endlich abermals das Gesetz, daß mit der sich verschärfenden Klarheit des Bewußtseins und der zunehmenden Freiheit der Selbstbestimmung entsprechend auch der Umfang des in jedem Augenblick unbewußt Bleibenden wie der Umfang der die freie Thätigkeit unterstützenden unwillkürlichen Fertigkeiten wächst.

6. Als in demselben Wesen vereinigt liegen nun freilich die verschiedenen polaren Gegensätze, welche (nach Punkt 2—5) die Eigentümlichkeit des Lebendigen und Seelischen ausmachen, nicht außer und neben einander, sondern sie durchkreuzen und durchdringen sich in der mannigfaltigsten Weise. Sie alle sind im gewissen Sinne vereinigt, wenn und indem wir, im Anschlusse an die neuere Psychologie, das seelische (geistige) Wesen als einen Inbegriff von Trieben bezeichnen.[13]) Denn der Trieb als ursprüngliche und angeborne Anlage ist ein Seiendes, das aber dem Prozesse eines allmählichen Werdens und Sichselbstentfaltens unterliegt und dabei die Stelle bald eines zu gestaltenden Stoffes (Inhaltes), bald einer gestaltenden Kraft (eines Formprincipes) einnimmt. Der Trieb ist ferner etwas aus sich selbst auf ein bestimmtes Ziel Hinstrebendes und Hindrängendes, also Selbstthätiges, das aber zugleich durch und durch bedingt und von andrem abhängig ist, sofern ohne entsprechende Anregung von außen wie ohne entsprechende Zuführung dessen, was seinen Mangel ergänzt, der Trieb weder über-

haupt erwachen und in Bewegung kommen, noch insbesondere die Befriedigung seiner ihn vorwärts treibenden Bedürfnisse finden kann.[11]) Und so ist endlich der Trieb auch etwas an sich und zunächst unbewußt und unwillkürlich sich Bethätigendes, das aber eine gewisse (allerdings sehr verschieden abgestufte) Erhebung in das Gebiet des Bewußtseins und der Freiheit nicht nur verträgt, sondern mehr oder weniger geradezu fordert.

Daß so im Grunde alles, was zum seelischen und geistigen Leben gehört, zuerst und ursprünglich in der Form eines angebornen Triebes auftritt und gegeben ist, begründet von selbst eine reiche Mannigfaltigkeit des natürlichen Trieblebens. Vor allem wichtig erscheint uns hier die Unterscheidung von vorherrschend objektiven (peripherischen, materialen) Trieben, welche, den verschiedenen Beziehungen der Seele zu anderem entsprechend, den ursprünglich gegebenen (aprioriſchen, anerschaffenen) Inhalt der Seele bilden, und von vorherrschend subjektiven (centralen, formalen) Trieben, welche, dem centralen Formprincip der Seele angehörend, sich auf das Verhalten der Seele zu diesem ihrem Inhalte beziehen. Und bei den objektiven wie bei den subjektiven Trieben ist dann wieder zu unterscheiden zwischen vorwiegenden Abhängigkeits- und vorwiegenden Selbständigkeitstrieben, d. h. einerseits solchen Trieben, kraft deren die Seele sich fremden Einwirkungen zu unterwerfen und hinzugeben getrieben wird, und andererseits solchen, kraft deren sie auch unter allen Abhängigkeitsverhältnissen ihre Unabhängigkeit behauptet und ihrerseits bestimmend auf anderes einwirkt.

7. Mit dieser Bezeichnung der Seele als eines Inbegriffs (Organismus) vieler und verschiedenartiger, ihr ursprünglich angeborner und zu ihr selbst gehöriger Triebe treten wir in grundsätzlichen und bewußten Widerspruch mit der Herbart'schen Psychologie, sofern diese — und zwar lediglich auf Grund falscher metaphysischer Vorurteile, nicht auf Grund erfahrungsmäßig psychologischer Beobachtungen — von dem Satze ausgeht: die Seele sei ein schlechthin einfaches, inhalts- und beziehungsloses Wesen, für welches alle an es herantretenden Beziehungen etwas durchaus Fremdes und Äußerliches bleiben, gegen das es sich nur „selbst behaupten" könne. Aber ein so schlechthin inhalts- und beziehungsloses Wesen wäre schon überhaupt kein wirkliches, vollends kein lebendiges oder gar geistiges Wesen; und jedenfalls wäre, was an und mit ihm geschähe, sofern es weder von dem Wesen selbst aus- noch

auf dasselbe zurückginge, nur ein ganz äußerliches, zufällig entstehendes und zufällig vorübergehendes Ereignis, ohne jeden bleibenden Wert für die Seele selbst.[15]) — Daß die Beneke'sche Psychologie statt von einer schlechthinigen Einfachheit und Beziehungslosigkeit der Seele vielmehr von einer Vielheit angeborner, reizempfänglicher und die Reize selbstthätig aufnehmender und verarbeitender „Urvermögen" ausgeht und dabei auch eine ursprüngliche, individuelle Verschiedenheit der angebornen „Reizempfänglichkeit, Lebendigkeit und Kräftigkeit" der einzelnen Seelen annimmt, ist unzweifelhaft ein großer, hoch anzuschlagender Vorzug dieser Psychologie gegenüber der Herbart'schen. Aber der verhängnisvolle Grundirrtum der Beneke'schen Psychologie besteht nun darin, daß ihre „Urvermögen" nur die Kräfte der niedern, sinnlichen, animalischen Seele (die Sehkräfte, Hörkräfte, Tastkräfte ꝛc.) sind und daß sie höhere, geistige, spezifisch menschliche Urvermögen weder kennt noch anerkennt. Damit fehlt es ihr aber, ganz wie der Herbart'schen Psychologie, an einem irgend genügenden Erklärungsgrunde für das Verständnis der höhern, eigentlich geistigen Seelengebilde. Auch sie sieht sich vielmehr zu dem notwendig mißlingenden Versuche genötigt, die höhern, geistigen Seelengebilde aus den niedern, bloß sinnlichen abzuleiten d. h. sie ohne weiteres Eingreifen höherer Vermögen, ja überhaupt ohne weiteres direktes Eingreifen der Seele selbst, lediglich aus den naturnotwendigen, nach mechanischen Gesetzen erfolgenden Verschmelzungen und Ausgleichungsprozessen der ganz selbständig wirkenden sinnlichen Wahrnehmungen und ihrer „Spuren" entstehen zu lassen.[16])

8. In Wahrheit unterscheidet sich aber das menschliche Seelenleben ganz spezifisch von jedem andern, auch dem höchsten tierischen Seelenleben. Vor allem ist der Inhalt der menschlichen Seele oder der Inbegriff ihrer objektiven (peripherischen) Triebe ein unvergleichlich reicherer und mannigfaltigerer. Sie trägt in sich alle Triebe des animalischen Lebens (die Triebe der physischen Selbsterhaltung und der physischen Erhaltung der Gattung); aber zu diesen kommt noch eine ganze Reihe bloß dem Menschen eigentümlicher, wesentlich menschlicher (humaner) Triebe und Beziehungen hinzu. Und zwar nicht als ein nur äußerlich hinzugefügter Zuwachs zu den sog. niederen (animalischen) Trieben, sondern so, daß die höhern (humanen) Triebe als übergeordnete, herrschende Kräfte auch jene niederen eigentümlich gestalten und auch ihnen ein menschliches Gepräge geben.[17])

Am einfachsten gliedern sich jene objektiven, den angebornen Inhalt der menschlichen Seele bildenden Triebe nach den drei ursprünglichen Grundbeziehungen des menschlichen Geistes: zu dem, was *unter* ihm ist (der äußern Natur und seinem eigenen Leibe), zu dem, was *neben* ihm ist (dem abgestuften Organismus der menschlichen Gesellschaft), und zu dem, was *über* ihm ist (Gott und den idealen Mächten und Gesetzen).

9. Auch *nach der subjektiven (formalen) Seite* schließt die menschliche Seele das höchste, wozu es die tierische Seele bringt, (nämlich die einigermaßen bewußte Wahrnehmung einer Außenwelt, die Begierde nach dem Wahrgenommenen und die ungehemmte Hinbewegung zu dem Begehrten) in sich. Aber diese animalischen Formen werden auf der menschlichen Stufe nicht nur der (für das tierische Leben charakteristischen) Beschränkung auf das der physischen Selbsterhaltung wie der physischen Erhaltung der Gattung Dienende entnommen, sondern sie werden auch auf eine ganz neue Stufe emporgehoben, die dem noch durchaus vom naturnotwendigen *Instinkte* beherrschten tierischen Leben[18]) völlig fremd ist, nämlich auf die Stufe *geistiger Freiheit*. Das beschränkte Bewußtsein der Außenwelt, wie es allein und höchstens dem Tiere eignet, wird damit zum freien *Selbstbewußtsein*, das nicht nur die *ganze* Außenwelt (auch die nicht bloß physischen Zwecken dienende) umfaßt, sondern zugleich die Tiefen des eigenen Innern durchleuchtet. Und ebenso wird das gebundene, dem zwingenden Gesetze des Naturinstinktes unterworfene Begehren des Tieres zur freien *Selbstbestimmung*, die bildend und umgestaltend nicht nur auf die Außenwelt, sondern auch auf die eigene Natur, auf die eigenen Triebe und Begierden einwirkt.[19])

Übrigens unterliegt, obwohl die Freiheit an sich selbst und im eigentlichsten Sinne Selbständigkeit und Selbstthätigkeit ist, auch *das freie Verhalten* des endlichen Geistes (zur Außenwelt und zu seinem eigenen Inhalte) dem polaren Gegensatze der *Selbstthätigkeit* und *Empfänglichkeit*. Der freie Geist kann nämlich — und zwar beides in freier Weise — sowohl die Einwirkungen der Außenwelt und seiner eigenen Triebe hingebend in sich aufnehmen und sich aneignen, als umgekehrt, ein Neues schaffend, aus sich selbst heraus auf die Außenwelt und seine eigenen Triebe einwirken. Im ersteren Falle verhält sich der Geist *erkennend*, sofern er im Erkennen sich den (äußern und innern) Objekten, die in seinen Gesichtskreis treten, *hingebend unterwirft*, um sie in ihrer thatsächlichen Beschaffenheit, so wie in sich selber sind,

unverändert in sich aufzunehmen und sie (ideal) in sich nachzubilden. Im zweiten Falle verhält sich der Geist wollend (und handelnd), sofern er im Wollen (und Handeln) sich als die höhere, beherrschende Macht über die von ihm erkannten und vorgestellten (äußern und innern) Objekte erweist, indem er diese entweder mit ausdrücklicher und bewußter Zustimmung als das, was sie sind, anerkennt und gelten und stehen läßt oder gleichfalls mit Bewußtsein etwas anderes aus ihnen macht und sie seinen Gedanken und Zwecken gemäß umgestaltet. Die Vermittlung und den Übergang von dem Ersten zum Zweiten bildet das fühlende Verhalten des Geistes, in welchem dieser die (äußern und innern) Objekte zu seinem eigensten und persönlichsten Selbst in Beziehung setzt und sie danach beurteilt, ob sie mit seinem eigensten Selbst harmonieren oder nicht harmonieren, ob sie also von ihm zu wollen und anzustreben oder aber nicht zu wollen und abzuweisen sind. Dabei hat jedoch auch das am meisten selbstthätige und selbstmächtige Wollen (und Handeln) selbst wieder seine in gewissem Sinne leidentliche und empfängliche Seite. Denn auch zur Anstrebung und Herstellung eines Neuen (in der Außenwelt oder im eigenen Innern) kann man entweder mehr selbstthätig sich entschließen oder sich mehr durch fremde Einwirkung dazu bringen und bestimmen lassen.

Indem wir uns hiemit unumwunden zu der althergebrachten Unterscheidung der sog. drei Seelenvermögen (oder der formalen Triebe des Erkennens, Fühlens und Wollens) bekennen, ist es uns nicht unbewußt, wie abschätzig gerade diese psychologische Überlieferung heutzutage von vielen behandelt wird. Wir glauben aber, daß wie überall so auch hier der Mißbrauch einer Sache die Sache selbst nicht aufhebt. Es ist ja gewiß eine große Verkehrtheit, wenn man, wie allerdings nicht selten geschah, die drei Seelenvermögen als drei in sich abgeschlossene und ganz äußerlich neben einander liegende Kammern und Abteilungen der Seele ansieht und behandelt; aber nicht minder verkehrt ist doch auch der Herbart-Beneke'sche Versuch, das ganze Seelenleben auf die Vorstellungsthätigkeit zurückzuführen und somit auch das Fühlen und Wollen nur als eine eigentümliche Gestaltung und Abänderung des Vorstellens zu bezeichnen. Erkennen, Fühlen und Wollen sind vielmehr drei wesentlich und ursprünglich verschiedene Arten des Verhaltens der Seele zu dem ihr gegebenen Inhalte, von welchen sich keine auf die andere zurückführen oder aus ihr ableiten läßt. Sie hängen

freilich aufs engste unter sich zusammen, so daß keine für sich allein und losgetrennt von den andern wirksam werden kann und darf, vielmehr so oft eine einzelne von ihnen in Wirksamkeit tritt, mehr oder weniger deutlich auch die beiden andern als Grund oder Folge mitklingen und begleitend nebenhergehen. Aber das alles hebt doch ihren wesentlichen und bleibenden Unterschied nicht auf; das alles stößt doch die Thatsache nicht um, daß in jedem einzelnen Augenblicke eine einzelne jener drei Formen im Vordergrunde des Seelenlebens steht und dem betreffenden Falle sein eigentümliches Gepräge giebt.[20])

10. Das Gesamtergebnis des gesamten (erkennenden, fühlenden und wollenden) Verhaltens des freien Geistes zu der Gesamtheit seiner ihm zugehörigen Triebe und Lebensbeziehungen ist die freibewußte Persönlichkeit des Menschen. Diese ist somit nichts schon von Anfang an Fertiges, sondern etwas im Entstehen und in fortwährender Entwicklung Begriffenes, ja etwas, das Änderungen und Umwandlungen der eingreifendsten Art unterliegt.[21]) Die Persönlichkeit hat an der angebornen (individuellen) Natur des Menschen eine Grundlage, die immerhin eine zähe Beharrlichkeit und gewisse kaum je ganz zu verwischende Grundzüge an sich trägt; aber als Erzeugnis der Freiheit, und zwar einer bis auf einen gewissen Grad schöpferischen Freiheit, kann sie doch auf dieser Grundlage ihrer Natur in ganz verschiedener Richtung gebildet und ausgestaltet werden.[22]) Für die noch erziehungsbedürftige unmündige Jugend ist dabei von besonderer Wichtigkeit, daß nach dem Obigen auch der Freiheit neben einer vorwiegend selbstthätigen und schöpferischen Form ihrer Bethätigung zugleich eine mehr leidentliche Form der (gleichwohl nicht erzwungenen und unfreiwilligen) Hingebung an eine fremde Leitung und Einwirkung eigen ist. Denn eben hierauf beruht die Grundvoraussetzung aller erfolgreichen Erziehung, daß nämlich der erst allmählich zu voller Freiheit erwachende Geist des Zöglings sich in vertrauender und doch freier Unterordnung der Leitung des Erziehers hingiebt bis auf die Zeit, da er in selbstthätiger Freiheit seine fernere Erziehung und Bildung selbst in die Hand nehmen kann.

---

[1]) Vgl. Rümelin, Reden und Aufsätze, S. 177: „Ich wüßte keine Wissenschaft, die noch ärmer wäre an festen, allgemein anerkannten und von jedem neuen Forscher ohne weiteres vorausgesetzten Wahrheiten, als die Psychologie."

[2]) Vgl. die zunächst gegen die Hegel'sche Psychologie gerichteten Bemerkungen Lotze's in seinem „Mikrokosmus", zweite Auflage, II, S. 158 f.: „Man kann

den Geist nicht mit dem infinitivischen Denken gleichsetzen, sondern fühlt, daß er *Denkendes* sein muß. Das Wesen der Dinge kann weder Sein noch Thätigkeit sein, sondern ist *Seiendes* und *Thätiges*. Jenes Subjekt, das in diesen Partizipien erscheint, hat man richtig zu bestimmen, aber man gewinnt nichts, wenn man es leugnet und den Infinitiv an seine Stelle setzt, der diese Stelle nicht ausfüllt. — Denken heißt gar nichts mehr, wenn es nicht das Denken eines Denkenden ist; Thun und Wirken heißt nichts mehr, wenn wir bei dem Versuch es vorzustellen die Vorstellung eines von ihm unterscheidbaren Subjektes auslassen, von dem es ausginge." — *Derselbe*, medizinische Psychologie, S. 69: „Nennen wir die Seele eine *Substanz* und unterscheiden sie von andern denkbaren Substanzen dadurch, daß wir ihr die Fähigkeit zuschreiben, unter gewissen Umständen Phänomene des Vorstellens, des Fühlens und Wollens aus sich zu entwickeln, so haben wir ohne Zweifel durch jenen Begriff die Form ihrer Existenz, durch die hinzugefügten Eigenschaften den wesentlichsten Zug ihrer konkreten Natur völlig bestimmt."

[3]) Vgl. *Lotze*, Mikrok. I, S. 163 ff.: „Die Meinungen, welche mit zudringlicher Zuversicht uns auf die beständige Verknüpfung der geistigen Ereignisse mit körperlichen Veränderungen hinweisen, deuten eine bekannte Thatsache mit irriger Willkür, wenn sie in ihr den Beweis zu finden glauben, *daß alles Geistige vollkommen aus den Eigenschaften der Materie erklärbar sei*, von der es getragen wird. Von äußeren Eindrücken und ihren Wechselwirkungen mit den materiellen Bestandteilen unseres Körpers zeigt uns allerdings eine allgemeine und unablässig wiederholte Erfahrung die Veränderung unserer geistigen Zustände abhängig. Aber alle diese Thatsachen beweisen doch nur, daß die Veränderungen körperlicher Elemente ein Reich von Bedingungen darstellen, an welchen Dasein und Form unserer inneren Zustände mit Notwendigkeit hängt; aber sie beweisen nicht, daß in jenen Veränderungen die *einzige und hinreichende Ursache* liegt, welche aus eigener Kraft und *ohne die Mitwirkung eines ganz andern Prinzips zu bedürfen* die Mannigfaltigkeit des Seelenlebens aus sich allein erzeugt. — Alles, was den materiellen Bestandteilen der äußern Natur oder denen unseres eigenen Leibes begegnet, die Gesamtheit aller jener Bestimmungen der Ausdehnung, Mischung, Dichtigkeit und Bewegung, dies alles ist *völlig unvergleichbar mit der eigentümlichen Natur der geistigen Zustände*, mit den Empfindungen, den Gefühlen, den Strebungen, die wir thatsächlich *auf* sie folgen sehen und irrtümlich *aus* ihnen entstehen zu sehen glauben. — Immer bleibt der Sprung zwischen dem letzten Zustande der materiellen Elemente, die wir erreichen können, und zwischen dem ersten Aufgehen der Empfindung gleich groß, und kaum wird jemand die eitle Hoffnung nähren, daß eine ausgebildetere Wissenschaft einen geheimnisvollen Übergang da finden werde, wo mit der einfachsten Klarheit *die Unmöglichkeit jedes stätigen Übergehens* sich uns aufdrängt. Auf der Anerkennung *dieser völligen Unvergleichbarkeit aller physischen Vorgänge mit den Ereignissen des Bewußtseins* hat von jeher die Überzeugung von der Notwendigkeit geruht, *eine eigentümliche Grundlage für die Erklärung des Seelenlebens zu suchen*. —

Die Sehnsucht nach Einheit muß sich da der Anerkennung einer Mehrheit verschiedener Gründe unterordnen, wo die Thatsachen der Erfahrung uns kein Recht geben, Verschiedenes aus gleichem Quell abzuleiten. Kein Bedenken allgemeiner Art darf uns daher abhalten, für die beiden großen und geschiedenen Gruppen des physischen und des geistigen Geschehens ebenso geschiedene und auf einander nicht zurückführbare Erklärungsgründe anzunehmen." — Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, S. 860 und Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele I, S. 16: „Der Materialismus hat nie eine Erklärung der psychologischen Erfahrungen zustande gebracht, und die Hoffnung, daß ihm das einst noch gelingen werde, scheitert an dem Widerstreit, in den er mit den sichersten Fundamenten der Erkenntniskritik gerät. — Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Hirnverrichtung und Gedankenthätigkeit ist noch nicht im entferntesten dargethan. Zu sagen: weil ich für eine Erscheinung nur eine Bedingung kenne, deshalb ist diese Bedingung die einzige, das verstößt nicht nur gegen alle Regeln wissenschaftlicher Untersuchung, sondern auch gegen alle Regeln der gesunden Vernunft." — Ulrici, Leib und Seele, zweite Aufl. I, S. 146: „Wenn wir auch die Erfahrungen von einer Abhängigkeit des Bewußtseins und Selbstbewußtseins von der normalen Thätigkeit des Gehirns so hoch wie möglich anschlagen, so steht psychologisch doch nur so viel fest, daß kein Gedanke, keine „Seelenthätigkeit" ohne die Gehirnsubstanz und deren funktionelle Wirksamkeit zustande kommt. Daraus schließt Karl Vogt, daß alle Gedanken durch die Gehirnsubstanz und nur durch sie hervorgebracht, alle Seelenthätigkeiten von ihr und nur von ihr ausgeübt werden. Wäre dieser Schluß richtig, so würde man auch schließen müssen: Da ohne das Dasein und die Wirksamkeit des Lichts oder eines leuchtenden Körpers nichts sichtbar ist und gesehen wird, so ist das Sehen nur die Funktion (Wirkung) des Lichtes." — W. Griesinger Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, (in J. H. Fichte, Psychol. II, S. 201 f.): „Wüßten wir auch alles, was im Gehirn bei seiner Thätigkeit vorgeht, könnten wir auch alle chemischen, elektrischen ꝛc. Prozesse bis in ihr letztes Detail durchschauen, — was nützte es! Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Elektrische und Mechanische ist doch immer noch kein Seelenzustand, kein Vorstellen. Was soll man also zu dem platten und seichten Materialismus sagen, der die allgemeinsten und wertvollsten Thatsachen des menschlichen Bewußtseins über Bord werfen möchte, weil sie sich nicht im Gehirn mit Händen greifen lassen? — Du Bois-Reymond, Grenzen des Naturerkennens, S. 25 ff.: „Welche denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome in meinem Gehirne einerseits und andrerseits den für mich ursprünglichen, nicht wegzuleugnenden Thatsachen: Ich fühle Schmerz, fühle Lust ꝛc.? Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoffatomen nicht gleichgiltig sein sollte, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden."

[4]) Vgl. Lotze, Mikrok. II, S. 161. 164: „So lange wir eine Reihe von Erscheinungen als innerlich verbunden durch die Natur eines Dinges glauben betrachten zu müssen, so lange können wir auch das Wesen des Dinges nicht als

bloße Thätigkeit fassen, sondern müssen es in dem suchen, was die vereinigende und gesetzgebende Macht für eine Vielheit des Thuns, des Leidens und der Rückwirkung bildet. Dieser Inhalt ist das, was als Seiendes, Handelndes, Wirkendes vor uns steht und gleichweit entfernt ist von haltlosem Verfließen in die Thätigkeit selbst wie von der Starrheit eines Kernes, der sich nie in die Bewegung dahin gäbe, sondern sie stets nur äußerlich an sich kommen ließe. — Jede Veränderung setzt einen beständigen, sich gleichbleibenden Rückhalt voraus, auf welchen das sich Verändernde sich zurückzieht, um aus ihm heraus die neue Gestalt zu entwickeln." — Derselbe, Metaphysik, 1879, S. 102. 81: „Sein ist wirklich eine fortwährende Energie, eine Thätigkeit oder eine Leistung der Dinge, nicht ein Schicksal bloß passivischer Gesetztheit, das ihnen zugestoßen ist. — Deshalb gehört zu der einzigen uns gegebenen, zu der wahren Wirklichkeit auch immer der räumlich-zeitliche Wechsel der Erscheinungen oder der geschichtliche Verlauf der Dinge." —

[5]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, zweite Aufl. I, S. 216. II, S. 83 f.: „Die Seele teilt mit allen Wesen und Kräften der Welt die allgemeine Bestimmung, daß sie in ihrem Sein und Wirken, als Substanz wie als Kraft bedingter Natur ist. Im Begriffe einer bedingten Kraft liegt es unmittelbar, daß sie nur zu wirken vermag, wenn die Bedingungen ihrer Wirksamkeit gegeben sind, daß sie also nur thätig zu sein und ihre Thätigkeit zu äußern vermag, wenn andere Kräfte sie dazu anregen oder mit ihr zusammenwirken oder als Mittel ihrer Wirksamkeit sich ihr darbieten. — Aber nachdem sie den Anstoß empfangen, tritt sie in eine ihrer Natur eigentümliche Aktivität, die insofern Selbstthätigkeit genannt werden muß, als sie keine bloße Folge der Anregung ist, sondern aus der eigenen Natur der Seele entspringt und in eigentümlicher, ihr entsprechender Weise sich vollzieht. Indem die Seele die äußere Einwirkung (Nervenreizung) nicht bloß passiv aufnimmt und in sich walten läßt, sondern sie selbstthätig ergreift und auf ihr eigenes Centrum (Selbst) überträgt, wird die äußere Einwirkung zu einer Erregung ihrer Selbstthätigkeit und zu einer Bestimmtheit ihrer selbst, welche sie zwar annimmt und ihrer Natur nach annehmen muß, gegen welche sie aber zugleich in einer Gegenbewegung von ihrem Centrum aus reagiert. Die Reaktion ist der unmittelbare Erfolg der Übertragung. Denn indem die äußere Einwirkung von der Seele selbst bis zu ihrem Centrum fortgepflanzt wird, trifft diese centripetale Bewegung eben im Centrum auf den Sitz der centrifugalen Gegenbewegung und ruft die Reaktion der Seele auf die äußere Einwirkung hervor." — Lotze, Mikrok. I, S. 206 f.: „Die Seele fällt uns unter den Begriff eines reizbaren Wesens. Nicht von selbst und ohne fremde Anregung strebt ihre Natur zur Thätigkeit oder vermag sie sich Ziel und Richtung ihres Thuns vorzuzeichnen, sondern Eindrücke, die von außen an sie gelangen, rufen sie zu Rückwirkungen auf, aus deren weiteren Wechselwirkungen die Mannigfaltigkeit des inneren Lebens entspringt." — Derselbe, Metaphysik, S. 104. 115 f.: „Alles, was wir mit Recht Rezeptivität nennen dürfen, besteht nicht in Abwesenheit jeder eigenen Natur, sondern in wirksamer Anwesenheit bestimmter Beschaffenheiten, die allein dem empfänglichen Elemente erst möglich machen, ihm zugemutete Eindrücke aufzunehmen und aus ihnen seine eigenen

Zustände zu machen. — Kein Ding ist in dem Sinne passiv oder rezeptiv, daß es irgend einen fertigen Zustand als Zugabe zu seiner Natur von außen aufnehmen könnte. Zu allem, was in ihm als Zustand entstehen soll, liegt eine wesentliche und unentbehrliche Mitbedingung in seiner eigenen Natur; nur mit dieser zusammen kann ein äußerer Anstoß den vollständigen Grund bilden, welcher Art und Form der entstehenden Veränderung bestimmt. — So verhalten sich nicht nur die lebenden Wesen, sondern so auch die unlebendigen Körper: unter demselben Schlage ändert der eine nachgiebig seine Form, der andere zerspringt, ein dritter gerät in anhaltende Schwingungen, einige explodieren, alle thun das, wozu jeden seiner ganz bestimmten Fügung und Zusammensetzung zufolge der äußere Reiz veranlassen konnte." — J. H. Fichte, Psychol. I, Vorrede S. XII f.: „Die Entwicklung des menschlichen Geistes ist Selbstentwicklung, d. h. von allem, was seines Bewußtseins Eigentum geworden, hat er nichts von außen bloß empfangen, leidend in sich aufgenommen, sondern durch Wechselwirkung mit einem andern selbstthätig sich angeeignet. Dies der Fundamentalsatz jeder gründlichen Psychologie."

[6]) Vgl. Horwicz, psycholog. Analysen I, S. 33. 154: „Das Wesen eines Dings besteht in der Art und Weise, wie dasselbe Einwirkungen von außen empfängt und darauf reagiert, d. h. wie es leidend und thätig in den Causalnexus eingeht. Denn auf dem Spiel von Aktion und Reaktion beruht alle Kraftwirkung, die physische, die organische wie die seelische. — Auch bei der Rezeptivität und Spontaneität oder dem leidenden und thätigen Verhalten der Seele lassen sich die Gegensätze in der Wirklichkeit nicht so scharf trennen als im Begriffe. Bei der Aufnahme von Reizen durch die Sinnesnerven verhält sich die Seele leidend, rezeptiv, sie reagiert aber sofort auf den Reiz und wird thätig in einer Reihe von seelischen Prozessen. Die Seele ist niemals rein rezeptiv oder rein spontan, sondern immer beides zugleich. So sind den höheren Seelenprozessen gegenüber die niederen rezeptiv, jene spontan, die praktischen Seelenrichtungen spontan gegenüber den theoretischen, die dann rezeptiv sind. Das rezeptive und spontane Verhalten kann daher keinen Einteilungsgrund abgeben. Wohl aber kann es von Interesse sein, zu untersuchen, ob ein Prozeß einem andern gegenüber rezeptiv oder spontan sei."

[7]) Vgl. Lotze, Mikrok. I, S. 154 f.: „Die höchsten und edelsten Erscheinungen der Natur wie des geistigen Daseins glaubt ein weitverbreiteter Wahn durch strenge Bedürfnislosigkeit ausgezeichnet, durch unüberwindliche Starrheit ihres Kernes siegreich gegen alle Angriffe der äußern Welt, durch Einfachheit ihres inneren Gefüges in der Stätigkeit ihrer Entwicklung gesichert. In Wahrheit aber hat alles Höhere mehr Voraussetzungen als das minder Hochgestellte."

[8]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele II, S. 33 f.: „Jede oberflächliche Selbstbeobachtung ergiebt, daß der Inhalt unseres Bewußtseins immer nur ein sehr beschränkter ist. Wir sind uns niemals der Summe alles dessen bewußt, was wir erlebt, gethan und gelitten, gelernt, gedacht, erforscht, erkannt und gewußt haben, obwohl wir der einzelnen Begebenheiten, Erfahrungen ꝛc. uns zu erinnern d. h. sie ins Bewußtsein zurückzurufen vermögen. Diese „Enge des

Bewußtseins" erklärt sich nur, wenn wir annehmen, daß das Bewußtwerden auf einer bestimmten (unterscheidenden) Thätigkeit der Seele beruht. Denn die unterscheidende Thätigkeit kann immer nur zwei Objekte als Stoff ihres Thuns verwenden; ja sie kann sogar diese zwei nicht schlechthin gleichzeitig fassen, sondern nur — wenn auch mit der Schnelligkeit des Gedankens — von einem auf das andere übergehen, zwischen beiden hin und her sich bewegen." — Horwicz, psycholog. Analysen I, S. 262: „Was man die Enge des Bewußtseins nennt, bildet zugleich die fundamentalste und am meisten charakteristische Eigentümlichkeit unseres ganzen Wesens. Ohne sie würden wir alles zu gleicher Zeit oder vielleicht nichts wahrnehmen; fortwährend hätten wir den ganzen unendlichen Vorrat von Vorstellungen gleich gegenwärtig, es gäbe kein Erinnern, kein Vergessen, keine Vertiefung, keine Zerstreuung, keine Koncentration und kein Übersehen. Es läßt sich gar nicht ausdenken, was wir ohne diesen einzigen Umstand wären, vielleicht allwissend, vielleicht gar nicht einmal denkende Wesen. Gewiß ist, daß, wie wir einmal sind, die Enge des Bewußtseins sowohl unsere Schwäche als auch unsere Stärke ausmacht."

[9]) Vgl. J. H. Fichte, Psychologie I, S. 81 ff. S. 162 f.: „Das Bewußtsein kann nur beschrieben werden als innere Erleuchtung vorhandener Zustände, so daß sie nunmehr für das Wesen existieren, welches sie besitzt. — Das Bewußtsein als solches ist nicht produktiv, bringt nichts Neues hervor, sondern es begleitet nur mit seinem Lichte gewisse reale Zustände und Veränderungen in der Seele, während gewisse andere ebenso real in ihr vorhandene im Dunkel bleiben. — Das Bewußtsein ist kein ruhender Zustand der Seele, kein fertig Vorhandenes von genau begrenztem Inhalte; sonst wäre der Kreis ihrer Vorstellungen immer und unveränderlich derselbe, was der Erfahrung widerspricht. Sondern jenes Licht, welches wir Bewußtsein nennen, gleitet wie ein flüchtiger Strahl über die verschiedenen Zustände der Seele hinweg, im Wechsel sie beleuchtend oder im Dunkel lassend. — Eben die Fähigkeit, in jenen Zustand innerer Erleuchtung zu geraten, müssen wir als den spezifischen Unterschied bezeichnen, der dasjenige Reale, welches den Namen „Seele" verdient, von den niedriger stehenden Realwesen abtrennt, welche unveränderlich in blinder Objektivität verharren. — Jede bleibende Bewußtheit und jedes wechselnde Bewußtwerden setzt daher notwendig eine dunkle Region im Geiste voraus; andernfalls gäbe es nichts zu beleuchten. Und schon hieraus erklärt sich die Thatsache, daß in jedem gegebenen Falle die Dunkelregion des Geistes unbestimmbar größer sei als die Region seiner Erhellung."

[10]) Vgl. Martensen, christliche Ethik I, S. 141 f.: „Das Bedingte der Freiheit des Menschen zeigt sich auch darin, daß wie seine Leiblichkeit so auch sein geistiges Wesen sich aus einem dunkeln Naturgrunde herausentwickelt. Sein Selbstbewußtsein entfaltet sich aus der unbewußten, dunkeln, embryonischen Tiefe seines Wesens. Die menschliche Seele führt ein zwiefaches Dasein, ein taghelles, selbstbewußtes, und ein nächtiges, unbewußtes Dasein und trägt in ihrer nächtigen Tiefe einen Inhalt, der niemals vollkommen in unserem Bewußtsein aufgeht. Gottes Freiheit dagegen ist dadurch die vollkommene, daß sie sich nicht aus einem dunkeln Naturgrunde entwickelt, daß jener Dualismus zwischen Geist und Natur,

zwischen dem Selbstbewußten und Unbewußten, zwischen Tag und Nacht in Gott ewig überwunden ist, daß Gott ein Licht ist, in welchem keine Finsternis." — Carus, Psyche S. 71 ff.: „Soweit das Reich des Bewußtlosen geht, soweit herrscht auch die Notwendigkeit, während unmittelbar mit dem Aufgehen des Bewußtseins auch die Freiheit sich begründet. So wie daher unser ganzes psychisches Dasein immerfort zwischen Unbewußtsein und Bewußtsein schwebt, so bleibt ein stetes Schwanken zwischen Willkür und Zwang, zwischen Freiheit und Notwendigkeit uns unabänderlich im ganzen Leben zugeteilt. — Alles bewußte Seelenleben bildet sich nur aus dem unbewußten hervor, wie aus der dunkeln Erfühlung das Selbstgefühl und zuhöchst das Selbstbewußtsein, und aus der notwendigen Thätigkeit die freie That. Daher nehmen auch alle einzelnen Regungen der bewußten Seele vom Unbewußten aus eine bestimmte bleibende Färbung, eine gewisse notwendige Eigentümlichkeit an, sofern gleich dem durchaus Unbewußten auch alle früher einmal zum Bewußtsein gelangten, dann aber wieder unbewußt in der Seele schlummernden Gefühle und Erkenntnisse immerfort auf das bewußte Seelenleben einwirken. — Jeder wird an sich die Erfahrung machen, daß irgend ein Eindruck, irgend eine Vorstellung, wenn sie lange unbewußt in der Seele geruht hat und nun wieder ins Bewußtsein tritt, bei diesem Wiederauftauchen immer in irgend einer Beziehung anders geworden ist und daß sie von da an nicht mehr vollständig der früheren Art gleicht. In einzelnen Fällen ist die Vorstellung in sich potenziert worden, hat an Schönheit, Größe und Mannigfaltigkeit gewonnen, in andern ist sie gleichsam zurückgegangen und hat an Schönheit, Fülle und Mächtigkeit verloren. Nur ein langes in der Seele Behalten eines Grundgedankens begünstigt das Reifwerden desselben. — Ja es gilt nicht bloß von einzelnen Vorstellungen, Gedanken und Gedankenreihen, daß eine Rückkehr ins Unbewußte sie steigert und kräftigt, sondern es gilt dies ebenso vom ganzen Individuum. Namentlich beruht das für die bewußte Seele unleugbar Erquickende des Schlafes d. h. eben der periodischen Rückkehr ins Unbewußtsein hauptsächlich auf diesem Grunde. Wie oft findet man nicht, daß ein Gedanke, welcher uns nicht ganz deutlich werden wollte, oder eine Beziehung, die nicht aufgefunden werden konnte, nach oft nur ganz kurzem Versinken in ruhigen Schlaf mit einem Male klar vors Bewußtsein tritt!"

[11]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. I, S. 155 f.: „Ausschließlich dem Bewußtsein legt man gemeinhin die Wirkung bei, daß es innern Zusammenhang Folgerichtigkeit und zweckmäßige Ordnung in die Reihe unserer Vorstellungen und der von ihnen abhängigen Handlungen bringe. Im Bewußtsein und nur in ihm sieht man den überwachenden Leiter unseres Lebens, zugleich den einzigen wahren Grund für das, was uns zu „vernünftigen" Wesen mache. Mit Erstaunen muß man gewahren, daß dem nicht so ist. Vor allem wirklichen Bewußtsein waltet schon in uns ein solcher verborgener Leiter bis auf die frühesten Lebensverrichtungen herab, eine unsere bewußtlosen Triebe begleitende und ordnende Reihe von „Instinkten." Ja es zeigt sich die weitere merkwürdige Thatsache, daß in dem Maße, als dieser leitende Trieb vorbewußt wirkt d. h. je weiter er sich von der Möglichkeit entfernt, sich in bewußtes Vorstellen aufzulösen (wie z. B. bei den eigentlich organischen Verrichtungen, welche im normalen Zustand

stets bewußtlos bleiben), desto sicherer und energievoller wirkt solcher Trieb. Je heller dagegen das Vorstellen in uns vom Bewußtsein durchleuchtet d. h. zum Denken wird, wodurch wir zugleich seiner innern Gründe und Bedingungen Herr werden, desto mehr knüpft sich ganz folgerichtig Zweifel und Irrtum an unsere Fersen. Wir sind von der einen Seite reicher geworden im Bewußtsein aller Möglichkeiten; von der andern haben wir damit die „Unschuld" des sicher getroffenen, einzig richtigen Zieles verloren. So alternieren bewußte und unbewußte Vorstellungsakte unabläßig in uns und tauschen sich aus. Aber sie sind innerlich nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade des Bewußtseins nach verschieden." — Derselbe, Psychol. II, S. 41 f.: „Instinkt ist vernunftwolles, aber unbewußtes Wollen. Es erhellt, daß Instinkt und instinktives Wollen zwar eine universale Welterscheinung sei und so als Urthatsache, auf welche tausend verschiedenartige Wirkungen zurückzuführen sind, in gewissem Sinn ein Letztes oder Erstes bilde, daß sie aber keineswegs an sich ein Letztes oder ein Absolutes sein könne, wozu man in den verschiedensten Gestalten spekulativer Begriffsfassung sie hinaufzuschrauben trachtete. Denn was ist der Begriff einer absoluten, aber bewußtlosen „Vernunft", einer „unendlichen Subjektivität" ohne den Mittelpunkt eines Ursubjektes — was ist dies alles mehr als der gewaltsame Versuch, den universalen Weltinstinkt, der als Thatsache zwar besteht, aber sich selbst weder begreifen noch erklären kann, zum Absoluten zu erheben d. h. zum höchsten, allerklärenden Prinzip eben dasjenige zu machen, was selbst der Erklärung in letzter Instanz und aus einem noch Höheren bedarf?"

[12]) Vgl. Ebrard, Apologetik I, S. 84: „Das unbewußte Denken ist keine isolierte Insel im Geistesleben, sondern tritt mit der Wahrnehmung und dem Willen und auch mit dem reflektierenden Denken in Beziehung. Und zwar finden wir jene hinter dem reflektierenden Bewußtsein vor sich gehende geistige Thätigkeit nicht etwa nur in vereinzelten Beispielen, sondern ähnlich wie beim leiblichen Sehen fortwährend neben dem intendierten Hinblicken auf einen Punkt das unwillkürliche Erblicken des ganzen Gesichtsfeldes stattfindet, findet auf dem geistigen Gebiete neben dem auf je ein Objekt reflektierenden Denken unaufhörlich ein unbewußtes oder besser ein unreflektiertes Denken und Handeln statt, z. B. im geschickten Vermeiden von Steinen, über die man beim Gehen stolpern könnte, während das reflektierende Bewußtsein mit ganz andern Dingen, z. B. einem interessanten Gespräch beschäftigt ist." — Horwicz, psycholog. Analysen I, S. 264. 307. 310: „Die zahlreichen allmählichen Übergänge und Mittelglieder zwischen Bewußtem und Unbewußtem, wie sie sich bei allen Bewußtseinsphänomenen wiederholen, dürften zur Genüge darthun, daß der Unterschied zwischen beiden nur ein fließender ist. — Die einzelne Vorstellung befindet sich bald im Bewußtsein, bald ist sie unbewußt. Dies scheinen zwei scharf gesonderte, unvereinbar entgegengesetzte Zustände zu sein. Doch lassen sich leicht Übergänge und Zwischenstufen nachweisen. Der Übergang vom Unbewußtsein zum Bewußtwerden einer Vorstellung geschieht oft blitzartig unvermittelt, oft aber auch, wie z. B. beim mühsamen Sichbesinnen, ganz allmählich. — Es sind dieselben Zustände, die in einem etwas langsameren Tempo sich als Schlaf und Wachen zeigen; und eben denselben Wechsel sehen wir (ver-

mittelst eines schneller oder langsamer verlaufenden Gefühlsprozesses) den verschiebbaren Horizont unserer verfügbaren Vorstellungen beherrschen."

[13]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele II, S. 301: „Man kann in der That das ganze Leben der Seele als ein Triebleben bezeichnen (und es ist das Verdienst Fortlage's, diese Betrachtung zuerst mit wissenschaftlicher Gründlichkeit durchgeführt zu haben). Denn alles Leben, das psychische sowohl als das physische, beruht im Grunde auf immanenten Trieben. Aber eben darum ist wenig damit gewonnen, wenn man aus dem Leben der Seele ein bloßes Triebleben macht. Es kommt darauf an, diejenigen Triebe hervorzuheben, welche dem Menschen speziell angehören und ihn von Tier und Pflanze unterscheiden." — J. H. Fichte, Psychologie II, S. 20. 128 f.: „Der Geist selbst ist ein Triebwesen, und zwar so, daß alles, was wahrhaft zum Wesen des Geistes gehört, unter irgend einer Gestalt des Triebes in ihm präexistieren und auch seinem Bewußtsein mehr oder weniger deutlich sich ankündigen muß. Auch das Höchste, Idealste, vom bewußten Willen zu Erstrebende muß im tiefsten Grunde des Geistes als Trieb präexistieren. Nichts ist daher einseitiger, kurzsichtiger, wir möchten sagen: irreligiöser, als der von Kant überlieferte moralische Purismus, der den Trieb überhaupt verurteilt oder als unberechtigt schilt, weil er nur die sinnliche Seite desselben kennt." — Für Horwicz sind allerdings „die Gefühle die ursprünglichsten und elementarsten Seelengebilde, aus welchen alle übrigen Seelenthätigkeiten hervorgehen und in die sie auch in ihrer weiteren Entwicklung wieder zurückkehren", während die Triebe ihm schon abgeleitete Funktionen sind als „die unmittelbar und zunächst aus den Gefühlen hervorgehenden, auf ihre Befriedigung abzielenden Bewegungsthätigkeiten" (vgl. „psychologische Analysen" I, S. 358. II[a], S. 178. II[b], S. 680. Aber die Entstehung eines Gefühles der Lust oder Unlust setzt doch jedenfalls ein noch Früheres voraus, das den Grund und Maßstab dafür bildet, daß irgend eine Einwirkung als etwas das Selbst Förderndes oder Störendes in einem Gefühle der Lust oder Unlust empfunden wird. Dieses Frühere und darum den Gefühlen gegenüber Ursprünglichere sind aber eben die den (objektiven) Inhalt der Seele bildenden Triebe.

[14]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele I, S. 340 ff. II, S. 301 ff.: „Der Trieb äußert sich überall als eine treibende, erregende, sollizitierende Kraft, die auf einem Bedürfnisse beruht. Das Bedürfnis ist der unmittelbare Ausdruck der Bedingtheit des lebendigen Wesens. Jedes lebendige Wesen hat daher Bedürfnisse, und jedem Bedürfnisse entspricht ein bestimmter Trieb, d. h. weil das lebendige Wesen Bedürfnisse hat, von deren Befriedigung sein Bestehen abhängt, so sind ihm treibende Kräfte verliehen, die, von den Bedürfnissen sollizitiert, ihrerseits das lebendige Wesen zur Thätigkeit anregen. — Damit erscheint die Bedingtheit des lebendigen Wesens nimmer als bloßes Leiden, als bloßes Bewegt- und Beeinflußtwerden, sondern als immanente Kraft und Thätigkeit, welche das lebendige Wesen befähigt, die Bedingungen seines Bestehens sich selber zu beschaffen. Die Bedingtheit verwandelt sich so in Selbstbedingung, in Bedingtheit durch sich selbst, welche als solche zugleich Selbständigkeit, Unabhängigkeit von andrem ist. — Jeder Trieb ist daher ein Trieb der Selbsterhaltung,

der zusammenfällt mit dem allen Kräften, Vermögen und Fähigkeiten innewohnenden allgemeinen Triebe nach *Selbstbethätigung*. Es giebt kein Vermögen weder des Leibes noch der Seele, das nicht seiner Natur gemäß danach strebte, sich zu äußern, aktiv zu werden, und das nicht — weil es ein bedingtes ist und daher nur mit dem Eintreten der Bedingung zur Thätigkeit kommen kann — auch *nach* den seine Thätigkeit bedingenden äußern Elementen (Stoffen und Kräften) verlangte und suchte. — Ist der Trieb *ein innerer Zug, eine zum Gegenstande des Bedürfnisses hintreibende Kraft*, so hindert nicht nur nichts, sondern die Thatsachen machen die Annahme höchst wahrscheinlich, daß er zu seinem Gegenstande in einem ähnlichen Verhältnisse stehe, wie die durch Gravitation sich gegenseitig anziehenden Körpermassen zu einander oder wie die durch chemische Affinität auf einander angewiesenen und zu einander sich hinbewegenden Stoffe. Wie die Magnetnadel stets nach Norden sich richtet und die Lage des Pols auffindet, so richtet sich der Trieb auf den Gegenstand seines Bedürfnisses und weiß, wo er (wie im Tiere) als Instinkt das Princip zweckmäßiger Thätigkeit vertritt, diesen Gegenstand mit großer Sicherheit zu finden."

[15]) Vgl. *Lotze*, Mikrokosmus III, S. 483. 463. 468: „Alle Begreiflichkeit des Weltlaufes beruht für uns auf durchgängigen Beziehungen, welche alle Dinge mit einander verknüpfen. — Im besten Glauben, die gemeine Meinung zu verbessern, scheint mir ihrerseits die philosophische Reflexion sich zu verirren, wenn sie darüber hinaus in einer *beziehungslosen Wirklichkeit*, in einem völlig selbstgenügsamen Beruhen auf sich das wahre, reine Sein sucht, das den Dingen an sich zukomme und sie erst befähige, Anknüpfungspunkte für Beziehungen zu werden. *In gar keinen Beziehungen zu anderem zu stehen*, weder erkannt zu werden noch zu erkennen, weder in einer räumlichen Lage noch in einer zeitlichen Ordnung zu anderem befaßt zu sein, weder von irgend etwas zu leiden noch sich durch irgend eine Wirkung bemerklich zu machen: eben dies scheint der gewöhnlichen Meinung *das Los des Nichtseienden, nicht aber des Seienden zu sein*, und sie fragt mit Recht, wodurch denn dieses reine Sein sich von dem Nichtsein unterscheide?" — *Sigwart*, Logik II, S. 159 f.: „So groß das Verdienst der Herbart'schen Psychologie in der Richtung ist, daß sie die Erforschung des kausalen Zusammenhangs des wirklichen konkreten Geschehens als das letzte und eigentliche Ziel der Psychologie hinstellt, gegenüber der bloßen Klassifikation der psychischen Phänomene, welche die Behandlung der Psychologie in der Form der Lehre von den Seelenvermögen hatte, und so viele wertvolle Wahrnehmungen sie im einzelnen zur Geltung brachte: so willkürlich ist der Weg, den sie einschlug, *aus einem vorausgesetzten Einfachen, das wir nirgends finden, dasjenige zu konstruieren, was wir finden*; und die gewaltsamen Umdeutungen, welche die Vorgänge des Gefühls und des Strebens sich gefallen lassen mußte, wie die zwar scharfsinnige, aber den Kernpunkt umgehende Konstruktion der Thatsache des Selbstbewußtseins, waren die notwendigen Folgen einer Methode, welche unter der Herrschaft *metaphysischer Voraussetzungen* über das Wesen der Seele, die Natur ihrer Selbsterhaltungen und ihr Verhältnis zu einander *konstruierend verfuhr*, ohne sich zuerst die Möglichkeit einer Vergleichung der Resultate der Konstruktion

mit dem Thatbestande gesichert zu haben." — J. H. Fichte, Anthropologie, dritte Auflage, S. 148 ff., Psychologie I, S. 169. 235 f.: „Herbart hat den Begriff der realen Seele wieder hergestellt und für die Psychologie das Princip des realistischen Individualismus für immer gesichert. Aber an eine mangelhafte, in den abstraktesten Kategorieen sich abschließende Metaphysik gefesselt konnte er auch die Seele nur in abstraktester Weise als einfache, zugleich schlechthin einfach bleibende Position fassen. Die Veränderungen, welche im Bewußtsein sich ereignen, dürfen ihrer Einfachheit und ihrem Einfachbleiben schlechthin nichts anhaben; so fordert es allerdings die Konsequenz jenes abstrakten Seelenbegriffs. Die Vorstellungen wechseln an der einfachen Seele; sie selbst ist bei diesem Wechsel unbeteiligt; sonst bliebe sie nicht mehr einfach. — Grundlage von Herbarts ganzer Theorie ist der Fundamentalsatz, welcher sich auf metaphysische Voraussetzungen stützt: die Seele sei ein durchaus einfaches, in ihrer Einfachheit beharrendes, damit an sich vorstellungs- und bewußtloses Reale. „Vorstellung" ist lediglich ein Geschehen in der dabei passiv sich verhaltenden Seele, indem sie durch irgend eine (ihrem eigenen Wesen zufällige) Verwicklung mit einem andern Realen zu eigentümlicher Selbsterhaltung genötigt wird. — Die Seele ist lediglich die formale Einheit, der Wirkungsraum und Schauplatz der in ihr zusammentretenden Vorstellungen, welche sich nach ihrer sonstigen qualitativen Beschaffenheit gegenseitig fördern oder hemmen, verstärken oder verdunkeln, wobei die Seele lediglich das Zusehen hat. Die Seele gleicht dabei mehr einem umschließenden Gefäße, in welchem die Tropfen zusammenrinnen und aus sich selbst ein „Zusammen" erzeugen, als einer wirksamen, die Verschmelzung hervorbringenden Einheit, einem einenden Prinzipe: denn die Seele bleibt dabei „einfach" und in ihrem eigenen Wesen „unveränderlich". Ihr (jedesmaliger) Bewußtseinszustand ist das Gesamtergebnis jener ihr zu teil werdenden psychischen Ereignisse, nichts aus ihr selber Hervorgebrachtes, frei Angebildetes; denn damit wäre sie „Veränderungen" unterworfen." — Ulrici, a. a. O. II, S. 163: „Die Einheit der Seele ist allerdings eine wohlbegründete psychologische wie physiologische Forderung. Aber die Einheit ist keineswegs identisch mit der Einfachheit, noch involviert sie die letztere. Die reine Einfachheit ist auch mit einer Mannigfaltigkeit von bloßen „Selbsterhaltungen" schlechthin unverträglich. Die Einheit dagegen wird durch eine Mehrheit von Kräften oder Vermögen keineswegs gefährdet. Und daß die Seele nicht als Einheit mannigfacher Kräfte oder Thätigkeitsweisen, sondern als schlechthin einfach zu fassen sei, hat Herbart durch seine Erörterung des Begriffs des „Realen" keineswegs erwiesen. — Lotze, Metaphysik, S. 534 f.: „Indem Herbart das, was in dem einfachen realen Wesen bei seinem „Zusammen" mit andern geschieht, als Selbsterhaltung bezeichnet, macht er uns Hoffnung, daß in seiner Weltansicht der spezifische Begriff der Thätigkeit zur Geltung kommen werde. In Wahrheit aber ist diese Selbsterhaltung nur eine aktive Sprachform für ein bloßes Geschehen. Denn wenn überhaupt die Seele einmal thätig gewesen ist, so ist sie es nach der Herbart'schen Psychologie doch nur einmal gewesen. Gegen die Reize, die von außen kommen, hat sie durch Erzeugung der einfachen Empfindungen sich

behauptet, aber von da an ist sie passiv geworden und läßt ihre inneren Zustände thatlos sich über den Kopf wachsen. Alles, was weiter in ihr geschieht, die Bildung ihrer Begriffe, die Entwicklung ihrer verschiedenen Vermögen, die Festsetzung der Grundsätze, nach denen sie handelt, — alles dies sind die mechanischen Resultate der Gegenwirkungen jener einmal erregten primären Selbsterhaltungen, und niemals zeigt sich die Seele, der Boden, auf dem dies geschieht, vulkanisch und reizbar genug, um mit neuen Rückwirkungen in das Spiel der Zustände einzugreifen und ihnen Wendungen zu geben, die nicht analytisch aus ihnen allein schon nach allgemeinen Gesetzen ihrer Wechselwirkungen hervorgingen." — Auch Horwicz a. a. O. I, S. 162 f. wirft der Herbart'schen Psychologie vor, daß für sie „diesen statisch und mechanisch wirkenden Vorstellungen gegenüber jede Spur von einer Thätigkeit der Seele verschwinde." „Nicht die Vorstellungen als solche hemmen oder verdrängen sich aus eigener Kraft, sondern die Thätigkeit der Seele erhebt jetzt diese jetzt jene Vorstellung ins Bewußtsein, und zwar ist das leitende Gesetz dabei das Gefühl. Diesen grundlegenden Anteil des Gefühles hat Herbart und seine ganze Schule übersehen, und dies konnte nicht anders geschehen, weil sie sich durch die metaphysischen Vorurteile vom einfachen, freud- und leidlosen Seelenwesen den Weg und die Aussicht dahin versperrt hatten." — Wundt, physiologische Psychologie, S. 798: „Bei Herbart löst sich alles innere Geschehen in Verhältnisse der Vorstellungen zu einander auf. Was wir sonst selbst zu thun und zu leiden glauben, das thun und leiden bei ihm die Vorstellungen. Treffend sagt Herbart selbst von seiner Psychologie, sie konstruiere den Geist aus Vorstellungsreihen, ähnlich wie die Physiologie den Leib aus Fibern. Aber so wenig es jemals gelingen wird, aus der Reizbarkeit der Nervenfasern die physiologischen Funktionen zu erklären, da vielmehr die Nervenfasern des Zusammenhalts durch centrale Gebilde bedürfen, von denen aus sie regiert werden, so fruchtlos ist das Unternehmen, aus dem Drücken und Stoßen der Vorstellungen die innere Erfahrung abzuleiten."

Über die bedenklichen Konsequenzen der Herbart'schen Psychologie auch für die Pädagogik spricht sich mit besonderer Schärfe J. H. Fichte in seiner Broschüre über „die Nationalerziehung der Gegenwart" S. 17 f. in folgender Weise aus: „Herbart wird durch seinen Grundsatz von der formalen Einfachheit des Seelenwesens, von der Leerheit desselben an allen ursprünglichen Anlagen zu einer Überspannung der pädagogischen Aufgabe, zu einer Überschätzung ihrer Leistungsfähigkeit hingetrieben, welche die Erfahrung keineswegs bestätigt. Nach der Konsequenz jenes Princips sollte die Erziehung aus dem an sich völlig indifferenten Seelenwesen alles machen, was sie will. Sie braucht ihm bloß nach den ihr bekannten Gesetzen des psychischen Mechanismus die rechten Vorstellungen in gehöriger Stärke, Ordnung und Klarheit zuzuführen, um sie in seinem Bewußtsein zu herrschenden zu machen, gegen welche die andern, welche durch Zufall sich ihm angebildet haben, aber nicht sein sollen, gar nicht mehr aufzukommen vermögen. Da es ferner dem menschlichen Seelenwesen an jeder ursprünglichen Anlage gebrechen soll, so würde daraus

weiter folgen, daß durch Erziehung, Unterricht, Zucht jeder jedes werden kann, was die Erziehungskunst aus ihm zu machen beabsichtigt, falls nur die äußern Umstände (nicht die innere Begabung) es erlauben, das Erziehungswerk an ihm zu vollenden. Denn nach dieser Grundauffassung ist der Mensch in seinem geistigen Bestande und Bildungsgrade durchaus und vollständig das Produkt äußerer Einflüsse, sei es des Zufalls, was nicht sein soll, oder der Kunst, was eben die Erziehung zu leisten hat. Alles und jedes kommt durch Anbildung in die an sich leere Seele hinein. Von ursprünglichen Anlagen, Grundtrieben, verschieden gearteten Prädispositionen zu dem einen und wider ein anderes kann bei ihr nicht die Rede sein; dies gehört zu den „Mythen" der alten Psychologie. Dieser Gesamtansicht widerspricht nun aber die gesamte Erfahrung, und zwar schon nach den täglich bestätigten Beispielen, daß dieselbe Erziehung bei verschiedenen Individuen durchaus verschiedene Erfolge darbietet, was mit Notwendigkeit ein Vorausgegebensein verschiedener geistiger Vorbedingungen voraussetzt." — Ähnlich auch Professor Weiß in den „Neuen Blättern aus Süddeutschland", 1872, S. 253. 263: „Lehrer und Erzieher sind bei Herbart nicht bloß die Gärtner, welche die vorhandenen Keime der Seele zur Entfaltung bringen, pflegen und behüten, sondern sie sind die Techniker, welche die Maschine des Geistes erbauen, oder die Chemiker, welche die Elemente herbeibringen und mischen, um daraus dieses oder jenes Produkt (Präparat) des Seelenlebens hervorgehen zu lassen. — Das eigentümliche Wesen des Geistes, nämlich gerade die Persönlichkeit, die sittliche Freiheit, Selbständigkeit und Selbstverantwortung, die Subjektivität wird hier fallen gelassen; die Seele wird zu einem wenn auch übersinnlichen, aber doch durchaus unselbständigen, ganz von dem Mechanismus des Vorstellungsprozesses beherrschten Naturwesen, gleichsam nur zu einem Bette für den Strom der Vorstellungen, der durch sie hindurchgeleitet wird, während sie doch ein selbständiger Quell des Geistes sein soll. Sagt der Materialist: der Mensch ist ein Produkt von Eltern, Amme, Nahrung, Luft, Wasser und dgl., so muß man nach Herbart sagen: „Der Mensch ist ein Produkt der gesamten Einwirkungen seiner Außenwelt, namentlich seiner menschlichen Umgebung, seiner Zeit und insbesondere seiner Erzieher."

[16]) Vgl. Lotze, Mikrok. I, S. 203 f.: „Jede Auffassung des Lebens der Seele muß zuletzt mit der Anerkennung einer Vielheit auf einander nicht zurückführbarer Äußerungsweisen der Seele schließen. Eine Lehre, welcher die Psychologie große Fortschritte verdankt, beschränkt jedoch diese Anerkennung auf jene Rückwirkungen, welche die Seele in unmittelbarer Wechselwirkung mit äußeren Reizen entwickelt, auf die einfachen Empfindungen. Diese ursprünglichsten Äußerungen, mit denen das Leben der Seele anhebt, betrachtet auch sie als nicht zurückführbar auf einander, und sie meint nicht sagen zu können, warum das Wesen, dem Licht und Farben erscheinen, andere Eindrücke als Töne auffassen müsse. Alle andern höhern Thätigkeiten dagegen, die in der Verarbeitung und der gegenseitigen Wechselwirkung dieser innern Zustände entstehen, sollen zugleich auch völlig aus ihnen entstehen. Nachdem die Seele einmal jenes ursprüngliche Material, die Welt der Empfindungen, aus ihrer Natur erzeugt, zieht

sich ihre wirkende Thätigkeit zurück; sie überläßt diese Erzeugnisse ihres Thuns sich selbst und den allgemeinen Gesetzen ihrer Wechselwirkung, ohne wieder mit ihrer vollen Natur selbst handelnd einzugreifen und den herbeigeführten Verhältnissen neue Wendungen zu geben, die nicht von selbst aus ihnen nach der Folgerichtigkeit ihres mechanischen Verlaufes hervorgingen. So ist die Seele nur noch der Schauplatz für das, was zwischen den Empfindungen und Vorstellungen geschieht, ohne viel anderen Einfluß darauf auszuüben, als den des Umfassens und Zusammenhaltens, den jeder Rahmen auf das umschlossene Gemälde äußert. Das ist der Punkt, dem unsere Betrachtungsweise entgegentreten möchte. Nicht nur einmal, nicht nur in der Entwicklung der einfachen Empfindungen ist die Seele in dieser schöpferischen Weise thätig. Mögen diese ersten Erzeugnisse immerhin einem gesetzlichen Mechanismus anheimfallen, so ist doch damit das geistige Leben nicht abgeschlossen, und die höheren Thätigkeiten, auf denen sein Wert beruht, gehen aus diesem mechanischen Treiben nicht von selbst hervor. Der ganze notwendige Ablauf dieser innern Ereignisse erzeugt nur Veranlassungen, die dadurch allein, daß sie auf das stets gegenwärtige ganze Wesen der Seele zurückwirken, aus diesem neue Formen der Wirkung hervorlocken, die sie für sich allein nicht erzeugt hätten." — Flashar in der Schmidschen Encyklop. 1. Aufl. Band I, S. 555: „Die unendliche Menge gleichartiger Spuren, welche vermöge der Kräftigkeit der Urvermögen auf einander treffen, geben nach Beneke dem Reize eine solche Energie, daß er zum geistigen und vernünftigen Gebilde wird. Hier ist die Brücke, die Beneke aus der sinnlichen Empfindung in das Reich des Geistes, des Bewußtseins schlägt! Aber sie ist auf den unbegreiflichsten und unhaltbarsten Schluß der Welt gebaut, auf den, daß die Menge der Reize plötzlich in eine neue Art psychischer Gebilde umschlage! Hiermit soll auch zugleich der Unterschied der menschlichen und tierischen Seele erklärt sein. Denn die Tiere, die zwar zum Teil eine größere Reizempfänglichkeit und Lebendigkeit der Urvermögen besitzen als der Mensch, stehen demselben doch in der Kräftigkeit ihrer Urvermögen nach, entbehren also jenes Kittes, der die festgehaltenen Spuren zusammenleimt und so die immer kräftiger gewordene Spur zum Bewußtsein steigert. So wird, wie Beneke selbst sagt, das Sinnliche in ein Geistiges, das Unvernünftige in ein Vernünftiges umgewandelt! Das Bewußtsein ist nichts anderes als die Empfindung und unterscheidet sich nur durch die Stärke des psychischen Seins." (Vgl. Beneke, Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft, 1845, § 57: „Das Bewußtsein entwickelt sich aus jenen ursprünglichen Empfindungen, ohne daß irgend etwas Neues oder Fremdes hinzuzukommen brauchte, vermöge bloßer gleichartiger Ansammlung und der hiedurch begründeten Verstärkung.") — Dr. A. Vogel, Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft, 1878, S. 388: „Beneke's Behauptung, daß die Verschiedenheit der ausgeprägten Vermögen auf den verschiedenen Kombinationen der Urvermögen beruhe, setzt die Annahme voraus, daß die quantitative Veränderung zugleich in eine qualitative übergehe. Jedoch wird z. B. keine Steigerung oder Herabstimmung irgend welcher Art von den durch die Kombination der Urvermögen

hervorgebrachten Vorstellungen jemals das Wollen oder das Gefühl ergeben; es ist nicht viel anders, als ob etwa aus der Steigerung oder Verminderung des Gelben der Kreis, der Härte das Süße entstehen sollte: beide Sphären rein als solche betrachtet haben eben mit einander nichts zu schaffen. Es wird also weder die verstärkte Vorstellung je zum Wollen, noch das herabgestimmte Wollen je zum Gefühl werden. Das bestimmte Wollen oder der Wille hat wohl die Vorstellung zu seinem Inhalt; doch will nicht die Vorstellung, sondern der Wille: die Vorstellung wird gewollt." — J. H. Fichte, Nationalerziehung ꝛc. S. 13 ff.: „Was Beneke's im einzelnen so manches Wahre darbietender Erziehungslehre fehlt, das hat ganz ebenso wie bei Herbart seinen Grund in den Mängeln seiner Psychologie. Diese ist überwiegend sensualistisch; dies ist auch seiner Pädagogik zum Schaden geworden. Sie erkennt nicht oder verkennt das geistig Ursprüngliche im Menschen; das allein wahrhaft Ursprüngliche, der menschlichen Seele Angeborne sind ihr nur die einfachen sinnlichen Empfindungsvermögen. — Hienach hat also auch der Erzieher unmittelbar und zunächst kein anderes Mittel, auf den Zögling einzuwirken als durch sinnliche Empfindungen und Wahrnehmungen, die er in demselben erregt. Da der Zögling nur die Fähigkeit mitbringt, sinnliche Empfindungen und Anschauungen in sich aufzunehmen, zu bewahren und nach ihren Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zu verbinden und zu trennen, so kann die Aufgabe der Erziehung und des Unterrichts nur darin bestehen, in diesen von selbst sich bildenden und bloß durch Äußerliches bestimmten psychologischen Prozeß Kunst und Regel bringen. Von einem Ideal der Erziehung kann da nicht die Rede sein; jeder wird nur, was seine faktische Umgebung (kunstlos und durch Erziehung) aus ihm macht. Hiedurch wird einerseits der Erziehung ein allbestimmender Erfolg zugeschrieben, den sie in Wirklichkeit nicht besitzt; andererseits ist ihr letzter Wert dennoch ein sehr untergeordneter, denn es handelt sich bei ihr eigentlich doch nur um ein Brauchbarmachen des Zöglings für seine jeweilige Lebensstellung, nicht um die Hervorbildung seiner geistigen Anlagen und Grundtriebe, des „Genius" in ihm." —

17) Vgl. Rümelin, Reden und Aufsätze, S. 67: „Im Menschen sind nicht nur die animalischen Triebe der Selbsterhaltung und Selbsterweiterung, des Geschlechts- und Gattungslebens, der geselligen Gruppierung in reichster Gliederung vereinigt, sondern zu diesem Komplexe elementarer Grundkräfte gesellen sich noch weitere Triebreize hinzu, welche wir als den Menschen eigentümliche die humanen zu nennen pflegen." — Lotze, Mikrok. II, S. 144 f.: „Das Wesen eines Dings verträgt keinen Anhang; scheint zu dem einen eine Fähigkeit hinzuzukommen, die andern seinesgleichen fehlte, so waren sie in Wahrheit nicht seinesgleichen, sondern es war heimlich auch der übrige Stamm seiner Natur ein anderer als in den verwandten Wesen, die diesen Zuwachs entbehren. Anstatt in dem Menschen eine Tierseele zu suchen, auf die wie auf einen Wildling unedlerer Art ein unterscheidender höherer Trieb gepflanzt wäre, haben wir vielmehr von Anfang in dem menschlichen Geiste ein eigentümliches Wesen zu sehen, dessen charakteristische Natur selbst in den einfachsten und nie-

drigsten Äußerungen seiner Thätigkeit schon wirksam ist, obgleich ihre volle Bedeutung und ihr Gegensatz gegen die Seele des Tieres erst in den letzten Ergebnissen ihrer Entwicklung deutlicher hervortritt." — J. H. Fichte, Anthropologie, S. 569: „Es ist durchaus unzulässig, wie gewöhnlich geschieht, in Betreff der psychischen Eigenschaften des Menschen und der Tiere ein gewisses Gebiet, etwa die Vernunft und den freien Willen dem Menschen ausschließlich vorzubehalten, ein anderes dagegen, etwa die Wahrnehmung, den Trieb, die Einbildungskraft, beiden gemeinsam zuzuteilen. Nichts ist unpsychologischer als dieses Verfahren. Keine psychische Fähigkeit der Menschen ist tiergleich, keine ist beiden absolut gemeinsam, sondern nur in analoger Weise."

18) Vgl. J. H. Fichte, Anthropologie, S. 557. 570: „Der Instinkt ist die allgemeine Idee der Tierspecies, der Komplex aller ihrer Eigentümlichkeiten, zur innern Vorstellung des Tieres erhoben und von da aus seine Handlungen leitend. Diese dem Tiere eingebildete Vorstellung greift über alle einzelnen Tierindividuen hinaus; sie ist das Zusammenartende und wahrhaft Verbindende derselben, ja die Gattungsseele des Tieres selbst. — In den Kunsttrieben, der ausgesprochensten Form des tierischen Instinktes, ist eine einzelne Vorstellung, einer „fixen Idee" im Menschen vergleichbar, dem Tiere eingebildet und treibt es unablässig, sie äußerlich darzustellen. Was also am Menschen entschieden als äußerste Borniertheit, ja als Krankheit bezeichnet werden muß, eben jenes Besessensein von einer einzelnen unwillkürlich gebildeten Vorstellung, das erscheint am Tiere in seinen Kunsttrieben als Vorzug und gesunde Eigentümlichkeit." — Ebrard, Apologetik, zweite Auflage I, S. 139 f. 145. 175: „Das Tier ist kein geistiges Individuum, weil kein denkendes und erkennendes; es hat keinen Geistesinhalt, aber der ihm mangelnde Geist wird bei ihm ersetzt durch einen ihm fremden Geist, d. h. durch einen Komplex von Lebensgesetzen, die schlechthin nicht von dem Tiere herrühren, nicht einmal von ihm erkannt werden, die ihm vielmehr schlechterdings gegeben sind und nach welchen seine Lebensthätigkeiten mit Naturnotwendigkeit erfolgen. Den Komplex dieser Gesetze bezeichnet man als den Instinkt. — Jedes Tiersubjekt ist in seiner Lebensthätigkeit schlechthin bestimmt durch einen Gesetzekomplex noch höherer oder allgemeinerer Ordnung, den Instinkt, welcher das Wollen des Tierindividuums in Einklang und Harmonie setzt mit den physikalisch-chemischen und den organischen Gesetzen des Naturganzen. — Während das Tier, ohne es zu wissen und zu verstehen, jenem Reiche der zweckmäßig geordneten Gesetze in seinem Instinkte unterthan ist, nicht mit Freiheit, sondern mit unausweichlicher Notwendigkeit, so verhält sich der menschliche Geist zu jenen Gesetzen als begrifflich denkender, dieselben erkennender, welchem demgemäß die Freiheit zukommt, seinen Willen entweder nach jenen Gesetzen zu richten oder zu seinem eigenen Schaden gegen dieselben zu freveln. Und eben daher geht dem Menschen der Instinkt ab." — Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie, S. 286 f.: „Während beim Tier die Seele des Körpers wegen da ist, so ist umgekehrt beim Menschen der Leib nur der Seele wegen da. Der Erfolg aller tierischen Selbstthätigkeit geht auf im Dienst für den Leib; alle Sinne dienen dem Magen oder der Vermeidung der Gefahr. Das Tier genießt wesentlich mit dem Leibe, welchem die

Seele dient; der Mensch mit der Seele, welcher der Leib dient. Der tierische Instinkt ist die im Dienste des Leibes stehende Seele; die für den Körper Sorge tragende menschliche Seele sorgt für jenen wie ein Herr für seinen Knecht, dem er gute Nahrung, Kleidung und Befriedigung aller Bedürfnisse schafft, bloß damit derselbe um so besser für ihn arbeite."

[19]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. I, S. 263. 89, „Der Geist ist Triebwesen, aber nicht bloß, gleich den andern tieferstehenden Weltsubstanzen, nach außen gegenwirkendes, sondern auf sich zurück- und sich selbst durchwirkendes. — Der Mensch allein vermag es, das Licht des Bewußtseins in die eigene Tiefe seines Wesens zurückzuwenden, weil er die Macht besitzt, jeden eigenen Zustand ganz in bewußte Vorstellung aufzulösen und ihm dadurch ideale Dauer zu verleihen. Der Geist dringt hier selbstbestimmend mit der Erleuchtung seines Bewußtseins stufenweise immer tiefer in sein eigenes Wesen hinein und bringt es dadurch immer inniger in seine bewußte Gewalt."

[20]) Vgl. J. H. Fichte, a. a. O. I, S. 226: „Seit der Herbart'schen Kritik der hergebrachten Vermögenslehre wird es fast ängstlich vermieden, in psychologischen Lehrwerken auf dem Ausdrucke „Seelenvermögen" sich betreten zu lassen. Es scheint daher Zeit, solchen übertreibenden Purismus auf sein rechtes sachliches Maß zurückzuführen. Denn der Ausdruck „Vermögen" ist an sich auch für die Psychologie tadelfrei, wofern man nur ihn nicht also deutet, eine Mehrheit fertiger Vermögen im Geiste anzunehmen, welche gleich festen Formen nebeneinander in Bereitschaft stehen und unabhängig von einander in Thätigkeit geraten können, wie wir etwa bei den Sinnen das Sehvermögen in Thätigkeit finden, ohne daß im geringsten das Gehör oder das Gefühl mit angeregt wird. Freilich muß zugestanden werden, daß die ältere Psychologie solcher irrigen Annahme Vorschub gethan." — Ulrici, Leib und Seele II, S. 163: „Empfindung und Gefühl, Trieb und Strebung, Vorstellung und Bewußtsein lassen sich unmöglich auf einen und denselben Ursprung, auf dieselbe Kraft oder Ursache zurückführen. So gewiß diese Grundelemente des psychischen Lebens dergestalt von einander verschieden sind, daß sie sich nicht unter einen Begriff fassen lassen, so gewiß sind wir durch die Denkgesetze nicht nur berechtigt, sondern genötigt, verschiedene Vermögen als Grund und Quell ihrer Entstehung vorauszusetzen." — Lotze, Mikrok. I, S. 188 ff.: „Wir haben keine andere Einsicht in das Wesen der Seele außer derjenigen, welche uns die Rückschlüsse von den beobachteten Thatsachen unseres Bewußtseins gewähren. So müssen wir ihre Natur denken, wie sie sein muß, wenn sie das soll leiden können, was wir als ihre Zustände, und das leisten, was wir als ihre Thätigkeiten in uns vorfinden. Wie viele auf einander nicht zurückführbare Gruppen der Ereignisse uns mithin die Beobachtung übrig läßt, so viele geschiedene Vermögen der Seele werden wir voraussetzen müssen; aber wir werden überzeugt bleiben, daß sie dennoch nicht als eine zusammenhangslose Mehrheit von Anlagen neben einander in ihre Natur eingeprägt sind, sondern daß zwischen ihnen eine Verwandtschaft stattfindet, durch welche sie als verschiedenartige Ausdrücke eines und desselben Wesens zu dem Ganzen seiner vernünftigen Entwicklung zusammenstimmen. Auch die gewöhnliche Vermögenslehre sah trotz manchen Ungeschicks des Ausdrucks doch in

Wahrheit alle Vermögen als Folgen der Einen Natur der Seele an, nur daß sie (und mit Recht) nicht glaubte, sie auch unter einander in solche Abhängigkeit bringen zu müssen, daß aus einem einzigen alle übrigen hervorwüchsen. Die frühere Psychologie hat vor allem geglaubt, daß Gefühl und Wille eigentümliche Elemente enthalten, welche weder aus der Natur des Vorstellens fließen noch aus dem allgemeinen Charakter des Bewußtseins, an dem beide mit diesem zugleich teil haben. Dem Vermögen des Vorstellens wurden sie deshalb als zwei ebenso ursprüngliche Fähigkeiten zugesellt, und neuere Auffassungen scheinen nicht glücklich in der Widerlegung der Gründe, die zu dieser Dreiheit der Urvermögen veranlaßten. Zwar nicht das können wir behaupten, daß Vorstellen, Gefühl und Wille als drei unabhängige Entwicklungsreihen mit geschiedenen Wurzeln entspringend sich in den Boden der Seele teilen, und jede für sich fortwachsend nur mit ihren letzten Verzweigungen sich zu mannigfachen Wechselwirkungen berühren. Zu deutlich zeigt die Beobachtung, daß meistens Ereignisse des Vorstellungslaufes die Anknüpfungspunkte der Gefühle sind und daß aus diesen, aus Lust und Unlust, sich begehrende und abstoßende Strebungen entwickeln. — Betrachten wir die Seele nur als vorstellendes Wesen, so werden wir in keiner noch so eigentümlichen Lage, in welche sie durch die Ausübung dieser Thätigkeit geriete, einen hinlänglichen Grund entdecken, der sie nötigte, nun aus dieser Weise ihres Äußerns herauszutreten und Gefühle der Lust und Unlust in sich zu entwickeln. Die bloß vorstellende Seele würde keinen Grund in sich finden, eine innere Veränderung, wäre sie selbst gefahrdrohend für die Fortdauer ihres Daseins, anders als mit der gleichgiltigen Schärfe der Beobachtung aufzufassen, mit der sie jeden andern Widerstreit von Kräften betrachten würde. Entstände ferner aus andern Quellen doch neben der Wahrnehmung noch ein Gefühl, so würde doch die bloß fühlende Seele selbst in dem höchsten Schmerze weder Grund noch Befähigung in sich finden zu einem Streben nach Veränderung überzugehen; sie würde leiden, ohne zum Wollen aufgeregt zu werden. Da dies nun nicht so ist und damit es anders sein könne, muß die Fähigkeit, Lust und Unlust zu fühlen, ursprünglich in der Seele liegen, und die Ereignisse des Vorstellungslaufes, zurückwirkend auf die Natur der Seele, wecken sie zur Äußerung, ohne sie erst aus sich zu erzeugen. Welche Gefühle ferner das Gemüt beherrschen mögen, sie bringen nicht ein Streben hervor, sondern sie werden nur zu Beweggründen für ein vorhandenes Vermögen des Wollens, das sie in der Seele vorfinden, ohne es ihr jemals geben zu können, wenn es ihr fehlte." — Derselbe, Mikrok. I, S. 432: „Nicht aus irgend einer Verwicklung der Vorstellungen sehen wir an sich schon das Gefühl als notwendige und selbstverständliche Folge hervorquellen, sondern es entsteht, weil schon in der vorstellenden Thätigkeit jene ganze Seele lebendig wirksam ist, in deren Natur auch das Gefühl begründet liegt, unangeregt, aber vorbereitet zum Hervortreten unter Bedingungen, deren einige der Lauf der Vorstellungen selbst herbeiführt." — Rümelin, a. a. O. S. 141 f. 66: „Die Seele erscheint dem Philosophen leichter als dem Dichter oder dem gewöhnlichen Bewußtsein als ein erkennendes Wesen, in welchem die Vorstellungen

frei und nur nach ihren innern logischen Beziehungen ihr Spiel treiben. So nur kann ich es verstehen, wie ein so scharf- und tiefsinniger Denker wie Herbart in der kühlen Stimmung der abstraktesten Gedanken darauf verfallen konnte, Fühlen und Wollen nur als beiläufige Nebenerfolge von Stößen und Püffen, von Klemmungen und Verschmelzungen, vom Steigen und Sinken der Vorstellungen anzusehen. — Es sieht nun zwar wie eine harmlose, theoretische Frage aus, ob Wollen und Fühlen selbständigen Ursprungs oder nur Folge von Bewegungen von Vorstellungen seien, ob dem Denken der Primat in unserem Seelenleben zukomme, oder ob es andere gleichgeordnete oder stärkere Kräfte neben sich gelten lassen muß; aber sie ist vielmehr von eminent praktischer Bedeutung und Tragweite. Die ganze Lebensauffassung, die Frage, wie der Mensch auf den Menschen wirken kann in der Erziehung, in der Gesellschaft, in der Leitung des Völkerlebens, wird dadurch bestimmt. Es würde, wie ich glaube, bedenklich aussehen um Moral und Religion und alle höhere Bildung, wenn ihre Macht über die Gemüter nur auf logischen Argumenten, auf der Unanfechtbarkeit des Zusammenhangs in einer Reihenfolge von Vorstellungen beruhte, wenn sie nicht ihre eigenen, selbständigen Wurzeln in unserer Seele tiefstem Grunde hätten. Glücklicherweise verhält es sich so, und der Irrtum ist nicht so gefährlich, als es scheint. Aber ein Geschlecht und Zeitalter, das von der Voraussetzung ausgeht, daß Wollen und Fühlen vom Vorstellen stammt und von ihm aus zu leiten ist, kann dabei immerhin manche wunderſame Irrfahrten und unerfreuliche Erfahrungen machen. — Ich muß gestehen, daß mir die höchsten Güter der Menschheit wie in die Luft gestellt und beständiger Gefahr ihres Untergangs ausgesetzt schienen, wenn ich ihre Wurzeln nur in dem schwankenden Elemente wechselnder Vorstellungen und zerfahrener Meinungen, nicht in festen Ansätzen unseres Willens, in unabweisbaren und unverlierbaren Forderungen unseres Gemütes suchen dürfte."

[21]) Vgl. Martensen, christliche Ethik, I, S. 100: „Zur Idee der Persönlichkeit gehört nicht allein sich selbst zu finden, sich selbst gegeben zu sein (Selbstbewußtsein), sondern auch sich selbst hervorzubringen, durch freie Selbstbestimmung ihr Wesen zu verwirklichen. Demnach kann der Mensch nicht als sittliche Persönlichkeit im eigentlichen Sinne des Wortes ins Dasein treten, sondern er muß sich selbst erst dazu machen." — Lotze, Mikrokosmus, I, S. 285: „Die natürliche Meinung des unbefangenen Gemütes verlangt nicht, daß aus unserem Wesen alles entfernt werde, was nicht unsere eigene That sei. Indem sie zugesteht, was sie nicht leugnen kann, daß ohne unsere Wahl der Umkreis aller unserer möglichen Entwicklung durch äußere Umstände, durch die Eigentümlichkeit des Geschlechts, dem wir angehören, der leiblichen Konstitution, die uns mitgegeben ist, des Zeitalters, in dem wir geboren sind, endlich durch die allgemeinen Gesetze des geistigen Lebens, welche für alle gleich gelten, unverschiebbar bestimmt ist, verlangt sie nur noch, daß in der Mitte aller dieser gesetzlichen Notwendigkeit ein Punkt der Freiheit vorhanden sei, von dem aus unsere Thätigkeit diesen uns dargebotenen Stoff des Daseins zu einem uns allein angehörigen Besitztum gestalten könne. Bedingt in allem übrigen, wollen wir frei wenigstens im Wollen und im Handeln sein."

[22]) Es ist offenbar nur das andere Extrem der die menschliche Persönlichkeit ganz zum Erzeugnisse äußerer Einwirkungen machenden Herbart-Beneke'schen Anschauung, wenn nach der von J. H. Fichte (Nationalerziehung ꝛc. S. 19) gegebenen Formulierung das Grundprincip der Fröbel'schen Psychologie und Pädagogik in dem Satze besteht: „Die Erziehung kann im Zögling nichts erschaffen, von außen in ihn hineinbringen, ihm einbilden oder anlernen; sie kann nur die in ihm vorhandenen Anlagen ins Bewußtsein erheben dadurch, daß sie seine Selbstthätigkeit entwickelt." Damit wird einerseits der Freiheit des Menschen zu wenig eingeräumt, sofern sie nur eine Kraft der Entwicklung, nicht auch einer wirklichen Umgestaltung des Angebornen sein soll; andererseits wird ihr aber auch zu viel zugeschrieben, sofern nur ihre selbstthätige, nicht auch ihre empfängliche Seite und Wirksamkeit ins Auge gefaßt wird. Schon J. H. Fichte selbst weist in seiner Psychologie I, S. 117 f. mit vollem Rechte hin auf einen Unterschied unter den Menschen, welcher jede Kulturentwicklung überhaupt erst möglich mache, nämlich auf den Unterschied des produktiven und des rezeptiven Genius. Noch bestimmter spricht sich über die Einseitigkeit sowohl der Herbart'schen als der Fröbel'schen Anschauung Moller in der Schmid'schen Encyklopädie, 1. Aufl. III, S. 403 f. folgendermaßen aus: „Man kann mit Fr. Fröbel, wie auch wir thun, eine ursprüngliche Anlage der Seele, eine angeborne Tendenz des geistigen Lebens anerkennen, und dennoch sich überzeugen, daß diese Anlage und inwohnende Tendenz bei den meisten Menschen keineswegs jene Genialität und initiative Kraft besitze, wodurch sie imstande wäre, ohne die Grundbedingung einer sorgfältigen Tradition und willigen Aufnahme der vorhandenen Kultur im Erziehungswege auch nur einigermaßen zu einer das Leben wirklich bestimmenden Kraft und Fruchtbarkeit zu gelangen. Wir finden zu jeder Zeit nur einzelne Individuen, in welchen sich für einen engern oder weitern Kreis die geistige Kraft des Geschlechts und der Gesellschaft konzentriert und sich leitend, herrschend, produzierend bewährt; an diese schließen sich die andern an und werden mit emporgehoben. Indem wir aber so in der Notwendigkeit einer sorgfältigen Tradition, welche auf einen selbständigen Aufschwung und die eigene Produktionskraft der Zöglinge nur mäßig rechnet, diejenige Seite der Wahrheit anerkennen, welche das Herbart'sche Princip für sich beanspruchen darf, so halten wir doch (mit Fröbel) fest, daß die Möglichkeit etwas aufzunehmen und sich lebendig anzueignen, für die Seele nicht vorhanden sein würde ohne eine im Innern gegründete Empfänglichkeit, welche auf einer ursprünglich gegebenen positiven Grundlage ruhen muß, und daß die bloße Unbestimmtheit als solche keineswegs schon Bestimmbarkeit ist." — Vgl. hiezu auch H. Weiß, die psychologische Grundanschauung Herbarts ꝛc. in den „Neuen Blättern aus Süddeutschland" 1872, S. 258 f.: „An der Herbart'schen Theorie ist wahr und berechtigt und namentlich auch für die Pädagogik brauchbar und wichtig der Satz, daß das menschliche Geistesleben und so bis zu einem gewissen Grade die ganze menschliche Persönlichkeit durch einen wahrhaftigen Prozeß, ein wahrhaftiges Werden (nicht bloß die Entfaltung vorhandener innerer Anlagen) zu stande komme und daß dieses Werden in einer großen und wesentlichen

Abhängigkeit stehe von dem erziehenden und bildenden Einflusse, welcher direkt und indirekt durch die Außenwelt, besonders die umgebende Menschenwelt auf die Seelen ausgeübt wird. Ganz mit Recht wird diese Anschauungsweise geltend gemacht gegenüber von einer abstrakt idealistischen Auffassung der menschlichen Seele, als wäre dieselbe ein abstraktes Geisteswesen, das fast ganz spontan seine Thätigkeiten und auch seinen wesentlichen Inhalt aus sich selbst entwickelte und dabei im Grunde stets sich selbst gleich bliebe, ja das auch mehr oder weniger fertig auf die Welt käme. — Wie verschieden gestaltet sich nicht bloß das Wissen und der geistige Horizont des Menschen, sondern wirklich sein ganzes geistiges Sein, je nachdem er unter einem wilden oder einem Kulturvolke, unter einer heidnischen oder einer christlichen Nation ꝛc. aufwächst! Warum ist jeder Mensch ein Kind seiner Zeit? Wir finden in der Regel nicht bloß den Charakter, sondern auch die ganze geistige Richtung und Anschauungsweise eines Menschen im reiferen Mannesalter fertig und abgeschlossen, und es stellt sich uns darin großenteils das Produkt und der Niederschlag derjenigen Bildungseinflüsse dar, welchen derselbe während der Zeit seines geistigen Werdens ausgesetzt war."

Erstes Kapitel.

Das Säuglingsalter.[1])

§ 4.

Als Säuglingsalter bezeichnen wir die Zeit des kindlichen Lebens bis zur Gewinnung der ersten Zähne und den Anfängen des eigenen Gehens. Wir setzen diese beiden Veränderungen als Grenzpunkte, weil mit ihnen ein entschiedener Fortschritt im Leben des Kindes sich vollzieht, sofern mit der Gewinnung der eigenen Zähne und dem ersten eigenen Gehen, und erst damit, das bisher noch mit dem mütterlichen Leben fast ganz verwachsene kindliche Leben sich von diesem mehr und mehr abzulösen und selbständiger zu werden anfängt.

Damit hängt dann zusammen, daß im allgemeinen auf der Stufe des Säuglingsalters **das leibliche Leben** noch ganz entschieden vorwiegt. Natürlich gilt dies vor allem von den ersten Wochen, in welchen das Kind eigentlich nur schläft und Nahrung zu sich nimmt, weshalb hier auch das körperliche Wachstum das rascheste und stärkste ist, das wir im ganzen Verlaufe des menschlichen Lebens finden. Gleichwohl geht beim Säuglinge, wie beim Menschen überhaupt, die leibliche Entwicklung wesentlich langsamer vor sich, als bei irgend einem Tiere. Schon dies weist darauf hin, daß beim Menschen das leibliche Leben nicht Selbstzweck sondern Mittel ist. Denn nur wenn das leibliche Leben sich so verhältnismäßig langsam entwickelt, kann auch das geistige Leben einigermaßen gleichen Schritt mit ihm halten, ohne durch eine zu frühe und zu selbständige Erstarkung des leiblichen Lebens allzusehr niedergehalten und in seiner freien Bewegung gehemmt zu werden. Auch begründet die langsame leibliche Entwicklung des Menschen eine längere Hilflosigkeit und damit Abhängigkeit des Kindes, was selbst wieder die Bedingung einer nicht bloß oberflächlich flüchtigen sondern tiefer gehenden erziehlichen Einwirkung ist.

Das anfangs noch so besonders zarte und empfindliche Leben des Säuglings bedarf eben darum auch der sorgfältigsten *Pflege und Schonung*, namentlich in Hinsicht auf angemessene Ernährung und Bewegung, sowie auf Bewahrung vor zu schroffen Temperaturwechseln und zu gewaltsamen Licht- und Schallreizen. Denn wie leicht können da gröbere Versäumnisse eine für das ganze Leben verhängnisvolle, nicht wieder gutzumachende Verkümmerung des ganzen leiblichen Organismus oder doch einzelner Organe zur Folge haben! Und wie oft wird nicht schon in den ersten Monaten der Grund zu einer den Geist zeitlebens hemmenden Kränklichkeit und Schwächlichkeit des Körpers gelegt! Andererseits freilich kann und soll auch schon beim Säuglinge auf eine vernünftige *Abhärtung* gegen die Einflüsse der Temperatur Bedacht genommen und derselbe geflissentlich an eine regelmäßige Ordnung in der Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse (Nahrung, Schlaf ꝛc.) *gewöhnt* werden. Beides ist der Anfang einer höchst nötigen *Erziehung auch des Leibes*, welche darauf abzielt, daß der Leib dem Geiste wirklich ein hilfreiches und förderliches Organ seiner Thätigkeit, nicht aber (durch anspruchsvolle Begehrlichkeit oder Mangel an Widerstandskraft) ein Hemmschuh und eine niederdrückende Last werde.[2]) Die Abhärtung ist übrigens selbst nur eine besondere Art der Gewöhnung, weshalb es auch bei ihr, wie bei der Gewöhnung überhaupt, nicht auf vereinzelte gewaltsame Stöße, sondern darauf ankommt, daß *in stiller und stätiger Wiederholung* dieselben Thätigkeiten in derselben Art und Ordnung immer wieder auf einander folgen. Eine solch ruhige Wiederholung übt dann von selbst auch auf anfangs widerstrebende Triebe eine mehr und mehr abstumpfende und damit beschwichtigende Wirkung aus, während ein zu stürmisches und stoßweises Eingreifen die anfängliche Reizbarkeit, statt sie zu beruhigen, vielmehr nur aufregt und steigert und dadurch mehr schadet als nützt.[3])

---

[1]) Besonders sorgfältig finden wir das Säuglingsalter behandelt in der Schmid'schen Encyklopädie, 1. Aufl. Bd. III, S. 940 ff., in dem Artikel: „Die erste Kindheit" von Prof. Dr. R. *Köhler*; ferner in der Psychologie von *Rüegg*.

[2]) Vgl. *Riecke*, Erziehungslehre, dritte Aufl. S. 65: „Es genügt nicht den Leib zu pflegen und zu mästen, als handle es sich um nichts anderes und höheres als ihn selbst. Denn nicht sowohl mit einem großen, starken, an Bedürfnisse aller Art gewöhnten, als vielmehr mit einem *gehorsamen, an wenige Bedürfnisse und viele Entbehrungen gewöhnten Diener* ist dem Geiste gedient. So wenig also auch im ersten Lebensjahre schon das

Geistige im Kinde unmittelbar geweckt oder gar über das Leibliche hervorgehoben werden kann, so kann und soll doch schon im voraus dahin gewirkt werden, dem allmählich erstarkenden Geiste den Antritt und die Behauptung seiner Herrschaft durch Bildung eines fügsamen und anspruchslosen Organes zu erleichtern. Schon aus diesem Grunde darf also die Erziehung nie eine bloß körperliche sein; vielmehr ist auch die Erziehung des Säuglings, wenngleich ihrem nächsten Objekte nach eine vorherrschend geistige."

[3]) Vgl. Madame Necker de Saussure, „Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen" (übersetzt von Wangenheim, 1836) I, S. 170: „Die Gewohnheiten bilden sich meist sehr schnell, und die notwendige Regelmäßigkeit in der leiblichen Pflege der Kinder selbst führt zu Gewohnheiten. Wenn zwei Ereignisse drei oder viermal hinter einander folgten, so erwartet das Kind schon beim Eintritte des ersten auch das Folgen des zweiten, und daraus erwachsen ihm eine Menge von Freuden und Leiden, deren Urheber wir sind. — Eines der Mittel, dem Kinde Leiden zu ersparen, liegt in der Regelmäßigkeit ihrer Lebensordnung. Wenn die nämlichen Eindrücke in der nämlichen Ordnung auf einander folgen, so werden mit der Zeit die peinlichen gemildert und die Erwartung der angenehmen wird nie getäuscht. Die kleinen Kinder sind gegen getäuschte Erwartungen äußerst empfindlich, und diese werden zu einer Quelle bitterer Thränen. Sind ihre Nerven einmal erschüttert, so braucht es viel Zeit, bis sie sich wieder beruhigen, und darunter leidet die Gesundheit wie der Charakter gleichmäßig." — Horwicz, a. a. O. IIb, S. 53. 55.: „Die Gewohnheit wirkt angenehm, indem sie den zu starken Reiz des Neuen lindert und dadurch zu einem starken Lustgefühl erhebt, was bis dahin Unlust wirkte. — Das Mittel, wodurch wir die Unlust der Schwäche überwinden, ist die Gewöhnung, welche die Differenz der physischen Prozesse der Umgebung mit denen des eigenen Organismus durch Anpassung aufhebt. Das Leben bedarf zu seiner Erhaltung beständiger Veränderung, weil es selbst Veränderung ist; aber Veränderungen, die mit einer stärkeren Differenz auftreten, als sie von der vorhandenen organischen Kraft assimiliert zu werden vermögen, werden als Bedrohung des Bestands derselben als Unlust empfunden."

§ 5.

Obgleich nun so das leibliche Leben auf der ersten Altersstufe entschieden überwiegt, so offenbart sich doch bald und immer bestimmter auch das Vorhandensein einer vom Leibe unterschiedenen **Seele.** Schon daß das Kind mit einem Schrei in die Welt hereintritt, bekundet, daß dasselbe nicht bloß einen Leib, sondern auch eine Seele hat. Denn jener Schrei des Neugebornen ist der unmittelbare Ausdruck eines Gefühles der Unlust über die mit der Geburt eingetretene zunächst unangenehme Veränderung seines ganzen Zustandes; fühlen aber kann nur eine Seele, nicht der bloße, unbeseelte Stoff (vgl. oben § 3. Anmerkung 3).

Freilich ist nun auch dieses Gefühl nur das erste, zunächst in die Augen fallende Kennzeichen des Vorhandenseins einer Seele, nicht aber ihre erste Bethätigung überhaupt; das Gefühl selbst setzt vielmehr noch anderes voraus, ohne das es gar nicht entstehen kann. So vor allem die **Empfindung** oder das „Insichfinden" und damit Innewerden dessen, was die Ursache des Gefühles ist, im vorliegenden Falle also der neuen, ungewohnten Einwirkung der atmosphärischen Luft und Temperatur. Wohl hängen Gefühl und Empfindung aufs engste zusammen; ja es giebt in Wirklichkeit überhaupt keine reine und bloße Empfindung, die nicht irgendwie in Gefühl übergienge und in einen gewissen Gefühlston ausklänge.[1]) Aber darum ist doch beides nicht dasselbe, und es ist vielmehr bestimmt zu unterscheiden zwischen dem mehr theoretisch-gleichgiltigen Innewerden einer durch einen äußern oder innern Eindruck in der Seele oder ihrem Organismus hervorgebrachten Veränderung, was die Empfindung, und dem mehr praktisch bedeutsamen Erleben der hiedurch der Seele oder ihrem Organismus zu teil gewordenen Förderung oder Schädigung, was das Gefühl ist.[2]) Das Gefühl geht auch gar nicht so unmittelbar und direkt, als es der oberflächlichen Betrachtung erscheint, aus der Empfindung hervor, sondern sein Werden ist ferner wesentlich dadurch bedingt, daß die Empfindung bis ins Innerste unseres Selbstes eindringt und hier einen entsprechenden Trieb mehr oder weniger stark trifft und erregt.[3]) Die erste und nächste Folge dieser Erregung des Triebes ist eben die Entstehung eines Gefühles, das ein Gefühl der Lust oder der Unlust wird, je nachdem der empfundene Eindruck mit den Bedürfnissen und Anforderungen des Triebes übereinstimmt oder nicht. Im weiteren Verlaufe wirkt sodann das so aus dem Triebe hervorgegangene Gefühl auch wieder auf den Trieb zurück und regt ihn zu noch weiteren, neuen Lebensäußerungen an, vor allem zu jenen thatkräftigen Strebungen und Bewegungen, welche durch Stillung der im Gefühle sich kundgebenden Bedürfnisse auch den aufgeregten Trieb selber zu befriedigen und damit zu beruhigen suchen.[4])

So finden wirs ja eben auch beim neugebornen Kinde. In diesem erzeugt die Empfindung der durch die Geburt hervorgebrachten Veränderung ein lebhaftes, in seinem Geschrei sich kundgebendes Gefühl des Unangenehmen seiner neuen Lage; dieses Gefühl aber regt dann sofort auch den zunächst beteiligten Selbsterhaltungstrieb an zu den die Beseitigung jener unangenehmen Lage anstrebenden Be-

wegungen des Atemholens und später des Nahrungsuchens. Letzteres sind allerdings anfangs noch ganz unwillkürliche, instinktmäßige Reflexbewegungen; aber sie werden bald vom Kinde auch recht eigentlich gelernt und wenigstens mit einigem Bewußtsein davon, daß diese Bewegungen, und nur sie, zur Erzeugung eines Lustgefühls oder zur Beseitigung eines Unlustgefühles dienen, vollzogen.[5])

Viel langsamer, als mit diesem ersten Hervortreten von Empfindungen, Gefühlen und Strebungen geht es mit der Entstehung des eigentlichen **Bewußtseins.** Sofern es freilich eine Empfindung und ein Gefühl überhaupt nicht giebt noch geben kann ohne irgend welches, ob auch zunächst noch so dunkles und unbestimmtes Wissen um das, was dabei in und mit der Seele vorgeht, kommt der Seele schon von Anfang an ein gewisses Bewußtsein zu, und zwar zuerst eben in der Form des Wissens um das eigene Selbst und seine Zustände und Veränderungen oder in der Form des Selbstbewußtseins. Ein eigentliches Selbstbewußtsein kann jedoch jene Selbstempfindung und jenes Selbstgefühl kaum schon heißen; ein solches entsteht vielmehr erst, wenn und nachdem es zuvor zu einem bestimmten Wissen und Bewußtsein um ein Nichtich oder eine von dem eigenen Selbst (Ich) unterschiedene Außenwelt gekommen ist.[6])

Dieses eben aber bildet sich nun nach dem Zeugnisse der Erfahrung beim Kinde nur sehr allmählich. Denn wohl wirkt thatsächlich vom ersten Lebenstage an die Außenwelt in mannigfachster Weise, Lust und Unlust erregend, auf Leib und Seele des Kindes ein; aber das Kind hat davon, daß hier ein außer ihm liegendes Andere auf es einwirkt, zunächst noch keinerlei Bewußtsein, sondern, soweit es überhaupt etwas davon weiß, sieht es vorerst nur eine Veränderung, die in ihm selbst vorgegangen ist. Es fährt wohl zusammen und blinzelt mit den Augen, wenn ein ungewöhnlich heftiger und greller Licht- oder Schallreiz sein Auge und Ohr trifft; aber zu gleicher Zeit läßt es einen nicht allzuhellen Gegenstand ganz ruhig, ohne Blinzeln oder sonst eine bemerkbare Gegenwirkung, ganz unmittelbar an sein Auge hinrücken, offenbar, weil es davon, daß sich ihm hier von außen etwas nähert, noch gar nichts bemerkt. Erst ohngefähr von der sechsten Woche an beachtet und unterscheidet das Kind einzelne auf es einwirkende Gegenstände, wird auf sie aufmerksam, horcht auf wohlthuende Töne, die sein Ohr treffen, fixiert einzelne stärker leuchtende Dinge, wendet sich ihnen zu und folgt ihnen wohl auch mit den Augen, wenn sie sich bewegen. Und

der hiemit erreichte Fortschritt prägt sich auch sofort unwillkürlich in den veränderten Gesichtszügen, namentlich dem veränderten Blicke aus, indem an die Stelle der unbestimmt allgemeinen Ausdruckslosigkeit mehr und mehr ein bestimmter seelischer, ja geistiger Ausdruck des Gesichtes tritt. Dabei fehlt es jedoch dem Säuglinge vorerst noch immer an dem bestimmten Bewußtsein, daß die Dinge, welche sein Interesse zu erregen anfangen, wirklich außer ihm liegende, von ihm unterschiedene Dinge sind. So aufmerksam vielleicht das Kind die ihm gezeigten Gegenstände ins Auge faßt und mit dem Auge ihren Bewegungen folgt, so wenig sehen wir es doch anfangs auch die Hände danach ausstrecken, um sie zu ergreifen. Das Kind hat vielmehr von den außer ihm seienden Dingen und ihren Thätigkeiten offenbar noch längere Zeit den Eindruck, als ob sie in ihm selber liegen und vorgehen.[7]) Und ohne Zweifel wird dies auch anders erst infolge der dem Kinde anfangs unerwarteten, aber sich ihm immer aufs neue aufdrängenden Erfahrung, daß es bei seinen durch die äußern Eindrücke hervorgerufenen, zunächst ganz unwillkürlichen Bewegungen auf Hindernisse stößt, welche ihm hemmend im Wege stehen. Solche wiederholten Erfahrungen müssen dann natürlich im Kinde allmählich das Bewußtsein erzeugen, daß, was diesen oder jenen Eindruck hervorbringt, etwas ist, das nicht in ihm selbst, sondern außer ihm liegt und vorgeht und von außen her auf es einwirkt. Das thatsächliche Vorhandensein dieses Bewußtseins tritt eben darin zu Tage, daß das Kind die anfangs unwillkürlichen Bewegungen mehr und mehr mit der unverkennbaren Absicht ausführt, die Gegenstände, auf die es draußen gestoßen, nun auch wirklich zu fassen und sich zuzueignen.[8]) Übrigens kann der Prozeß, in welchem sich so das Bewußtsein einer vom eigenen Selbst unterschiedenen Außenwelt allmählich und wie von selbst bildet, auch einigermaßen künstlich beschleunigt werden, und zwar dadurch, daß man dem Kinde bewegliche und in Bewegung versetzte Gegenstände geflissentlich vorhält und es in eine unmittelbare, von ihrem Vorhandensein thatsächlich überzeugende Berührung mit denselben bringt.

Aber wodurch ist nun genauer das Wissen des Säuglings um die Außenwelt vermittelt? Ohne Frage dadurch, daß derselbe die Außenwelt als ein außer ihm seiendes Anderes von sich selbst unterscheidet; aber eben dieses ist doch nur möglich, wenn und nachdem die Außenwelt zuerst ihm nahegetreten, ja gewissermaßen in ihn eingegangen ist, so daß er die Außenwelt wirklich „in sich findet" oder empfindet.

Die Empfindung ist somit die gemeinsame Wurzel und Grundlage wie des Gefühls (S. 40) so auch aller erkennenden Auffassung und Wahrnehmung der Objekte, und zwar ist sie dies als die erste Form und Bethätigung des Selbstbewußtseins, das (im Unterschiede von der das Streben und Wollen begründenden Selbstbestimmung) beides, das Gefühl und das Erkennen, begründet und in sich vereinigt (§ 10). In der Empfindung als der ersten Kundgebung des aufnehmenden (rezeptiven) Verhaltens des Subjektes (Ichs) zu den Objekten liegt daher auch die erste Kundgebung dessen, was man wohl auch den Sinn (schlechthin) nennt im Unterschiede von dem Streben oder dem Triebe (in der engern Bedeutung des Wortes) als der ersten Kundgebung des selbstthätigen Verhaltens des Subjekts zu den Objekten (oder der Selbstbestimmung).[9])

Näher ist der „Sinn" zuerst und in seiner niedrigsten Form ein auf das eigene Sein und Leben gerichteter sog. innerer Sinn, der, über den ganzen Organismus verbreitet (daher auch Gemeinsinn genannt), in den sog. Gemeingefühlen uns unsern (behaglichen oder unbehaglichen) körperlichen Gesamtzustand zu empfinden und zu erfahren giebt.[10]) Von ihm unterscheiden wir die durch einzelne, eigentümlich lokalisierte und gestaltete (resp. eingehüllte) Nerven gebildeten sog. äußeren Sinne als die Thore, durch welche eben die Außenwelt teils mit ihrer Substanz teils mit ihren Wirkungen in das empfindende Subjekt eingeht. Da jeder dieser äußern Sinne nur für eine bestimmte einzelne Seite der Außenwelt organisiert und zu ihrer Aufnahme befähigt ist, so ergiebt sich hieraus nicht bloß die Notwendigkeit einer (der Mannigfaltigkeit der in den einzelnen Dingen der Außenwelt vereinigten Eigenschaften entsprechenden) Vielheit äußerer Sinne, sondern auch die Erklärung der Thatsache, daß eine irgend genügende Auffassung und Erkenntnis bestimmter Gegenstände der Außenwelt nicht durch die Empfindungen bloß Eines Sinnes, sondern nur durch das Zusammenwirken mehrerer Sinne zu stande kommt.

Vor allem wichtig ist hier das Zusammenwirken des Gesichts- und des Tastsinnes. Der Gesichtssinn führt uns unzweifelhaft die meisten Eindrücke unter allen Sinnen zu, weil sein Wirkungskreis unendlich weiter reicht als der irgend eines andern Sinnes; aber er für sich allein schließt uns doch eigentlich nur die Welt des Lichtes und der Farben auf. Dagegen von der räumlichen Ausdehnung und Entfernung, von Flächen, Körpern und Gestalten würden wir

mittelst des Gesichtssinnes allein, ohne den Tastsinn und die von ihm gewährte Unterstützung, nichts wissen und erfahren. Ist es doch, wie wir gesehen, in erster Linie eben der Tastsinn, der uns überhaupt das Vorhandensein einer außer uns liegenden und auf uns einwirkenden Außenwelt erst zum Bewußtsein bringt.[11]) So finden wir denn auch beim Säuglinge, daß er sich mit dem bloßen Sehen eines Gegenstandes nicht begnügt, sondern ihn sofort auch betastet und zu ergreifen sucht, um sich hiedurch nicht bloß („handgreiflich") von seinem wirklichen Dasein zu überzeugen, sondern ihn auch genauer als durchs bloße Sehen kennen zu lernen. Und zwar ist es anfangs hauptsächlich der Mund, dem so das Kind alles, was es sieht und mit der Hand ergreift, zuführt, nicht als wollte es alles, was es sieht, kosten und essen, sondern weil die Tastnerven der Lippen beim Kinde durch die Saugbewegungen früher ausgebildet und geübt sind als die Tastnerven der Hand. So lange aber das Kind überhaupt noch nicht genügend viele und bestimmte Tasterfahrungen gewonnen und gesammelt hat, sehen wir es immer wieder trotz des Gesichtes den stärksten Selbsttäuschungen unterworfen in Bezug auf Entfernung, Größe und Gestalt der von ihm wahrgenommenen Gegenstände. Ist es bei uns Erwachsenen anders, vermögen wir meist ohne Zuziehung des Tastsinnes mittelst des bloßen Gesichtssinnes uns genügend in der Außenwelt zurechtzufinden, so kommt dies nur daher, daß wir einen sichern Schatz längst erworbener Tasterfahrungen zu jeder Gesichtswahrnehmung mitbringen und unwillkürlich dabei mitverwenden.

Mit dem Gesichts- und Tastsinn muß jedoch behufs einer genügenden Auffassung der Außenwelt in sehr vielen Fällen auch der Gehörsinn sich verbinden. Schon der Säugling horcht ja mit besonderer Aufmerksamkeit auf Töne, namentlich auf sanfte, liebliche Töne; und wie er tönende Gegenstände sich gern an das Ohr hinhalten läßt, so sucht er auch selbst die von ihm ergriffenen Gegenstände tönen und klingen zu machen. Dieses Ertönen eines Gegenstandes erregt sichtlich in noch höherem Grade als die Lichterscheinungen die staunende Verwunderung des Säuglings, offenbar, weil es in diesen Tönen etwas wie ein geheimnisvolles Leben des Gegenstandes und eine Kundgebung seines mehr innerlichen Wesens erkennt. In der That kommen ja auch die Töne mehr als die Farben aus dem Innern der Dinge heraus, weshalb im allgemeinen auch die Erwachsenen durch Töne am tiefsten und innerlichsten angefaßt werden.[12])

Die drei weiteren Sinne, der Gefühls-, der Geruchs- und der Geschmackssinn, stimmen darin überein, daß sie mehr dem Selbstgefühle als der Erkenntnis der Außenwelt dienen. Durch sie erfahren wir hauptsächlich, wie sich die auf uns einwirkenden Dinge und Kräfte zu unserem leiblichen Wohl- oder Übelbefinden verhalten, und insofern sind sie für Weckung und Leitung des so wichtigen physischen Selbsterhaltungstriebes von der größten Bedeutung. Aber für die Erkenntnis dessen, was die Dinge an und für sich selber sind, tragen sie im ganzen wenig bei, obwohl wir auch schon bei Kindern, wenn sie von einem Gegenstand nicht recht wissen, was er ist und was sie von ihm halten sollen, finden, daß sie ihn mittelst der betreffenden Sinne auch darauf hin prüfen, ob er kalt oder warm, trocken oder feucht ist, wie er riecht und wie er schmeckt.

Immerhin aber ist es ein charakteristischer Unterschied des menschlichen Wesens vom tierischen, daß beim Menschen die letztgenannten drei Sinne entschieden weniger fein und ausbildungsfähig sind als die drei andern (sog. höhern oder objektiven) Sinne. Für den Menschen ist eben die denkende Auffassung der Außenwelt ein höherer und wichtigerer Zweck als die bloße Verwendung derselben für die physische Selbsterhaltung. Ja wenn auch einzelne Tiere den Menschen nicht nur hinsichtlich der Schärfe und Feinheit ihres Geruchs und Gefühls, sondern auch hinsichtlich der Schärfe und Feinheit ihres Gesichts und Gehörs zu übertreffen scheinen, so ist dies gleichwohl nur ein Schein, aus dem in keiner Weise auf einen Vorzug des tierischen Sinnenlebens vor dem menschlichen geschlossen werden kann. Denn in Wahrheit sehen und hören auch die am schärfsten sehenden und hörenden Tiere nur einzelne, ihrer besondern physischen Selbsterhaltung dienende Gegenstände, nicht aber, wie der Mensch, alles überhaupt mittelst des Gesichts und Gehörs Erkennbare. Und von jenem für die Erkenntnis der Dinge so überaus wichtigen Zusammenwirken mehrerer Sinne, zumal des (beim Tiere überhaupt nur sehr unvollkommenen) Tastsinnes mit dem Gesichtssinne, findet sich vollends im Bereiche des tierischen Lebens kaum eine Spur.[13])

[1]) Vgl. Ulrici, a. a. O. II, S. 9 f.: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Gefühl alle, auch die alltäglichsten Sinneseindrücke begleitet, und zwar nur begleitet, keineswegs mit ihnen identisch ist. Denn bei genauerer Selbstbeobachtung finden wir, daß schlechthin keine Sinnesempfindung uns vollkommen gleichgiltig läßt, daß vielmehr jede uns sympathisch oder anti-

pathisch anmutet d. h. daß jede ein wenn auch noch so leises Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen in uns erweckt. Wenn dasselbe meist so schwach erscheint, daß es fast unmerklich wird, so rührt das ohne Zweifel vornehmlich von der Abstumpfung des Gefühls durch die Gewohnheit her. Denn bei neuen Gegenständen, die wir noch gar nicht kennen, tritt es meist so bestimmt und entschieden auf, daß es uns auch unmittelbar zum Bewußtsein kommt."

[2]) Vgl. Lotze, Medizinische Psychol. S. 282: „Was mir vor allem getrennt werden zu müssen scheint, das sind die gleichgiltigen Wahrnehmungen eines Inhalts und die Zustände der Lust und der Unlust. Denn diese beiden Perzeptionen sind psychologisch wesentlich verschiedene Elemente, die sich keineswegs auf nur graduelle oder formelle Abwandlungen derselben geistigen Thätigkeit, sondern nur auf qualitativ verschiedene Fähigkeiten der Seele zurückführen lassen. Da für beide die Sprache die unterschiedenen Namen der Empfindung und des Gefühles darbietet, so würden wir undankbar gegen diesen Reichtum derselben sein, wenn wir nicht beide als Bezeichnungen jener verschiedenen psychologischen Elemente verwendeten."

[3]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol., I, S. 197: „Das Gefühl entspringt aus der Förderung oder der Hemmung irgend eines im Wesen unseres Geistes liegenden Triebes, und ist nichts anderes als das unwillkürlich entstehende Bewußtsein des Verhältnisses, in welchem dem innerlich präformierten Triebe ein analoger Reiz entgegentritt, ihn befriedigend oder ihm widersprechend, sympathisch oder antipathisch auf ihn wirkend."

[4]) Vgl. Ulrici, a. a. O., I, S. 341: „Wie es freilich das Bedürfnis macht, um den Trieb auszulösen, und wie es der Trieb anfängt, um als innerer Impuls den Organismus in Thätigkeit zu setzen, kurz, was in und mit dem Organismus geschieht, wenn Triebe erwachen und auf ihn einwirken, — das wissen wir bis jetzt nicht und werden es wohl kaum je erfahren. Zunächst, weil wir überhaupt nicht zu erkennen vermögen, wie Kräfte wirken, sondern immer nur, daß und was sie wirken. Sodann aber gehören Bedürfnis, Trieb, Spontaneität, wie Empfindung und Gefühl, zu den Grenzbegriffen unseres Denkens d. h. zu jenen Begriffen wirkender Kräfte, deren Annahme uns von der Erfahrung aufgenötigt wird, die uns aber nur von der Seite, von der wir zu ihrer Kenntnis gelangen, von der Seite ihrer Wirkungen und Erfolge, klar, gewiß und unzweifelhaft erscheinen, von der andern Seite dagegen, von seiten ihres Ursprungs, dunkel und unfaßbar bleiben."

[5]) Vgl. Lazarus, Leben der Seele, II, S. 38: „Reflexbewegungen sind solche Bewegungen, bei welchen sich irgend eine auf einen sensibeln Nerven ausgeübte Wirkung unwillkürlich und von selbst in dem entsprechenden motorischen Nerven „reflektiert", indem die Erregung des sensibeln Nerven vermittelst der Centralorgane auf den motorischen Nerven übertragen wird." — Lotze, medizinische Psychologie, S. 290 ff. und Mikrokosmus, I, S. 373 ff.: „Sensible Nerven leiten ihre Erschütterung bis zu den Centralorganen; dort kann der Strom der Erregung sich in zwei Arme teilen, deren einer, zu dem Sitz der Seele dringend, in ihr eine Empfindung des Reizes erweckt, während der andere, unmittelbar auf die motorischen Organe fortwirkend,

in ihnen mit mechanischer Notwendigkeit eine zweckmäßig gruppierte Bewegung erzeugt, die bald nur zur Ausgleichung der Erregung bald zu irgend einer Abwehr, einer Erfassung oder Verarbeitung des äußeren Reizes bestimmt scheint. — Diese unwillkürlichen Reflexbewegungen erscheinen daher wie die Buchstaben des Alphabets als die einfachen Elemente der Zweckmäßigkeit, welche die Natur der Seele zu Gebote stellt, indem sie es ihr überläßt, unter dem vereinigten Einflusse der Sinnesempfindungen und der Überlegung sie zu hinlänglich feinen und lenksamen Mitteln zu kombinieren, um der unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher Reize gewachsen zu sein. — Wie schlecht würde es in der That um unser Leben stehen, sollte die Überlegung es verteidigen und nicht der Mechanismus! Man frage jemand, wie er es anfangen würde, um fremde Körper aus der Luftröhre zu entfernen: er wird vielleicht eher auf einen Luftröhrenschnitt raten als auf Husten; und wie würde das Neugeborne zur Nahrungsaufnahme gelangen, wenn es Saug- und Schlingbewegungen erst zu erfinden hätte! Mißtrauisch gegen den Erfindungsgeist der Seele hat vielmehr die Natur dem Körper diese Bewegungen als mechanisch vollkommen bedingte Wirkungen der Reize mitgegeben. — Es ist nötig, daß der äußere Reiz mit mechanischer Sicherheit von selbst in dem Körper diejenigen Bewegungen anrege, die unter den vorhandenen Umständen zur Verteidigung des Lebens, zur Ausgleichung einer Störung, zur Befriedigung eines Bedürfnisses nötig sind. — Unfähig zur Erfindung wird die Seele dagegen wohl fähig sein zur Vervollkommnung dieses Mechanismus, indem sie ihre mannigfachen Fähigkeiten, Vergangenes in der Erinnerung aufzubewahren. Zukünftiges aus früheren Analogien zu erwarten ꝛc., der Verfeinerung jener gewiß schon künstlichen, aber den Bedürfnissen des vollen Lebens noch nicht entsprechenden Verkettung zwischen Reizen und Rückwirkungen widmet. Die Langsamkeit, mit welcher das Kind allmählich zur Herrschaft über seine Glieder kommt, in Verbindung mit der äußerst feinen individuellen Ausprägung dieser Herrschaft, die ihm doch im Fortschritt der Bildung möglich ist, zeigt uns, wie bedeutend hier der mithelfende und veredelnde Einfluß der Seele eingreift." — Horwicz, a. a. O. I, S. 366: „So entsteht ja überhaupt keine Bewegung, daß die Seele sich zuerst einen bestimmten Zweck dächte und danach die Bewegung machte. Alle Bewegung ist zunächst unbewußte Reflexbewegung, und erst durch ganz allmählich experimentierende Regelung kommt das zustande, was wir willkürliche Bewegung nennen."

[6]) Vgl. Lotze, mediz. Psychol. S. 504: „Jeder Nervenreiz, der überhaupt eine Empfindung veranlaßt, tritt dadurch auch in unser Bewußtsein ein, aber die Sprache unterscheidet mit Recht von dieser einfachen Perzeption jene Apperzeption, durch welche wir uns einer Wahrnehmung bewußt werden." — J. H. Fichte, Psychol., I, S. 212: „Der Übergang aus Unbewußtheit in Bewußtsein, somit die unmittelbarste (früheste) Bewußtseinsform selbst kann für den Geist nur darin bestehen: seiner selbst in diesen wechselnden Reizzuständen und in dem, was als deren Folge auftritt („sinnliche Empfindungen, Gefühle und Triebe") inne zu werden. Selbstempfindung mit stets wechselndem Gehalte ist der unterste, aber in alle höheren Zustände mithereinscheinende Ausgangspunkt des Bewußtseins. Auf dieser untersten Stufe ist noch von

keiner Wahrnehmung eines äußerlich Objektiven, ebenso wenig von deutlicher Selbstunterscheidung des Geistes ihm gegenüber („innerer Wahrnehmung") die Rede, sondern eine dumpfverschwommene Selbstempfindung in chaotisch ungesonderten Einzelaffektionen, Gefühlen und Trieben macht den ganzen Zustand aus, als dessen treffendstes Beispiel das früheste Kindesalter gelten kann. Die erregbarste Reizempfänglichkeit der Sinne, das frischeste, unabgestumpfteste Triebleben, welches den weckenden Reizen entgegeneilt, ist unstreitig gerade im Kinde vorhanden; aber noch hat es nicht sich selbst als das gemeinsame Band und die Einheit herausgefunden aus dem Wechsel der an ihm vorübergehenden Affektionen."

[7]) Vgl. Ulrici, a. a. O. II, S. 55: „Nach den interessanten Versuchen und Experimenten von A. Kußmaul (Prof. der Medizin) steht fest, daß die Kinder erst um die sechste Woche Gegenstände fixieren lernen und erst nach 14—16 Wochen anfangen, Gegenstände von einander zu unterscheiden." — Beachtenswert sind auch die von J. H. Fichte, Psychologie, I, S. 366 f., Ulrici, Leib und Seele, I, S. 228 f., Wundt, physiologische Psychologie, S. 641 f. angeführten Beobachtungen über die ersten Sehversuche operierter Blinden. So sah z. B. ein solcher Operierter zuerst nur eine „verworrene bewegte Masse", in welcher er erst allmählich Einzelnes unterscheiden lernte. Es war anfangs nur „ein ausgedehntes Lichtfeld, in welchem alles matt und stumpf, verwirrt und in Bewegung erschien"; erst zwei Tage später erblickte der Operierte „eine Anzahl dunkler, wässeriger Kreise" die den Stellungen des Auges folgten, mit ihm sich bewegten, mit ihm stillestanden und dann allmählich durchsichtiger wurden. Als er endlich die Fähigkeit zu sehen erlangt hatte, erschienen ihm anfänglich alle Gegenstände so nahe, daß er sich fürchtete, mit ihnen zusammenzustoßen, obwohl sie in Wirklichkeit weit von ihm entfernt waren. Einem andern Operierten war es zuerst, als ob die Gegenstände auf seinem Auge lägen, und seine Augen berührten, wie die Dinge, die er durch den Tastsinn wahrnahm.

[8]) Vgl. Necker de Saussure, a. a. O. I, S. 156: „Die Freude an der Betrachtung des Glänzenden regt das Kind auf; es zappelt und gestikuliert vor Vergnügen, und dabei trifft es sich oft, daß seine Hand dem Gegenstande, der seine Aufmerksamkeit erregte, begegnet. Dies erregt in ihm eine ganz unerwartete Empfindung, und es erstaunt darüber, daß ein Widerstand seine Bewegungen aufhält; und wenn dieselben Ursachen immer dieselben Wirkungen haben, so fängt das Kind auch an vorauszusehen, was sich aus seinen Gestikulationen ergeben wird. Dann streckt es absichtlich seine kleine Hand aus; da es aber die Entfernung der Dinge von einander noch nicht zu würdigen versteht, so ist es bei ihm ein bloßes Spiel des Zufalls, ob es zur Betastung der Gegenstände kommt oder nicht. Durch die häufige Wiederholung dieses Spiels wird es ein wenig geschickter; aber erst nach 7—8 Monaten erreicht es die Gegenstände mit Sicherheit."

[9]) Vgl. z. B. Reiff, christliche Glaubenslehre, zweite Auflage, I, S. 440: „Sinn und Trieb ist auf der Stufe des unentwickelten Lebens dasselbe, was im entwickelten Seelenleben das Erkennen und Wollen. Der Sinn ist das Organ, das die Dinge und ihre Eindrücke in Bildern, welche jene abgestalten, in uns einführt. Die Einwirkungen der Dinge auf unsere Sinnesorgane er-

zeugen nämlich in diesen Empfindungen; diese veranlassen die Seele zur Entwerfung eines Anschauungsbildes. — Trieb verstehen wir hier im engern Sinne als Aneignungstrieb oder Begehren; im weiteren Sinne ist der Trieb der Impuls für jede Seelen- und Lebensthätigkeit."

[10]) Was wir hier innern oder Gemeinsinn nennen, nämlich das Vermögen der Seele, sich ihren eigenen leiblichen Gesamtzustand mehr oder weniger deutlich zum Bewußtsein zu bringen, im Unterschiede von den die Auffassung der Außenwelt nach ihren verschiedenen Seiten vermittelnden äußeren Sinnen, das nennen andere „Lebens- und Vitalsinn", weil dieser uns am unmittelbarsten und eindringlichsten unser physisches Wohl und Wehe zum Bewußtsein bringt und lehrt, was heilsam oder schädlich sei." (Dittes, Lehrbuch der Psychologie und Logik, S. 25.)

[11]) Über die Zusammengehörigkeit des Gesichts- und Tastsinnes spricht sich Lindner, Lehrbuch der empirischen Psychologie, S. 53 in folgender Weise aus: „Der vornehmste Anteil an der Erschließung der Außenwelt gebührt unstreitig dem Gesichtssinn, auf welchen neun Zehntel aller Sinneswahrnehmungen fallen. Zu dem Gesichtssinn tritt aber der Tastsinn kontrollierend und berichtigend hinzu. Während Gesichtswahrnehmungen nur zu Flächenbildern führen, die nicht selten auf „optische Täuschungen" hinauslaufen, verschaffen wir uns mittelst der „Handgreiflichkeit" des Tastsinnes die Überzeugung von der Solidität der Außendinge und von ihrer materiellen Eigentümlichkeit. Beide Sinne wirken aufs innigste zusammen, so daß der Tastsinn nur ein derberes Schauen auf die unmittelbare Nähe (vergl. das Tasten der Blinden), der Gesichtssinn nur ein feineres Tasten in die Ferne darstellt." — Vergl. auch Ulrici, a. a. O. I, S. 228 ff.: „Weil der Sehnerv nur für Lichtreize empfänglich ist und nur Lichtempfindungen vermittelt, so sehen wir in Wahrheit niemals Gegenstände, sondern nur Licht, sei es weißes oder farbiges Licht. Steht es fest, daß wir in und mit der durch die Nervenreizung veranlaßten Gesichtsempfindung nur Licht und Farben sehen, so ist es unmöglich, daß wir Gestalt, Größe, Entfernung und Richtung der Dinge unmittelbar sehen d. h. eine Gesichtsempfindung davon haben können. Denn die Gestalt der Dinge besteht in ihrer Begrenzung gegen anderes; die Begrenzung rein als solche aber hat keine Farbe, oder was dasselbe ist, die Grenzlinien haben dieselbe Farbe wie die Fläche, die sie begrenzen. Ebenso hat die Größe rein als solche keine Farbe, und es giebt auch keine gefärbte Entfernung oder Richtung." — Ebenso J. H. Fichte, a. a. O. I, S. 356 ff.: „Die dritte Dimension wird nicht gesehen, sondern ertastet und erst durch Übertragung des durch Tasten gewonnenen Bildes der Tiefe auch auf die Gesichtsobjekte bezogen und durch einen unwillkürlichen Schluß der Analogie den allein gesehenen vielfach begrenzten Flächen unterlegt. — Die Stufe der geordneten äußeren Wahrnehmung wird nur erreicht durch ein stetiges (der Vergeistigung des Sinnenbewußtseins vergleichbares) Fortschreiten vom Tasten zum Sehen, durch eine stets mehr gelingende Übung, die allein gesehenen Flächen auf die (drei Dimensionen darbietenden) Formen des Getastes zurückzuführen, ohne der kontrollierenden Nachhilfe des Tastens zu bedürfen, und so zuletzt Körper zu sehen, den eigenen und die der Außenwelt.

Hiebei ist an die konstante Erfahrung zu erinnern, daß im ersten aufdämmernden Bewußtsein des Kindes dieses vor allen Dingen jeden gesehenen Gegenstand zu betasten trachtet."

12) Vgl. Lotze, Mikrokosmus, II, S. 190 f.: „Der farbige Glanz mutet unser natürliches Gefühl als die unmittelbarste Erscheinung einer fremden, uns gegenüberstehenden Realität an, in deren Tiefe wir hineinzusehen glauben, und von der uns gleichwohl nur die reizende Oberfläche klar wird, mit der sie in der Ordnung aller Dinge ihren Platz einnimmt. Keine andere Empfindung gewährt denselben unmittelbaren Eindruck, keine Reflexion ersetzt ihn, und der Blindgeborne, wenn er auch durch Verbindung von Bewegungsvorstellungen und Tasteindrücken sich eine genaue Vorstellung der Umgebung verschafft, wird nie so klar inne werden, was es heißt, im Raume dazusein, wie der Sehende, vor dem die Welt im Lichte daliegt. Aber mehr allerdings als den äußern Umriß des Realen gewährt uns die Farbe nicht; das Innere der Dinge dagegen hat man stets nur im Klange erfassen zu können geglaubt. Und in der That ist es die eigene Substanz der Körper, die, von den Schallwellen kräftig bewegt, nicht selten bleibend verändert, ja durch die Gewalt der Bewegung zerrissen wird. Der Klang bildet nicht wie die Farbe das ruhende Dasein ab, sondern bricht wie die leidenschaftliche Seele der Dinge, wie ihr belebender Trieb hervor. In der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Abgerundeten des Schalles glauben wir erst zu fühlen, wes Geistes Kinder die physischen Eigenschaften der Härte, Sprödigkeit ꝛc. der Körper sind. Mittel der Verständigung und Mitteilung giebt es viele; aber auch das vollkommenste wird nie die überzeugende Klarheit besitzen, mit welcher der Klang sich als geborner Verkündiger der inneren Zustände der Dinge an uns drängt." — Vergl. hiezu noch Horwicz, a. a. O. I, S. 336: „Wir sehen im Laufe eines Tages tausenderlei, erkennen und unterscheiden mittelst der gesehenen Farben, dämpfen uns das zu helle Licht oder schließen es ab zum Zwecke des deutlichen Sehens, ohne uns dessen bewußt zu werden, ob uns die gesehenen Farben und Lichtstärken angenehm waren oder nicht. Schon ungleich mehr tritt die Gefühlsseite beim Gehör hervor. Töne ergreifen uns in der Regel weit stärker als Farben. Helle, reine Töne sind angenehm, schrillende und unreine martern unser Ohr. Bekannt ist, wie schwer selbst einem guten Redner ein klangloses oder quäkendes Organ verziehen wird und wie leicht eine sonore, wohltönende Stimme den Mangel geistigen Gehaltes verdeckt." — Ebenso Lindner, a. a. O. S. 54: „Das Gehör leistet nur wenig für die Auffassung des im Raume Ausgedehnten, desto mehr aber für die Wahrnehmung des in die Zeit fallenden Werdens und Geschehens. Die lautlose Stille ist das Bild der Erstarrung und des Todes; alle Bewegungen, alle Veränderung, alles Leben ist an die Schallerregung geknüpft.' Allein nicht bloß das äußere sondern auch das innere Geschehen wird uns mittelst des Gehöres offenbar, und sowie der Klang aus dem Innern kommt und von der materiellen Beschaffenheit des Schallerregers (Stroh, Holz, Eisen, Silber, Glockengut ꝛc.) abhängt, so erschließt er unserm Ohr die verborgenen Eigentümlichkeiten der Dinge, die sich dem schauenden Auge und der tastenden Hand entziehen, und die uns in dem An-

klingen der verschiedenen Naturlaute, in dem wundersamen Ausdrucke der Menschenstimme, vor allem aber in Sprache und Musik so eigentümlich berühren."

[13]) Vgl. Ulrici, a. a. O. I, S. 331: „Der Geruch ist der Hauptvermittler des Instinkts und spielt daher in der Ökonomie der Tiere eine große Rolle. Wir brauchen es demnach nicht besonders zu bedauern, daß der Mensch in betreff der Entwicklung seines Geruchsorganes auf weit niedrigerer Stufe steht als die Mehrzahl der Säugetiere. Im Gegenteil, diese niedrigere Stellung beweist wiederum nur, daß die Natur bei der Ausstattung des Menschen mehr die geistige als die leibliche Seite seines Wesens im Auge hatte, und daß sie ihn mittelst dieser ungleichen Ausstattung nötigen wollte, durch den forschenden, erkennenden und erfindenden Gedanken das zu ersetzen, was ihm an Spürkraft der Sinne und Sicherheit des Instinktes abgeht." — Steinthal, a. a. O. S. 282 ff.: „Die drei wichtigsten, eigentlich theoretischen Sinne sind: Gesicht, Gehör und Getast. Letzteren hat das Tier im schwächsten, der Mensch im höchsten Grade. Dagegen scheint das Tier rücksichtlich der beiden andern im Vorteil: es sieht besser und hört besser. Hier aber ist nun zu unterscheiden zwischen Qualität und Quantität der Kraft. Das Tier sieht und hört besser, das heißt: es sieht in einer Entfernung, hört aus einer Entfernung, in und aus welcher der Mensch nicht sieht und hört; aber was der Mensch sieht und hört, das erkennt er besser d. h. mit mehr und mit feinern Unterschieden. Schon daß dem Gesichtssinn des Tieres die so lebendige Unterstützung des Tastsinnes fehlt, kann ja nicht ohne schwächenden Einfluß auf die Gesichtserkenntnis bleiben. — Erwägen wir überhaupt recht, was es heißt: stärkere Sinne haben? Es heißt: mächtiger von der Natur ergriffen, erregt sein d. h. sinnlich, leiblich ergriffen und damit leidend zu sein. Die Sinne sind beim Tiere breite Thore, durch welche die äußere Natur mit solcher Macht in die Seele einstürmt, daß diese unterworfen wird, Selbständigkeit und freie Bewegung verliert. Bei den stumpferen Sinnen des Menschen ist die menschliche Seele auch gegen den überwältigenden Eindruck der Außenwelt geschützt, und sie bleibt ihrer mächtig. Sie nimmt durch die Sinne gerade so viel auf, als sie bedarf und verarbeiten, sich assimilieren kann. Die Tierseele, von starken Empfindungen bestürmt und unterjocht, kann sich nicht weiter entwickeln, nicht Gebieterin ihrer selbst und ihrer Empfindungen werden und letztere mannigfach bearbeiten; aber die menschliche Seele, mehr bei sich bleibend, entwickelt sich zum Geiste, während die tierische Seele im Leibe erstarrt." — Erdmann, psycholog. Briefe, fünfte Auflage, S. 169: „Auch Auge und Ohr haben beim Tiere einen ganz praktischen Charakter, indem jenes auf das Aufsuchen der Nahrung gerichtet ist, dieses dagegen zum Vernehmen des lockenden Weibchens oder der rufenden Mutter d. h. zur Erhaltung der Gattung dient. Dies vergessen die, welche behaupten, der Adler sehe besser als wir. Ja ein gefallenes Tier oder ein Stück Fleisch sieht er besser, aber nur dies. Für alles Übrige ist er blind. Sein Auge steht im Dienste des Hungers, während das unsere alles gleichmäßig aufnimmt."

§ 6.

Je mehr in der zuletzt beschriebenen Weise die Empfindungen nicht bloß Eines Sinnes sondern mehrerer Sinne sich verbinden, desto mehr kommt es zu einem bewußten Wissen um die Dinge der Außenwelt oder zu einer wirklichen **Wahrnehmung** derselben.[1]) Und es ist von Wichtigkeit, daß das Kind schon frühe dazu gebracht wird, es mit seinen Wahrnehmungen genau zu nehmen, also sich bei einem Gegenstande der Außenwelt nicht mit einer vereinzelten Empfindung zu begnügen, sondern mehrfache Empfindungen teils desselben Sinnes teils verschiedener Sinne zusammenzufassen. Bei jeder solchen Wahrnehmung gebraucht jedoch der kindliche Geist nicht nur seine leiblichen Sinne, sondern er vollzieht zugleich aus und mit seinen eigenen Mitteln einen unwillkürlichen Denkakt. Denn er zieht dabei in unwillkürlicher Anwendung des Kausalitätsgesetzes den unbewußten Schluß, daß Empfindungen, die sich wiederholt mit einer zwingenden Notwendigkeit der Seele aufdrängen, und zwar stets in einer bestimmten, festen Verbindung unter einander, — daß diese die Wirkung eines außer der Seele vorhandenen, von ihr unabhängigen Gegenstandes sind, in welchem eine Mehrheit unterschiedener Kräfte und Eigenschaften zur Einheit Eines Dinges vereinigt ist.[2]) Trotz dieser Zusammenfassung von Empfindungen verschiedener Sinne redet man aber gleichwohl da, wo es sich zunächst um die (theoretische) Verwendung der Sinnesempfindungen zur Erkenntnis der Außenwelt handelt, meist nur von Anschauungen, indem man mit diesem Namen alle Arten von Sinneswahrnehmungen bezeichnet. Man thut dies, weil nicht nur der am weitesten in die Ferne dringende Gesichtssinn uns die allermeisten Wahrnehmungen übermittelt, sondern weil überdies auch die Gesichtswahrnehmungen am wenigsten durch Beimischungen subjektiver Gefühle getrübt, also die sachlichsten und am meisten objektiven Wahrnehmungen sind.

Die Mitwirkung des freien, selbstthätigen Geistes offenbart sich übrigens auch noch in anderer Weise schon auf dem Gebiete des sinnlichen Wahrnehmens. Denn bekanntlich entstehen lange nicht aus allen Eindrücken, die unsere Sinne treffen, auch wirkliche Empfindungen oder gar Wahrnehmungen,[3]) und es ist das an sich auch gar nicht zu beklagen. Im Gegenteil: wären wir durch die Natur unserer Seele genötigt, alles, was irgendwie unsere Sinne berührt, auch bestimmt zu sehen, zu hören, zu riechen ꝛc., so wäre die Masse der sich uns ununterbrochen aufdrängenden Wahrnehmungen eine so unermeßlich große, daß ein bloß

endlicher Geist sie unmöglich zu bewältigen vermöchte, vielmehr davon ganz überflutet und erdrückt werden müßte. Es ist deshalb gut, daß wie der Umkreis unseres Bewußtseins überhaupt, so auch der Umkreis unserer (wirklich zu stande kommenden) bewußten Wahrnehmungen ein jederzeit sehr beschränkter ist.[4]) Und der Grund dieser heilsamen Beschränkung ist kein anderer, als der innere und wesentliche Zusammenhang von Bewußtsein und dem, was wir Aufmerksamkeit nennen. Kraft dieser Aufmerksamkeit giebt sich nämlich der menschliche Geist nicht leidend und widerstandslos allen und jeden an ihn herantretenden Eindrücken der Außenwelt hin, sondern er behauptet ihnen gegenüber seine Freiheit und Selbständigkeit, indem er unter ihnen auswählt und sich nur dem zuwendet, was sein persönliches Interesse erregt. Interesse aber ist die Kundgebung eines zum Verlangen werdenden und in Verlangen übergehenden Gefühles, oder noch besser: die Bethätigung eines durch ein Gefühl des Wohlgefallens erregten Triebes. Nur, was so in irgend einer Weise durch Erregung eines Triebes unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, — nur das nehmen wir wirklich wahr, indes tausend andere Eindrücke wegen mangelnden Interesses und deshalb fehlender Aufmerksamkeit unsere Sinne gleichsam nur streifen und uns gar nicht zum Bewußtsein kommen.[5]) Eben hieraus folgt dann aber auch, daß die Empfindung nirgends unmittelbar und direkt in eigentliche Wahrnehmung übergeht, sondern daß sie erst ein (ob auch noch so schwaches) Gefühlsinteresse an dem Empfundenen und damit ein Streben, es sich zum Bewußtsein zu bringen, wecken und hervorrufen muß, ehe das Empfundene wirklich beachtet und wahrgenommen werden kann.[6])

Je stärker aber so das Interesse und die Aufmerksamkeit ist, die der gemachte Eindruck erregt und auf sich zieht, desto frischer, kräftiger und lebendiger wird er auch von der Seele in ihr Bewußtsein aufgenommen; und das Wissen um den in solcher Weise wahrgenommenen Gegenstand bleibt in der Seele, auch wenn der Gegenstand selbst nicht mehr gegenwärtig ist. Dieses Wissen muß nicht jederzeit ein bewußtes sein; es kann auch zum unbewußten Besitz herabsinken und sinkt wirklich dazu herab, sowie die Seele mit ihrem Interesse und ihrer Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande weg einem andern sich zuwendet. Eben aber, weil auch das im Augenblick unbewußt Gewordene darum nicht aufhört, ein wirklicher Besitz des Geistes zu sein, kann es auch immer wieder aus den unbewußten Tiefen der

Seele in den hellen Umkreis des Bewußtseins hervortreten — sei es unwillkürlich, sei es infolge einer absichtlichen Einwirkung (eines „Sichdaraufbesinnens"). Man redet demgemäß von einem Gedächtnis der Seele oder von der Fähigkeit derselben, auch bloß „Gedachtes" und nicht sinnlich Gegenwärtiges in sich zu tragen und es sich aufs neue zwar nicht sinnlich, aber geistig gegenwärtig zu machen (es zu reproduzieren, sich seiner wieder zu erinnern oder es „aus dem Innern" wieder hervorzurufen). Ebenso redet man von **Vorstellungen** d. h. von innern, geistigen Bildern wahrgenommener Gegenstände, welche (Bilder) in der Seele vorhanden sind und aus den Tiefen der Seele hervorgerufen, ins Bewußtsein gesetzt und „vor die Seele hingestellt" werden können, auch wenn die Gegenstände selbst nicht sinnlich gegenwärtig sind.[7])

Von alle dem finden wir nun auch schon beim Säuglinge wenigstens die ersten Anfänge. Das erste Objekt einer wirklichen Wahrnehmung des Kindes bildet unzweifelhaft diejenige, deren Bild dem Kinde nicht nur am häufigsten und regelmäßigsten erscheint, sondern die auch am früheſten und lebendigsten des Kindes Interesse zu erregen und auf sich zu ziehen weiß, — die Mutter. Sie ist darum auch die Erste, welche das Kind bei erneutem Erscheinen wiedererkennt, was voraussetzt, daß von der bisherigen Wahrnehmung ein Bild in der Seele zurückgeblieben ist, dessen Zusammenfließen mit der neuen Wahrnehmung eben das Erkennen des Neuen als eines schon bekannten Alten oder die Erinnerung bildet. Bald jedoch erkennt das Kind neben der Mutter auch den Vater, die Geschwister und andere häufig mit ihm verkehrende und ihm freundlich begegnende Personen, und es lernt auch mehr und mehr, was es bedeutet, wenn gewisse Veranstaltungen (Zurichtung der Nahrung, Vorbereitung zu einem Spaziergang ꝛc.) getroffen werden. Denn dieselben Veranstaltungen hat es ja schon wiederholt mitangeschaut und darauf hin gewisse ihm höchst angenehme Folgen eintreten sehen, so daß beides eben in diesem Zusammenhange sich seinem Bewußtsein bleibend eingeprägt hat. Wesentlich erleichtert wird diese Reproduktion, wenn mit der Wahrnehmung eines das Kind interessierenden Gegenstandes sich zugleich das allmähliche Verständnis und Behalten des den Gegenstand bezeichnenden Wortes verbindet. Schon die Nennung des bloßen Wortes (Tisch, Uhr ꝛc.) kann dann mehr und mehr auch das Bild der damit benannten Sache in das Bewußtsein des Kindes rufen. Ja auch andere Gegenstände, die sich dem Kinde wiederholt in naher Beziehung zu den von ihm mit Interesse

wahrgenommenen Personen oder Sachen dargeboten haben (wie Kleidungsstücke der Eltern, Spielgeräte der Geschwister), können dasselbe an jene Personen oder Sachen erinnern. Aber über die ganz individuelle Erinnerung an diesen oder jenen einzelnen von ihm wahrgenommenen Gegenstand kommt doch der Säugling schwerlich schon hinaus, höchstens, daß es dasselbe Objekt auch in verschiedenen, wechselnden Erscheinungsformen (z. B. die Mutter in verschiedenen Kleidern) wiedererkennt. Man könnte zwar meinen, wenn der Säugling anfangs jeden von ihm wahrgenommenen Mann Papa nennt, so abstrahire es aus der Wahrnehmung verschiedener Männer auch schon die allgemeine Vorstellung eines Papa. Aber dem ist doch schwerlich so. Vielmehr beruht jene ausgedehnte Bezeichnung zunächst ohne Zweifel nur auf einer Täuschung des Kindes, welches seinen Papa eben noch nicht so genau kennt und darum einen andern Mann wirklich für seinen Papa hält. Wenigstens scheint es viel seltener oder gar nicht zu geschehen, daß der Säugling eine fremde Frau „Mama" nennt. Immerhin aber ist es auch so von Bedeutung, daß das Kind schon frühe einen wenn auch kleinen Vorrat klarer und deutlicher Erinnerungsbilder als geistiges Material für die Zukunft wie als Bedingung einer schon jetzt anfangenden geistigen Beschäftigung mit den Dingen gewinnt. Und das Hauptmittel hiezu wird nach dem Bisherigen eben dieses sein, daß man durch weise Beschränkung auf wenige, aber passende Stoffe dem Kinde ein lebendiges Interesse an diesen Stoffen abgewinnt und damit ein längeres, aufmerksames bei ihnen Verweilen in ihm weckt und pflegt.[8])

---

[1]) Vgl. Horwicz, a. a. O., I, S. 177 f.: „Die sog. Sinne sind es, welche uns die Vorstellungen von Dingen der Außenwelt vermitteln. Bekanntlich ist es aber niemals ein einzelner Sinn allein, durch welchen wir Vorstellungen erhalten, sondern es sind deren immer mehrere. Das Auge nimmt eine gewisse farbige Fläche wahr, der tastende Finger stößt auf einen so oder so gearteten Widerstand, das Ohr vernimmt beim Anschlage einen gewissen Klang, die Zunge erhält bisweilen Geschmack, die Nase Geruch. Alles das oder wenigstens Mehreres davon muß zusammenkommen, ehe wir ein Ding als Zucker, Salz oder dergl. erkennen. Ein Mensch mit ausgebildeten Sinnen oder besser gesagt: mit einem guten Vorrat fertiger Vorstellungen erkennt zwar die meisten Dinge oft schon auf die Wahrnehmungen Eines Sinnes, die Glocke am Ton, den Zucker an der weißen, körnigen Bruchfläche. Dies vermag er aber nur dadurch, daß er aus seiner Erfahrung sich erinnert, daß mit der einen Sinneswahrnehmung allemal auch die übrigen verbunden zu sein pflegen; er braucht daher die Glocke nicht erst zu sehen oder zu betasten, den Zucker nicht mehr zu schmecken. Zur Bildung der Vorstellungen: Glocke, Zucker, Salz war dennoch

einst eine Mehrheit von Sinneswahrnehmungen erforderlich." — Lazarus, Leben der Seele, II, S. 67: „Es giebt in der gewöhnlichen Erfahrung kein so einfaches Ding von einfacher Beschaffenheit, daß wir es nur durch eine Sinnesempfindung wahrnehmen können. Also erst aus der Sammlung seiner Eigenschaften d. h. aus der Verbindung der mehreren Empfindungen ergiebt sich die Wahrnehmung eines Dinges. Diese Sammlung und Einigung der verschiedenen Empfindungen gemäß den in den Dingen verbundenen Eigenschaften heißt Anschauung."

[2]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol., I, S. 374 ff.: „Das Umsetzen des Empfindungsinhaltes in objektive Eigenschaften eines Realen ist der erste Schritt, durch den das Bewußtsein über die Unmittelbarkeit des bloß passiven Empfindens hinausgelangt und ins Gebiet der Anschauung und damit überhaupt des Erkennens hinübertritt. — Das Bewußtsein eines Realen infolge der Empfindung ist das Resultat eines unwillkürlichen Schlusses, und zwar nach der Kategorie von Grund und Folge Wir sind genötigt, aus den unmittelbar in unser Bewußtsein eingreifenden und uns umstimmenden Sinnenaffektionen die Existenz eines Realen außer uns als des Grundes dieser Veränderungen zu folgern. Diese ursprüngliche Nötigung ist die erste Entstehung alles Bewußtseins einer „Außenwelt" d. h. eines mannigfachen und uns mannigfach affizierenden Realen außer uns." — Ulrici, Glauben und Wissen, 1858, S. 12: „Es ist eine feststehende Thatsache, daß unsere sinnlichen Empfindungen bei ihrem Entstehen sich uns dergestalt aufdrängen, daß wir sie haben müssen und weder ihre Existenz verhindern noch ihre Bestimmtheit ändern können. Dieses Sichaufdrängen, diese Nötigung zum Empfinden giebt sich uns unmittelbar kund. Je stärker und plötzlicher die sinnliche Empfindung ist, desto bestimmter haben wir das Gefühl eines äußern Zwanges, und mit demselben verbindet sich kraft des Denkgesetzes der Kausalität unmittelbar das Gefühl eines innern Zwanges, zugleich mit jenem Genötigtwerden als einem Geschehen eine nötigende Thätigkeit als dessen Ursache zu setzen d. h. es wird uns im Empfinden selbst unmittelbar gewiß, daß es ein Etwas außer uns geben müsse, durch welches dieses Geschehen bedingt, das Genötigtwerden verursacht sei. Indem also unser Denken unwillkürlich und unbewußt dem Denkgesetz der Kausalität, die Wirkung auf ihre Ursache zu beziehen, folgt, beziehen wir auch unwillkürlich und unbewußt die sich uns aufnötigende Empfindung auf den äußern Gegenstand, von dem die Nötigung ausgeht, d. h. wir glauben in ihr den Gegenstand selbst zu empfinden."

[3]) Vgl. Dittes, Lehrbuch der Psychol. und Logik, S. 32: „Wenn unsere Aufmerksamkeit ganz auf bestimmte Gedankenreihen, wissenschaftliche Arbeiten, Phantasieen ꝛc. gerichtet ist, so hören wir oft nicht, was in unserer nächsten Umgebung, vielleicht zu uns selbst gesprochen wird, nicht den Schlag der Wanduhr ꝛc., sehen eine Person nicht, die vor unsern Augen unser Zimmer betritt und wieder verläßt, fühlen einen Schmerz nicht, den uns ein körperliches Leiden verursacht ꝛc. Es können also Sinnenreize in normaler Weise auf die Sinnesorgane wirken, der ganze Sinnesapparat kann gesund sein und regelmäßig funktionieren, und dennoch kann die Empfindung ganz ausbleiben. Es ist möglich, daß, wenn wir infolge von Vertiefung in unsere Gedanken oder von Zerstreutheit

irgend einen auf unsere Sinne wirkenden Vorgang nicht sogleich sehen oder hören, aber wenige Augenblicke später uns besinnen und sammeln, — daß wir dann den betreffenden Vorgang nachträglich sehen oder hören. Versäumt aber die Seele den richtigen Moment, so haben die Sinnesorgane vergeblich gearbeitet." — Horwicz, a. a. O. I, S. 158: „Zum Zustandekommen der Empfindung selbst genügend starker Reize ist eine gewisse Beschaffenheit und Stimmung der Seele erforderlich. Die Erfahrung lehrt, daß bisweilen sogar starke Reize nicht empfunden werden, wenn man mit einem andern Gegenstand beschäftigt, in ihn vertieft ist. Unzählige Dinge gehen fortwährend unserer Wahrnehmung verloren, weil wir ihnen keine Aufmerksamkeit schenken."

4) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, I, S. 289 f.: „Die Thatsache steht fest, daß wir viele Dinge, Gesichtserscheinungen wie Geräusche nur perzipieren, wenn wir ihnen unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Durch diese Aufmerksamkeit sind wir befähigt, alles dasjenige an den mannigfaltigen Sinnesempfindungen aufzufassen, herauszuheben und uns einzuprägen, was vorzugsweise von Wichtigkeit für uns ist. Denn sie eben bewirkt einerseits positiv, daß wir dasjenige, dem wir sie zuwenden, klarer und deutlicher perzipieren, andrerseits negativ, daß vieles, was — eben wegen seiner Vielheit — die Schärfe unserer einzelnen Perzeptionen schwächen, ihre Klarheit beeinträchtigen, unser Bewußtsein verwirren würde, von selbst hinwegfällt und gar nicht von uns perzipiert wird, sobald wir es unbeachtet lassen und unsere Aufmerksamkeit auf anderes konzentrieren. Würden dagegen alle die vielen Sinnesempfindungen so unwiderstehlich auf uns eindringen, daß wir sie alle gleichmäßig perzipieren müßten und keine Wahl hätten, welche von ihnen wir uns besonders merken wollen, so würde jener Zweck, das uns besonders Wichtige aufzufassen und uns einzuprägen, kaum erreichbar, seine Erfüllung wenigstens bedeutend erschwert sein."

5) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, II, S. 18. 32: „In allen Fällen kommt die Sinnesempfindung, Gefühlsperzeption ꝛc. nur insoweit uns zum Bewußtsein, als sie unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermag, d. h. sie kommt uns nur mittelst der Aufmerksamkeit, mittelst der Thätigkeit des Aufmerkens zum Bewußtsein. — Aufmerken bezeichnet das Streben der Seele, einen sinnlichen Eindruck, dessen Eintreten begonnen hat oder zu erwarten ist, zu bemerken. Anfänglich geschieht dies Bemerken ganz unwillkürlich und unbewußt; das Kind wird auf jede Sinnesempfindung, wenn sie nur einen gewissen Grad der Stärke besitzt, aufmerksam; dagegen wird es ihm sehr schwer, seine Aufmerksamkeit einem bestimmten Objekt mehr als vorübergehend zuzuwenden. Allmählich nur erlangen wir die Fähigkeit, unsere Aufmerksamkeit beliebig zu lenken, zu spannen, auf ein Objekt zu konzentrieren. Merken, Aufmerken ist sonach offenbar ein Thun der Seele; denn nur unser Thun können wir willkürlich lenken." — Lotze, Metaphysik, S 539: „Die Aufmerksamkeit ist anzusehen als eine von der Seele ausgehende Thätigkeit, deren Objekte die Vorstellungen sind, nicht als eine Eigenschaft, zu der die Vorstellungen die Subjekte wären. Letzteres ist die Ansicht Herbarts, der behauptet: wo wir sagen, daß wir unsere Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung richten, da sei in Wahrheit nichts geschehen, als daß jene Vorstellung durch eigene

anwachsende Stärke sich im Bewußtsein über die übrigen Vorstellungen erhoben habe." — J. H. Fichte, Psychol. I, S. 192 f.: „Aufmerksamkeit und wechselnde Richtung derselben kann nur als Willenserweisung gedeutet werden. Denn wir vermögen durchaus keine andere Ursache im Geiste zu entdecken, welche Aufmerksamkeit erzeugt und sie auf Bestimmtes richtet, als eben den Willen. Bewußtsein und Aufmerksamkeit sind in Wahrheit eins und dasselbe, und wenn die letztere als Nebenphänomen ausdrücklich hervortritt, so bedeutet dies nichts anderes als den intensiveren Grad von Helligkeit, mit welchem der Geist einen Vorstellungsinhalt beleuchtet, zu welchem ein besonderes Interesse ihn hinzieht, während schlechthin gar kein Bewußtsein ohne irgend einen Grad von Aufmerksamkeit möglich ist. Beiden (dem Bewußtsein und der Aufmerksamkeit) kann auch nur eine und dieselbe Ursache, nämlich der Wille, zugrunde gelegt werden, zumal da das den Willen Sollicitierende, nämlich das Interesse, selber nur als Trieb- und Willensphänomen gefaßt werden kann. Wir sind uns auch nicht nur bewußt, freiwillig die Intensität unseres Bewußtseins d. h. unsere Aufmerksamkeit lenken, ablenken, steigern, nachlassen zu können, sondern wir klagen auch uns wie andere bei Unaufmerksamkeit, Zerstreutheit, Vergeßlichkeit der Schuld des mangelnden ernsten Willens an; und pädagogisch suchen wir gerade auf den Willen zu wirken, ihn zu erziehen und zu stärken, damit das zu Erlernende angeeignet werde und hafte."

[6]) Vgl. Wundt, physiologische Psychologie, S. 274. 426: „Es ist das Naturgemäße, die Empfindung als das Ursprüngliche hinzustellen und jeder Empfindung gleichzeitig einen Gefühlston beizulegen, wobei jedoch der letztere bald mehr zurück bald mehr in den Vordergrund treten kann. Als ursprünglichen Inhalt des Bewußtseins betrachten wir also stets die reine Empfindung. Sie ist das Element, aus welchem alle andern Produkte des Bewußtseins hervorgehen. — Jede Empfindung muß mit einem gewissen Grad von Gefühl verbunden betrachtet werden. Freilich giebt es zahlreiche Empfindungen, deren Gefühlston sehr schwach ist, während andere fast immer von starken Gefühlen begleitet sind. Die erstern pflegt man im engeren Sinne Empfindungen, die letzteren Gefühle zu nennen."

[7]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. I, S. 391 f.: „Vorstellen bezeichnet jene freie Thätigkeit des Geistes, welche das sinnlich Gegebene bewahrt, dann aber aus seiner Verdunkelung wieder hervorruft und „vor" das Bewußtsein wieder „hinstellt." — Es ist zu unterscheiden die objektive Veränderung, welche ein Reiz im Wesen des Geistes hervorbringt, und das ihn begleitende Bewußtsein. Jene Veränderung beharrt in dem gleichfalls beharrenden Wesen des Geistes aus dem einfachen Grunde, weil das Objektive des Reizes für den Geist wirklich ein Wirksames, ihn Umstimmendes geworden ist. Anders ist es mit seinem Bewußtsein. Dieses als das jene objektive Veränderung bloß Begleitende verdunkelt sich sicher, sei es sogleich oder allmählich, je nachdem der Geist durch seinen Trieb (seine Aufmerksamkeit, sein Interesse) plötzlicher oder allmählicher sich anderen Erregungen zuwendet. Dies ist die erste Quelle des „Vergessens". Aber einem jeden solchergestalt vom Geiste angeeigneten und bewahrten objektiven Inhalt bleibt eben damit auch die Möglichkeit, abermals vom Bewußtsein ergriffen und

aus der Verdunklung in den Zustand der Erleuchtung zurückversetzt zu werden. Dies der erste Grund der „Wiedererinnerung." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 224 ff.: „Das Interesse ist es vor allem, wovon die Erinnerbarkeit der Vorstellungen wie Grad und Maß derselben abhängt. Jedes Interesse und somit jede uns interessierende Vorstellung ist nun aber von einem seiner Stärke entsprechenden Gefühle begleitet, wie umgekehrt die verschiedenen Vorstellungen in dem Maße unser Interesse erregen, in welchem sie unser Gefühl erregen. Man kann daher kurzweg sagen, die Erinnerbarkeit der Vorstellungen hängt im allgemeinen von dem Gefühle ab, das sie begleitete oder mit ihnen in Beziehung stand. Gefühlsvermögen und Erinnerungsvermögen decken sich in der That insofern, als diejenige Vorstellung, die uns gar nicht affizierte und also vollkommen unbeachtet vorüberging, auch gar nicht erinnerbar sein wird, während alle übrigen in demselben Maße, in welchem sie unsere Seele affizieren, auch der Erinnerung zugänglich erscheinen. Durch das Gefühl wird die mit ihm verbundene Vorstellung gleichsam der Seele einverleibt; ihr Inhalt hört auf ein bloß äußerliches Objekt zu sein; er wird in und mit dem Gefühle zu einem Momente der Seele selbst. Unvergeßlich bleiben uns daher alle Ereignisse, die ein heftiges, andauerndes Gefühl der Freude oder des Schmerzes in uns hervorriefen. In gleich lebhafter Erinnerung behalten wir alle Personen, mit denen ein Gefühl der Liebe uns verband, wie alle, gegen die wir Haß und Abneigung empfanden. Die alte gute Sitte, daß der Bauer seinem Sohne, nachdem er ihm die Grenzmarken des Dorfes gezeigt, eine tüchtige Ohrfeige applizierte, ist daher ein bemerkenswerter Zug feiner psychologischer Beobachtung, wie sie das Volk zuweilen macht. Denn nicht sowohl der Schlag selbst und der körperliche Schmerz, der vielleicht oft genug eingetreten war und sich wiederholte, als vielmehr das Gefühl der Verwunderung, der Überraschung, der Kränkung über die scheinbare, ganz unverdiente Züchtigung wird bewirken, daß das Ereignis und damit der Lauf der Grenzmarken, um den es sich handelt, frisch und lebhaft in der Erinnerung bleiben." — Lotze, Metaphysik, S. 520 ff.: „Unter dem Namen Vorstellungen setzen wir dem Sprachgebrauche gemäß die Erinnerungsbilder eines abwesenden Eindruckes den Empfindungen des anwesenden entgegen. — Vorstellungen können einander aus dem Bewußtsein verdrängen und in bleibende unbewußte Zustände der Seele verwandeln; für diese unbewußten Zustände behalten wir den an sich widersprechenden Namen unbewußter Vorstellungen bei, um anzudeuten, daß sie aus Vorstellungen entstanden und unter Umständen fähig sind, sich in solche zurückzuverwandeln. — Die Macht, womit die Vorstellungen einander verdrängen, beruht weder auf einer eigenen Stärke des Vorstellens noch auf der des vorgestellten Inhalts, sondern auf der Größe des Interesses, welches sich an den letzteren knüpft."

[8]) Vgl. R. Köhler in der Schmid'schen Encyklopädie, I. Aufl. III, S. 950: „Man gebe dem Kinde frühzeitig Anlaß, statt halbträumend dazuliegen, die psychische Arbeit an den einfachsten Gegenständen der Wahrnehmung zu vollziehen. Dabei ist es ganz im Charakter des Kindes, welches die Eigenschaften eines Gegenstandes mit allen seinen Sinnen zu erforschen trachtet, ihm ein Spielzeug

zu geben, das mit dem Auge, mit dem Geschmacke und mit dem Tastorgane studiert werden kann. Bietet man längere Zeit denselben Gegenstand, so lernt ein „sinniges“ Kind denselben bald kennen und an demselben seine Willensimpulse praktisch verwirklichen. Das Kind wird nicht überschüttet mit chaotischen Sinneseindrücken, sondern es benützt überdies, was zum geistigen Inhalt verdaut wurde, als den fest im Gedächtnis haftenden Kristallisationspunkt, an welchen die späteren Wahrnehmungen sich anreihen.“ — Riecke, Erziehungslehre, S. 74 f.: „Die Natur hat den Säugling auf einen kleinen Übungs- und Beobachtungskreis eingeengt. Der Erzieher soll ihn darin lassen, ohne die engen Grenzen voreilig zu erweitern; aber er soll ihm innerhalb dieser Grenzen den gehörigen Anschauungs- und Sinnenübungsstoff verschaffen. Die Natur hat das Kind mit einer Genügsamkeit in Hinsicht auf die Gegenstände seiner Unterhaltung geschaffen, die dem Erzieher eine wichtige Lehre giebt. Dem Kinde reicht anfangs das geringste, unansehnlichste Ding zu seiner Beschäftigung hin. Nur allmählich macht es größere Ansprüche, je mehr sich sein geistiger Horizont erweitert. Also muß auch der Erzieher die Grenzen dieses Horizonts genau beachten, anfangs dem Kinde nur Weniges und Einfaches, nur allmählich mehr und Schwereres zu seiner geistigen Unterhaltung geben. Zugleich hat das Kind von Natur eine Ausdauer in den kindlichen, seiner Kraft angemessenen Beschäftigungen, welche wieder den Erzieher lehrt, daß zuerst durch vielfältiges Umgehen mit einer Sache, nicht durch oft wechselndes Umgehen mit vielen Dingen die Seele ihren Bildungsstoff und ihre Bildung bekommt.“ — Necker de Saussure, a. a. O. I, S. 163 f.: „Die intellektuelle Bildung des Kindes kann im ersten Jahre nur in einer Vorbereitung des künftigen Gebrauchs des Verstandes bestehen. Und das ganze Geheimnis, diesen Zweck mit Sicherheit zu erreichen, ist, daß man versteht, in dem kleinen Kinde ein Interesse zu erregen, vermöge dessen seine allzuflüchtigen Wahrnehmungen in seinem Geiste befestigt werden. Das Wesentliche ist, daß es Thatsachen sammle, die sich in seinem Gedächtnisse erhalten und die ihm später als Anhaltspunkte zu der Vergleichung derselben unter einander und zu ihrer Beurteilung dienen. Aber um solche Thatsachen zu sammeln, muß es seine Aufmerksamkeit darauf richten. Wenn daher irgend ein Gegenstand die Aufmerksamkeit des kleinen Kindes gefesselt zu haben scheint, so muß man sich sehr hüten, es von der Beachtung desselben abzuziehen oder zu zerstreuen, weil alles, was sein Interesse erregt und Gegenstand seiner Beobachtung wird, zu seiner Entwicklung dient. Liebkosest du vor seinen Augen ein Tier, so entwickelst du in ihm jene Sympathie, welche auch die kleinsten Kinder für die Tiere so leicht fühlen; zeigst du ihm ein hübsches Ding und lässest du es dasselbe in seinen Einzelheiten betrachten, so vermehrst du seine Aufmerksamkeit und erregst zugleich in ihm das Gefühl der Bewunderung, welches eine der schönsten Regungen der Seele ist; laß es in Bildern bekannte Gegenstände wiedererkennen, und du weckst und stärkst in ihm die Einbildungskraft. Und so giebt es tausenderlei Mittel, die keimenden Fähigkeiten des Kindes zu pflegen und zu bethätigen. Kurz: vervielfältige ohne Übermaß die sinnlichen Empfindungen des Säuglings und mische denselben so viel Intelligenz und Gefühl bei, als nur immer möglich ist.“

§ 7.

Schon unsere bisherige Erörterung hat uns wiederholt auf die Bedeutung geführt, welche das **Gefühl** oder das Innewerden des eigenen Zustandes als eines Zustandes der Lust oder der Unlust, des Befriedigt- oder des Unbefriedigtseins für die gesamte Entwicklung des Seelenlebens hat. Die ersten in die Augen fallenden Kundgebungen des Seelenlebens sind Gefühle, freilich zunächst Gefühle noch ganz allgemeiner Art, nämlich die uns unser allgemeines physisches Wohl- und Übelbefinden offenbarenden sog. Gemeingefühle. Aber auch alle Wahrnehmungen und Anschauung der Außenwelt wie alle Erinnerung an sie ist, wie wir gesehen haben, bedingt und vermittelt durch das persönliche Interesse, das die Gegenstände der Außenwelt uns abgewinnen, also wiederum durch das Gefühl. Und so wirken die Gefühle auch erregend auf die verschiedenen Triebe zurück und lassen aus ihnen Begierden und Strebungen der mannigfachsten Art hervorgehen.[1])

Daß aber wirklich die Seele auch des Säuglings, und zwar vom ersten Anfange an, für Gefühle empfänglich ist und von ihnen bewegt wird, das offenbart sich in unverkennbaren Äußerungen von Gefühlen, die uns schon auf unserer Altersstufe begegnen. Es ist zuerst die noch einfache Form des Schreiens und der auf das Schreien folgenden stillen und befriedigten Ruhe, die wir hier finden; bald aber ist es auch die gesteigerte und vertiefte Form des mit Thränen verbundenen Weinens und zuletzt des schmerzlichen Schluchzens, wie andrerseits des anfangs ganz stillen Lächelns und später des lauten und fröhlichen Lachens und Jauchzens, was uns entgegentritt.[2])

Dabei sind freilich die ersten Gefühle des Kindes rein physische, bloß auf sein leibliches Wohl- oder Übelbefinden sich beziehende Gefühle. Bald aber entdecken wir auch schon beim Säuglinge die ersten Spuren geistiger Gefühle. So vor allem das sympathische Gefühl der Liebe und Zuneigung zu seiner nächsten und täglichen Umgebung. Das Kind lernt Mutter, Vater und Geschwister nicht nur kennen und von andern Personen unterscheiden, sondern die zuvorkommende und belebende Liebe namentlich der Mutter ruft je länger je mehr auch im eigenen Gemüte des Kindes eine Gegenliebe hervor, die sich bald nicht minder lebhaft äußert als das Verlangen nach Speise und

Bewegung. Schon die bloße, äußere Gegenwart der Mutter beruhigt das unruhige und aufgeregte Kind, wie ihr auch das erste Lächeln der Freude und Befriedigung gilt.[3]) Auch sonst empfindet das Kind immer stärker das Bedürfnis einer lebendigen Gemeinschaft mit andern Menschen. Es ist nicht mehr gern allein; es freut sich und jauchzt beim Anblick bekannter Personen, während es „fremdelt" und sich unbehaglich fühlt, wenn ihm Unbekannte nahen; es wird selbst fröhlich, wenn die Geschwister sich fröhlich in seiner Nähe tummeln, ist aber auch gleich dabei, teilnehmend in ihr Weinen miteinzustimmen.

Von anderer, aber gleichfalls geistiger Art ist das Gefühl des bewundernden Wohlgefallens, mit dem das Kind nach und nach einzelne besonders in die Augen fallende Dinge betrachtet, sowie das Gefühl stiller, glücklicher Befriedigung, mit dem es besonders auf sanfte, einfach-liebliche Töne und Melodien lauscht. So viel diesem ersten Wohlgefallen am Objekt noch an Klarheit und Feinheit abgehen mag, so ist es doch etwas den Menschen ganz wesentlich vom Tiere Unterscheidendes und die Wurzel und erste Regung jenes nur dem Menschen eigentümlichen geistigen Interesses, auf dem überhaupt alle genauere Erkenntnis und Erforschung der Objekte beruht.[4])

Doch selbst die ersten Anfänge einer (aus vielen einzelnen Gemütsbewegungen gleichsam als ihre Summe sich ergebenden) entweder vorherrschend heitern und fröhlichen oder vorherrschend verdrießlichen und düstern beharrlichen Grundstimmung der Seele nehmen wir schon auf dieser ersten Stufe des kindlichen Lebens wahr.[5]) Es ist darum auch für die ganze spätere Entwicklung des Kindes von nicht gering anzuschlagender Bedeutung, wenn — durch eine vernünftige Befriedigung der vom Kinde geäußerten Bedürfnisse, durch Schaffung einer freundlichen und wohlthuenden Umgebung, wie durch Weckung und Nährung höherer geistiger Gefühle — im Gemüte des Kindes schon so frühe als möglich eine zufriedene, fröhliche und glückliche Grundstimmung begründet und dagegen die Bildung einer verdrießlichen, unzufriedenen und unglücklichen Grundstimmung möglichst verhütet wird.[6])

---

[1]) Vgl. Lotze, Mikrokosm. I, S. 272: „Man wird vor allem sich entwöhnen müssen, die Gefühle als Nebenereignisse zu nehmen, die im Verlaufe der innern Zustände zuweilen einträten, während der größere Teil der letzteren in einer gleichgiltigen Ruhe leid- und lustloser Veränderungen bestände. Außer der völligen Ruhe würden wir uns keinen Zustand denken können, der nicht mit den eignen Entwicklungsbedingungen der Seele entweder übereinstimmte oder in irgend

einer Weise ihnen zuwider wäre. Welche Erregung daher die Seele auch immer erfahren mag, von jeder werden wir einen Eindruck der Lust oder Unlust erwarten müssen, und eine genauere Selbstbeobachtung, soweit sie die verblaßten Farben dieser Eindrücke zu erkennen vermag, bestätigt diese Vermutung, indem sie keine Äußerung unserer geistigen Thätigkeit findet, die nicht von irgend einem Gefühle begleitet wäre. Jeder einfachen sinnlichen Empfindung, jeder Farbe, jedem Tone entspricht ursprünglich ein eigener Grad der Lust oder Unlust; und diese oft unklaren Gefühle sind es, welche für jedes einzelne Gemüt jedem einzelnen Gegenstand seine besondere Färbung giebt." — Horwicz, a. a. O. IIb, S. 67 f.: „Das Gefühlsleben erfüllt vollständig den ganzen Umkreis des seelischen Lebens, indem es alle noch neben ihm bestehenden Seelenthätigkeiten sofort, wie sie, aus ihm hervorgehend, sich entwickelt haben, immer von neuem wieder in den Strudel seiner Affekte hineinzieht, so daß alle neben dem Gefühl auftretenden selbständigen Seelenthätigkeiten sofort ihren besondern Gefühlston annehmen."

[2]) Vgl. Necker de Saussure, I, S. 157 f.: „Die wahre Sprache des Kindes ist sein Schreien. Es schreit anfangs ohne Absicht und scheint darin einem Gesetze zu gehorchen, das uns nötigt, auf diese Weise unserem Schmerze Luft zu machen. Wenn aber das Kind seinen Schmerz mehrmals dadurch gelindert und sich der laute Ausdruck desselben mit der Vorstellung der Hilfe, die ihm darauf zu teil wurde, verknüpft hat, dann wird sein Geschrei zum Rufe und hiermit zur wahren Sprache. — Ohngefähr im Alter von sechs Wochen treten beim Kinde das Lächeln und die Thränen ein, und dann bemerkt man an ihm auch alsbald ein leises und sehr sanftes Gemurmel. Es ist dies der Ausdruck von Zufriedenheit und Wohlbehagen, den es im Zustande der Ruhe auf diese Weise kundgiebt. Nach und nach werden diese Töne accentuierter und sind dann wirkliche Stimmübungen, sie werden zu einem Geflüster, an dem das Kind seine Freude und Unterhaltung hat, und sind vielleicht eine unbewußte Nachahmung des Geräusches, welches die Sprechenden um es her machen." — R. Köhler in Schmid's Encykl. III, S. 948: „Das Geschrei spielt in der Kindheitspflege eine Hauptrolle als die vorherrschende Äußerung aller im Gefühl als Unlust bemerkten Eindrücke der Außenwelt und des eigenen Körpers; später zugleich als die Trompete — sit venia verbo — des Willens und der gemütlichen Affekte. Eine der wichtigsten Aufgaben einer aufmerksamen Mutter ist — ärztlich zu sprechen — die Differentialdiagnostik des Geschreis. In der falschen Behandlung des Kindergeschreis liegt daher ein Hauptgrund der verkehrten, in der richtigen der guten Erziehung. Dort gewöhnt man das Kind an überflüssige oder unmittelbar schädliche Bedürfnisse, welche die weitere Pflege ungemein erschweren, setzt die verständige Lebensordnung gegen die sinnlichen Triebe und Launen des Kindes zurück und erzieht einen launenhaften, sinnlich begehrlichen, herrischen Willen und steigert die psychische Empfindlichkeit für unangenehme Eindrücke; hier aber benutzt man das Schreien, um das Kind vor allem an Ordnung, an das geduldige Ertragen leichter Beschwerden, an das Beherrschen der sinnlichen Triebe und an die Unterordnung seines Willens zu gewöhnen."

[3]) Vergl. Necker de Saussure, I, S. 149: „In den ersten Wochen ist dem Kinde die Welt noch etwas ganz Fremdartiges, und welchen Eindruck auch die äußern Gegenstände auf es machen mögen, so thut es doch nichts, um sie zu erreichen oder zu vermeiden. Und dennoch erregt schon in dieser Zeit, wo seine Entwicklung noch so weit zurück ist, das menschliche Antlitz seine Teilnahme. Wenn noch nichts Materielles seine Blicke fesselt, wirkt schon die Sympathie in ihm; ein lächelnder Blick und ein schmeichelnder Ton rufen auf seine Lippen schon ein Lächeln hervor. Unverkennbar ist dieses kleine Wesen schon von sanften Regungen beseelt, und wir, die wir den Ausdruck derselben kennen, finden diesen mit Freude an demselben wieder. Das Kind, welches noch nicht zu unterscheiden weiß, hat das Vorgefühl der Güte und Liebe; es fühlt sich geliebt und liebt wieder."

[4]) Vergl. Necker de Saussure, I, S. 157 ff.: „Auch an leblose Dinge richtet das Kind oft unartikulierte Töne, weil es jene noch nicht von lebenden Wesen zu unterscheiden weiß; denn es glaubt oft Leben wahrzunehmen, wo keines ist, verkennt aber das Leben nie, wo es wirklich ist. Bald ist es ein glänzender Metallknopf, bald ein von der Sonne beleuchtetes Glas, zu welchem es spricht; es scheint ihnen sagen zu wollen, daß sie hübsch sind und ihm gefallen; es zeigt ihnen sein Wohlwollen, und zuweilen stößt es ein kurzes und durchdringendes Freudengeschrei aus, gleichsam als wolle es dadurch ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. — Zu den eigentlichen Eigenschaften, die schon das Kind vor allen Tieren voraus hat und die es weit über alle Tiere zu erheben bestimmt sind, gehört auch die dem ersten Kindesalter allgemeine eigentümliche Anlage, sich für eine Menge von Dingen zu interessieren, die mit seinem Selbsterhaltungstriebe durchaus in keinem Zusammenhange stehen. Die Interessen der intelligentesten Tiere bewegen sich nur in einem sehr engen Kreise. Was nicht zu ihrer Sicherheit oder ihrem Unterhalte dient, ist für sie gar nicht da. Sie lieben zwar, aber sie bewundern nicht, und die Wißbegierde ist ihnen gänzlich fremd. Dagegen hat das Kind an allem Freude, und es hat dabei Freuden, die man völlig uneigennützig nennen darf. Der Gedanke des Nützlichen ist ihm noch ganz fremd, während das Schöne für dasselbe schon da ist. Die Bewunderung für das Schöne strahlt aus seinen Augen und seine schwache Stimme preist dasselbe schon in einer Zeit, in welcher es noch gar nicht unterscheidet, was ihm nützt oder schadet."

[5]) Vgl. R. Köhler, a. a. O. S. 949: „Es läßt sich nicht bestreiten, daß die häufige Unlust, welche dem Schreien zu grunde liegt, dem Kinde eine dauernde grämliche und traurige Stimmung geben kann und daß durch nachlässige Befriedigung wirklicher Bedürfnisse das Kind in heftige Unruhe versetzt, die sinnliche Begierde in ihm eher gesteigert und eine Heftigkeit des Affektes angewöhnt werden kann."

[6]) Vgl. Necker de Saussure, I, S. 172 f.: „Gewiß werden die Kinder von uns Erwachsenen zu oft aufgeregt. Man darf die Kinder nicht der Langweile preisgeben; was anders aber führt diese Krankheit stets wieder herbei als das Übermaß der Zerstreuungen, die man den kleinen Kindern bereiten zu müssen glaubt? Die Gegensätze rufen einander wechselseitig hervor, und

nur die ruhige Stimmung läßt sich ins Unendliche hin erhalten. Die Heiterkeit, welche das Gegenteil von Traurigkeit ist, kann eine permanente Stimmung sein; nicht so die Freude, welche das Gegenteil von Kummer und Verdruß ist. Die Freude, welche die Kinder so sehr lieben, ist selbst für die Kinder nur ein eilender Gast auf dieser Erde; einer unmäßigen Freude folgt immer der Verdruß auf dem Fuße nach. Daraus folgt, daß man besser daran thut, die kleinen Kinder mit Sachen als mit Personen zu beschäftigen. In ihren Augen besteht freilich zwischen Sachen und Personen kein klarer Unterschied; jene aber verhalten sich doch wenigstens ruhig gegen sie und suchen sie nicht künstlich anzuregen wie diese. Mit den Dingen machen sie unbewußterweise Experimente, und so reift an unwillkürlichen Betrachtungen ihr Urteil. Personen hingegen erregen in ihnen entweder nur Sympathie oder Antipathie; und dies geschieht bei Kindern um so gewisser und stärker, als mit ihnen noch kein Austausch von Gedanken möglich ist und aller Verkehr in den Grenzen der Gemütserregungen beschlossen bleibt. Im Verkehr mit Erwachsenen sind die durch die gemachten Eindrücke hervorgerufenen Wünsche ebenso schnell ausgedrückt als entstanden. Daher rühren, wenn diese nicht sofort befriedigt werden, ihre Thränen und ihr Zorn, welche dann die Notwendigkeit herbeiführen, immerfort Veränderungen vorzunehmen. Eine ermüdende Unruhe, Ungeduld, Verstimmung und Gereiztheit, welche in jeder Hinsicht und sogar für die Gesundheit nachteilig sind, sind das Resultat einerseits desjenigen Einflusses, den wir auf diese Kleinen fast ohne Unterbrechung ausüben, und andrerseits desjenigen, den wir ihnen auf uns selbst gestatten."

§ 8.

Von einem eigentlichen (selbstbewußten und freien) Wollen als einer Bethätigung des die peripherischen Triebe beherrschenden und ihre Anforderungen entweder bejahenden oder verneinenden centralen Selbsts der Seele kann natürlich auf unserer Altersstufe noch gar keine Rede sein, da hier jenes centrale Selbst noch völlig schlummert. Auf unserer Stufe handelt es sich vielmehr nur erst um ein **Begehren**, das, ohne Mitwirkung eines bewußten Wollens, ganz unwillkürlich aus den (durch die rückwirkenden Gefühle der Lust und der Unlust neuerregten) Trieben des Kindes hervorgeht.[1])

Alle ersten Begierden des Kindes gehen aber entsprechend der Beschaffenheit der ersten Gefühle noch ausschließlich auf die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse, (auf Nahrung, Luft, Licht, Bewegung ꝛc.). Denn der physische Selbsterhaltungstrieb ist unter den Trieben des Menschen derjenige, der sich nicht bloß zuerst geltend macht, sondern auch das kindliche Leben zunächst ausschließlich beherrscht. Bald jedoch erwachen Hand in Hand mit dem Erwachen mehr geistiger Gefühle auch

mehr geistige Begierden, indem andere und neue Triebe der (Gemeinschaftstrieb, der Erkenntnistrieb, der Thätigkeitstrieb) sich gleichfalls zu regen anfangen. Das Kind ist jetzt mit der bloßen Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse nicht mehr zufrieden, sondern es erhebt noch weitere und höhere Ansprüche. Es will auch von der Mutter beachtet sein und begehrt ihre Liebesbezeugungen, es verlangt nach Gesellschaft und Unterhaltung; es fordert diesen oder jenen Gegenstand zur Betrachtung, zur Beschäftigung und zum Besitze ꝛc.

Und das alles, was es so begehrt, das begehrt das Kind ganz und ungeteilt. Es spricht es unbedingt und ohne Rücksicht auf irgend jemand anders als sein Recht an und verlangt danach nicht bittend, sondern fordernd, eben weil es noch ganz der Macht des darauf hindrängenden Triebes unterworfen und ohne das Gegengewicht eines besonnen überlegenden und abwägenden Verstandes und Willens von demselben beherrscht ist. Ja es fordert so die Dinge nicht selten mit einem heftigen, zornigen und jeden andern Anspruch gewaltsam zurückstoßenden Ungestüm, das durchaus nicht immer als erst durch eine verkehrte Behandlung anerzogen, aber ebenso wenig auch als normal, d. h. als naturgemäße Äußerung des ursprünglichen, von Gott anerschaffenen menschlichen Wesens gelten kann, vielmehr als erstes Anzeichen eines angebornen (radikalen) Bösen angesehen und behandelt werden muß.[2])

Hiedurch wird dann zwar das Eingreifen einer dieses Ungestüm mäßigenden und regelnden höheren Macht zu einem um so dringenderen Bedürfnisse. Aber diese Macht kann, solange der eigene freie Wille des Kindes noch so völlig schlummert, vorerst nur der stellvertretende Wille der Eltern oder sonstiger Erzieher sein, deren Aufgabe es ist, berechtigte Ansprüche der Kinder rechtzeitig und angemessen zu befriedigen, unberechtigte und maßlose aber von Anfang an durch eine feste, geordnete Zucht und Gewöhnung auf das richtige Maß zurückzuführen und in das richtige Bett zu leiten. Ja selbst die ersten Anfänge einer wirklichen Erziehung zum Gehorsam fallen schon in das Säuglingsalter.

---

[1]) Vgl. Ulrici, a. a. O. II, S. 323 f. 326 f.: „Strebungen entstehen unmittelbar in und mit jedem Triebe, das Streben ist nur der Trieb selbst, sofern er als sollizitierender Impuls dem von ihm erregten Vermögen und damit der Seele die bestimmte Richtung giebt; oder es ist die dem Triebe in seiner Bewegung folgende Seele. Der Begriff des Strebens ist demnach so allgemein, daß unter ihn alle Triebbewegungen der Seele befaßt sind,

das Streben nach Nahrung, Bewegung, Schlaf, wie das Streben nach Vermehrung unserer Vorstellungen und Kenntnisse, das Streben nach sinnlichen Genüssen, wie das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit und ethischer Vervollkommnung. Unter ihn ist auch der Begriff des Begehrens zu subsumieren. Das Streben wird zur Begierde, wenn es behufs der Befriedigung eines Triebes auf die Erlangung, Besitzergreifung, Verwendung oder Verwirklichung eines bestimmten Objektes gerichtet ist. Wir streben nach Befriedigung des Hungers und Durstes, aber wir begehren nach Speise und Trank; wir streben nach Reichtum, Ehre, Ruhm, aber wir trachten nach diesem oder jenem bestimmten Vorteil, nach dieser oder jener äußern Auszeichnung. — Das Wollen ist an sich keineswegs identisch mit dem Streben und Begehren, auch nicht mit dem bewußten Streben und Begehren. Diese Identifizierung, deren sich fast alle Psychologen schuldig gemacht haben, ist ein schweres Mißverständnis, ein unheilvoller Irrtum, dem es vornehmlich beizumessen ist, daß immer und immer wieder die Freiheit des Willens angezweifelt und geleugnet und damit der Ethik der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Und doch muß jedem Unbefangenen unmittelbar einleuchten: Solange die zweifellose, allgemein bezeugte Thatsache nicht umgestoßen werden kann, daß der Wille den uns zum Bewußtsein kommenden Strebungen sich entgegenzustellen, den Trieben oder der zu ihrer Befriedigung und damit zum Handeln treibenden Kraft Widerstand zu leisten, sie zu hemmen, zu beschränken, zu leiten vermag, ist es schlechthin unmöglich, den Willen mit dem Begehrungsvermögen zu identifizieren oder aus ihm abzuleiten. — Ein unbewußtes Wollen (Schopenhauer) ist kein Wollen, sondern eben nur ein Streben, ein Instinkt, ein Trieb. Alle gebildeten Sprachen bezeichnen mit dem Worte „Willen" eine bewußte Aktion der Seele, und es ist daher nur ein Mißbrauch der Sprache, den Ausdruck in das Gebiet der unbewußten Triebe und Instinkte einzuschmuggeln und so zwei Sphären zu verwirren, die auseinanderzuhalten von höchster Bedeutung ist. — Das Kind, das noch nicht zum Selbstbewußtsein gekommen ist, hat daher noch keinen Willen: es strebt und begehrt nur." — Sigwart, der Begriff des Wollens, Universitätsprogramm von 1879: „Jeder unbehagliche Zustand, in welchem wir uns befinden, weckt ein Verlangen aus ihm herauszukommen; jedes wahrgenommene Objekt und jedes Phantasiebild, mit dem sich die Vorstellung einer Lust, eines Genusses verbindet, erweckt das Streben nach diesem Genusse, das Gelüsten. Jenes Verlangen und dieses Gelüsten sind die beiden Formen des nicht weiter definierbaren rein innern, ohne unser Zuthun eintretenden Zustandes, den wir Begehren nennen, des empfundenen Dranges aus der Gegenwart heraus nach der vorgestellten relativ höhern Lust der Zukunft hin. Aber dieses fortwährend in uns sich erzeugende Verlangen, Gelüsten, Begehren ist als solches noch kein Wollen, und gegen die heutzutage herrschende Neigung, die Grenzen der Begriffe aufzuheben bis zur Formel eines unbewußten Wollens, ist auf die Scheidung von Wollen und Begehren Gewicht zu legen, die Aristoteles schon sicher gestellt hat. Das bloße Begehren erscheint als etwas Passives, was dem Subjekt angethan wird („mich verlangt, mich gelüstet");

erst wenn die Reflexion auf das eigene Selbst dazwischentritt, das die unwillkürlichen Regungen beherrscht und entweder hemmt oder durch eigene Thätigkeit bejaht und zu den seinigen macht, tritt das Wollen ein. Der Konflikt verschiedener Begehrungen ist es zuerst, der den Menschen auf sich selbst zurückwirft und Reflexion, Überlegung, Wahl zwischen verschiedenen Objekten und damit die allgemeine Form des Wollens erzeugt. So wenig also das Begehren selbst schon ein Wollen ist, so leitet es doch durch den Reiz, den es ausübt, überall das Wollen, die Entscheidung ein, ob dem bestimmten einzelnen Begehren Folge zu leisten sei oder nicht." — Horwicz, a. a. O. II^b S. 60 ff.: „Es giebt kein Gefühl, das nicht sofort zu Begehren werden müßte, und es giebt kein Begehren, das nicht in einem Gefühl seinen Ursprung hätte. Wenn man sagt, die thatsächlich nicht immer dem Gefühl das entsprechende Begehren folge, so wird dabei übersehen, daß das betreffende Begehren nur von einem stärkeren Begehren gehemmt ist. Z. B. ich bin durstig, will aber nicht trinken, weil ich erhitzt bin; hier habe ich infolge des Durstgefühls ein starkes Begehren zu trinken, überwinde es aber aus Furcht vor den schädlichen Folgen. In andern Fällen allerdings, z. B. wenn ich eine Tollkirsche sehe, ist das dabei vorgestellte Gefühl des Wohlgeschmackes so schwach, daß es gegenüber der Furcht vor den bekannten Folgen völlig zurücktritt. Ähnlich verhält es sich in all den zahlreichen Fällen, wo selbst ziemlich starke Gefühle und Bedürfnisse vor anerzogenen tief eingeprägten Maximen, Anstandsrücksichten ꝛc. unterdrückt werden. Man kann in diesen Fällen offenbar nicht sagen, daß dem Gefühl kein Begehren folge, sondern nur, daß es sofort beim Entstehen unterdrückt werde. — So liegt allerdings die Versuchung nahe, Gefühl und Begehren schlechthin zu identifizieren. Indessen schon der Sprachgebrauch, der gerade zwischen Gefühl und Begehren besonders scharf unterscheidet, muß hiegegen ein nicht unbeträchtliches Gewicht in die Wagschale legen; und in der That liegt hier der Gegensatz des Leidens und des Thuns, des Empfindens eines inneren Zustandes und des Überganges in die durch denselben gebotenen Handlungen begrifflich und sprachlich von vornherein scharf ausgeprägt. — Das Begehren ist eine besondere, aus dem Gefühl zwar hervorgegangene, aber gewissermaßen über dasselbe hinausgewachsene und deshalb von ihm unterscheidbare Triebkraft von eigentümlichem Wesen und mit eigentümlichen Schicksalen."

[2]) Gegenüber der vornehmen Geringschätzung, mit der namentlich so viele Pädagogen den Begriff eines angeborenen Bösen als etwas aller Philosophie und Erfahrung Widersprechendes nicht entrüstet genug glauben zurückweisen zu können, führen wir einfach das Zeugnis eines Mannes an, der anerkanntermaßen sowohl hinsichtlich seines philosophischen Scharf- und Tiefsinnes als seiner gewissenhaften und unbefangenen Wahrheitsliebe unter den Philosophen aller Jahrhunderte in erster Linie steht. Kant in jener bekannten, doch, wie es scheint, vielen mehr nur dem Gerüchte als ihrem Wortlaute nach bekannten Ausführung in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" und zwar dem „ersten Stück: vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur" sagt: „Daß die Welt im argen liege, ist eine Klage, die so alt ist als die Geschichte, selbst als die noch ältere Dichtkunst. Neuer, aber weit weniger ausgebreitet ist die ent-

gegengesetzte heroische Meinung, die wohl allein unter Philosophen, und in unsern Zeiten vornehmlich unter Pädagogen Platz gefunden hat: daß die Welt gerade in umgekehrter Richtung, nämlich vom Schlechten zum Bessern unaufhörlich (obgleich kaum merklich) fortrücke, wenigstens die Anlage dazu in der menschlichen Natur anzutreffen sei. Diese Meinung aber haben sie sicherlich nicht aus der Erfahrung geschöpft, wenn vom moralisch-Guten oder Bösen (nicht von der Civilisierung) die Rede ist; denn da spricht die Geschichte aller Zeiten gar zu mächtig gegen sie; sondern es ist vermutlich bloß eine gutmütige Voraussetzung der Moralisten von Seneca bis zu Rousseau, um zum unverdrossenen Anbau des vielleicht in uns liegenden Keimes zum Guten anzutreiben, wenn man nur auf eine natürliche Grundlage dazu im Menschen rechnen könne. — Das Gute und Böse heißt in dem Sinne angeboren, daß es vor allem in der Erfahrung gegebenen Gebrauche der Freiheit (in der frühesten Jugend bis zur Geburt zurück) zum Grunde gelegt und so als mit der Geburt zugleich im Menschen vorhanden vorgestellt wird, nicht daß die Geburt die Ursache davon sei. — Der Mensch ist von Natur böse, heißt so viel als: dieses gilt von ihm in seiner Gattung betrachtet; nicht als ob solche Qualität aus seinem Gattungsbegriffe (dem eines Menschen überhaupt) könne gefolgert werden (denn alsdann wäre sie notwendig), sondern er kann nach dem, wie man ihn durch Erfahrung kennt, nicht anders beurteilt werden, oder man kann es als subjektiv notwendig in jedem, auch dem besten Menschen voraussetzen. Da dieser Hang nun selbst als moralisch böse, mithin nicht als Naturanlage sondern als etwas, was dem Menschen zugerechnet werden kann, betrachtet werden muß, so werden wir diesen einen natürlichen Hang zum Bösen oder ein radikales, angebornes Böse in der menschlichen Natur nennen können. Daß nun aber ein solcher verdorbener Hang im Menschen gewurzelt sein müsse, darüber können wir uns bei der Menge schreiender Beispiele, welche uns die Erfahrung an den Thaten der Menschen vor Augen stellt, den förmlichen Beweis ersparen. Will man sie aus demjenigen Zustande haben, in welchem manche Philosophen die natürliche Gutmütigkeit der menschlichen Natur vorzüglich anzutreffen hofften, nämlich aus dem sog. Naturstande, so darf man nur die Auftritte von ungereizter Grausamkeit in den Mordscenen auf Neuseeland ꝛc., mit jener Hypothese vergleichen, und man hat Laster der Roheit, mehr als nötig ist, um von dieser Meinung abzugehen ꝛc. — Die Unredlichkeit sich selbst einen blauen Dunst vorzumachen und, wenn nur die Handlungen das Böse nicht zur Folge haben, das sie nach ihren Maximen wohl haben könnten, sich seiner Gesinnungen wegen nicht zu beunruhigen, sondern sich vor dem Gesetz für gerechtfertigt zu halten, liegt in dem radikalen Bösen der menschlichen Natur, welches (indem es die moralische Urteilskraft in Ansehung dessen, wofür man einen Menschen halten sollte, verstimmt und die Zurechnung innerlich und äußerlich ganz ungewiß macht) den faulen Fleck unserer Gattung ausmacht, der, solange wir ihn nicht herausbringen, den Keim des Guten hindert, sich, wie er sonst wohl thun würde, zu entfalten." — Man sieht: Kant beruft sich hierüberall auf Thatsachen der Erfahrung, und diese stehen fest, ganz unabhängig davon, ob die von ihm schließlich gegebene Erklärung

dieser Thatsachen (mittelst eines außerzeitlichen Freiheitsaktes) richtig ist oder nicht. Es ist ja überhaupt ein Widerspruch gegen jede gesunde philosophische Anschauung, eine Thatsache um deswillen zu leugnen oder ihr ihre Bedeutung abzusprechen, weil man sie nicht zu erklären vermag oder weil sie zu vorgefaßten Vorurteilen nicht stimmen will. Vgl. hierüber auch Paul, Kants Lehre vom radikalen Bösen, 1865, S. 5. 41: „Es waren weniger Kants Nachfolger in der Philosophie als vielmehr seine Schüler in der Theologie, welche seine Lehre vom radikalen Bösen entweder gar nicht kannten oder sie nicht kennen wollten und unerträglich hart fanden. Sie nannten sie eine Verirrung vom Wege des nüchternen Verstandes. Die guten Leute haben recht gehabt; nur hatten sie darin unrecht, daß sie Kant zumuteten, den Weg des nüchternen Verstandes zu gehen, der freilich der ihrige war, wie er heute noch der Weg aller dieser freundlich lächelnden, ewig heitern Seelen ist, die an sich und andern nur lauter Gutes sehen und darum der „heroischen Meinung der Pädagogen" stets beipflichten. Es ist eben das Vorrecht flacher Köpfe, daß es keine Rätsel giebt, die sie nicht lösen könnten. Ihnen ist alles klar und hell. Und so lösen sie auch das größte Rätsel der Welt, das Phänomen des Bösen; nach ihrer Weise freilich; sie thun, als wäre es nicht da. Nur hilft eine solche Lösung andern nicht. — Man kann freilich die Sache nicht leugnen. Sie steht gerade in der Überzeugung derer, die das Wort von der allgemeinen Sündhaftigkeit des Menschen als Zeichen eines Dunkelmannes mit dem Anathem belegen, so fest, daß diese selben Leute jeden als einen gutmütigen Thoren ohne Menschenkenntnis belächeln, der im bürgerlichen Verkehr auf irgend eines Menschen rechtliche Gesinnung rechnet. Diese also am wenigsten können die allgemeine Sündhaftigkeit des Menschen leugnen. Aber sie wollen nichts davon wissen, sobald ernst darüber gesprochen und die Folge daraus gezogen wird." — Noch berufen wir uns auf die in ihrer Art gleichfalls als klassisch anerkannte Behandlung unserer Frage von Julius Müller in seiner „Lehre von der Sünde", wo es z. B. in II, S. 351 ff. 372 (zweite Auflage) heißt: „Womit erklären diejenigen, welche von einer absoluten Unschuld, einer vollkommenen Reinheit des frühen kindlichen Alters reden, daß alle Menschen, die das frühe Kindesalter überschreiten, sich in wie verschiedenen Graden und Richtungen immer, doch irgendwie mit der Sünde beflecken? Aus äußern Ursachen, schlechter Erziehung, bösen Beispielen der Umgebung, der Herrschaft verderblicher Grundsätze in der Gesellschaft ꝛc. läßt sich doch jedenfalls jener Erfolg nur ableiten, insofern man eine dem allen entgegenkommende Empfänglichkeit im Kinde annimmt, was denn eben jene schlimme Disposition, eine angeborne Sündhaftigkeit wäre. — Wie wäre ferner ohne die Voraussetzung einer angebornen Sündhaftigkeit die Gewißheit zu begreifen, mit der wir überall, wo uns die menschliche Gestalt entgegentritt, auch wissen, daß wir es mit einem heiligen Wesen nicht zu thun haben, sondern mit einem sündhaften? Wer es sich irgend zutraut, die Menschen nur ein wenig zu kennen, bemitleidet den als einen gutmütigen Thoren, der auf sie wirken wollte, ohne die sittliche Schwäche des Menschen, die Gebrechlichkeit seiner Tugend und die dadurch bedingten möglichen Wechselfälle und Störungen mit in Rechnung zu nehmen. — Betrachten wir ferner den allgemeinen Gang der sittlichen Entwicklung im Men-

schen, so ist es eine der bekanntesten und anerkanntesten Wahrheiten, daß es, um im Guten fortzuschreiten, überall der Mühe, Anstrengung, des Kampfes bedarf, daß dagegen die Fortschritte im Bösen leicht und mühelos sind. Die Saat des Bösen wächst und reift im menschlichen Herzen ohne alle besondere Pflege ganz von selbst; man braucht sich eben nur gehen zu lassen, sich keinerlei Gewalt anzuthun, so ist man mitten in der Sünde drin. Daß aber jeglicher Mensch nur durch immer neue Selbstüberwindung im Guten fortzuschreiten vermag, hat keinen Sinn, wenn nicht in der natürlichen Beschaffenheit des Menschen etwas liegt, was als dem Guten widerstreitend bekämpft werden muß, also ein Hang zum Bösen. Ungebändigte Selbstheit ist der allgemeine Grundcharakter des natürlichen Lebens. Der Mensch ist von Natur, unbeschadet der in ihm liegenden Triebe des Wohlwollens, Mitleidens ꝛc., ein Egoist; er ist geneigt alles auf sich, seinen Vorteil, seinen Genuß, seine Befriedigung zu beziehen, und wie es jeden Menschen Mühe und Arbeit kostet, diese natürliche Selbstsucht durch Achtung eines Allgemeinen in gewisse Schranken zu zwängen, so ist es ihm nur durch göttliche Hilfe möglich sie wahrhaft zu brechen. Diesen natürlichen Egoismus, den uns auch die pelagianische Denkweise gern zugestände, wenn wir ihn nur nicht gerade als eine Verderbnis der menschlichen Natur betrachten wollten, treffen wir auch im kindlichen Alter überall an. Allerdings nicht überall gerade in der Gestalt heftiger Triebe und starken Eigenwillens. Aber auch wo er in der Form überwiegender Passivität erscheint oder wo er mit einer natürlichen Weichheit des Gemütes, mit einer leichten Biegsamkeit der Charakteranlage zusammen ist, könnte es doch nur einer sehr oberflächlichen Betrachtung begegnen, das selbstische Prinzip in seiner durch das Naturell gemilderten Erscheinungsweise zu verkennen. Eine unbestochene Beobachtung des kindlichen Lebens nach dem ersten Erwachen des sittlichen Bewußtseins wird jeden lehren, wie auch das sanfteste, wohlwollenden Regungen offenste Kindesherz geneigt ist zu einer feindseligen Stimmung gegen diejenigen, welche seine selbstischen Wünsche und Begierden an ihrer Befriedigung hindern, und wie es dieser Neigung ohne Rückhalt zu folgen pflegt, soweit sie nicht durch andere Mächte, die Stimme des Bluts, den Einfluß einer wohlgeordneten Erziehung in Schranken gehalten wird." — Vgl. hiezu auch noch Wundt, physiologische Psychologie, S. 814: „Daß die höhern intellektuellen und moralischen Triebe, die sich nur in dem menschlichen Geiste ausbilden, ebenfalls in gewissem Grade dem Gesetze der Vererbung unterworfen sein können, läßt sich wohl nicht bestreiten. Auch scheint es, daß sittliche wie unsittliche Neigungen von den Eltern auf die Nachkommen übergehen, und das allgemeine Urteil pflegt den moralischen Trieben sogar eine größere Tendenz zur Vererbung zuzugestehen, als der intellektuellen Anlage."

Zweites Kapitel.

Das Kindesalter.

§ 9.

Das Kindesalter umfaßt die Zeit vom zweiten Lebensjahre bis zum Eintreten der Schulpflichtigkeit, oder wie wir lieber sagen, des Schulbedürfnisses. Es ist dies diejenige Zeit, in welcher das im ersten Jahr noch in der strengsten Abhängigkeit sich bewegende kindliche Leben allmählich und nach und nach selbständiger zu werden anfängt. Dies tritt schon nach der **leiblichen** Seite gleich anfangs in der immer selbständiger werdenden Ernährung und Bewegung mittelst des Gebrauchs der hervorbrechenden Zähne und des eigenen Gehens zu Tage. Das Kind wird jetzt nimmer von der Mutter genährt, sondern lernt mehr und mehr eine anderweitige, mannigfaltigere und kräftigere Nahrung ertragen, wodurch sein leibliches Leben immer mehr erstarkt. Besonders rasch und kräftig entwickelt sich hiebei das Gehirn, das während unserer Periode schon fast auswächst. Daraus erklärt sich die auffallende Lebhaftigkeit und Erregbarkeit gerade dieser Altersstufe, bei der freilich die naheliegende Gefahr einer künstlich steigernden Aufregung und Verfrühung im Interesse der leiblichen Gesundheit wie einer gesunden geistigen Entwicklung nur um so sorgfältiger vermieden werden muß. Allerdings bedingt es dann auch andrerseits die noch vorherrschende Weichheit der Gehirnmasse, daß der an ein so zartes Organ gebundene kindliche Geist noch überwiegend nicht sowohl zu einer angestrengteren Verarbeitung der empfangenen Eindrücke als zu einer einfachen Aufnahme derselben befähigt ist.

Daß sodann das Kind mit dem Erstarken seines Knochen- und Muskelsystems mehr und mehr auch die Kraft und Fertigkeit eines selbständigen Gehens, bald auch eines rascheren und lebhafteren Laufens erlangt, ist für dasselbe in verschiedener Hinsicht von der

größten Wichtigkeit. Einmal sofern von da an das Kind nicht mehr von den Erwachsenen getragen werden muß und damit überhaupt von ihnen unabhängiger wird. Sodann kommt in Betracht, daß dadurch das Kind seine Hände, die es jetzt nicht mehr zur Fortbewegung braucht, frei bekommt und sie also zu dem, wozu sie ihm eigentlich gegeben sind, nämlich zum Wirken und Handeln verwenden kann.*) Endlich dient jene freie Bewegung auch zu höherer Ausbildung der gesamten Sinnenthätigkeit (oder der gesamten Auffassung der Außenwelt mittelst der leiblichen Sinne), sofern die einzelnen Sinnesempfindungen in dem Maße genauer und bestimmter aufgefaßt und von einander unterschieden werden, in welchem das Kind sich den Dingen ungehindert zu nähern und sie genauer zu untersuchen imstande ist. Beruht doch auch schon bei den Tieren ein wesentlicher Vorzug derselben vor den Pflanzen eben darauf, daß sie in freier Bewegung sich den Objekten der Außenwelt nähern und sie teils prüfend untersuchen teils zu eigenem Genusse ergreifen und sich zueignen können.

---

*) Anmerkung. Vgl. Lotze, Mikrok. II, S. 85 f.: „Daß die Natur dem Menschen die Hände als Werkzeuge des Schaffens zu dem mannigfaltigsten Gebrauch frei ließ und sie nicht zu dem einförmigen Geschäfte der Stützung des Körpers verbrauchte, darin beruht die wahre und große Bedeutung der aufrechten Stellung, in welcher man zu allen Zeiten das Übergewicht der menschlichen Bildung über alle verwandten tierischen gefunden hat. Von Vögeln und Säugetieren trennt uns unzweideutig die freie und vielseitige Bestimmung der Arme, die weder zur Stütze des Körpers noch wie die Flügel zum Werkzeuge der Fortbewegung, sondern zu einer unermeßlichen Vielförmigkeit der Verrichtungen organisiert sind." — Steinthal, a. a. O. S. 281: „Die eigentliche Spitze und das Ziel der Einrichtung des menschlichen Leibes ist die Hand oder der ganze Arm mit der Hand. Hier erkennt man in wundervoller Weise die Ökonomie und Sparsamkeit der Natur. Ohne dem Menschen noch andere Glieder zu geben als dem Tiere, hat sie ihm dennoch mehr Glieder gegeben. Denn indem sie die menschliche Gestalt so einrichtete, daß zwei Füße denselben Dienst verrichten, welchen dem Tiere vier Füße leisten, konnte sie die beiden andern Füße des Menschen zu Armen mit Händen umgestalten. Diese Glieder sind die freiesten des menschlichen Körpers; sie bewegen sich nicht bloß nach allen sechs Seiten, vorwärts, rückwärts, rechts, links, nach oben und nach unten, sondern diese Bewegungen werden auch noch allseitig kombiniert. Dazu ist die Haut der Finger, besonders die Spitzen, mit dichtgedrängten kleinen Tastorganen übersät. Solche Glieder hätten schon viel nützen können, selbst wenn sie immer noch zum Gehen verwendet werden müßten. Die aufrechte Stellung aber reißt sie vom Boden los und erhebt sie damit in die ihrer würdige Sphäre der Freiheit. Nun wird Hand und Arm das Werkzeug der Werkzeuge und ein besonderer Sinn zur

Erkenntnis von Raumverhältnissen, durch welchen das Auge unterstützt wird. Auch ist der Mensch vermöge des Armes mit der Hand der einzige Arbeiter auf Erden; und wie fördert die Arbeit die Erkenntnis!" — Lindner, a. a. O. S. 53: „Die gegliederte und gedoppelte, überaus feinfühlende Hand ist ein spezifisch menschliches Organ, einem Universalsinne vergleichbar. Das in psychischer Beziehung dem Menschen am nächsten stehende Tier, der Elephant (nicht der Affe), besitzt in dem Rüssel das handähnlichste Organ, obwohl ihm die Gliederung der Finger, die Gegenüberstellung des Daumens und das doppelte Vorkommen dieses Organs mangelt. — Wenn wir die Wirkungen der im Dienste des Verstandes und Wollens stehenden Hand z. B. für die Erschließung der Natur würdigen wollen, brauchen wir nur an die Apparate und die Experimentierkunst der Physiker zu denken. Für die Elektricität und den Magnetismus hat uns die Natur keinen Spezialsinn gegeben, wie wir deren für Licht, Wärme und Schall besitzen. Ein magnetisches Ungewitter kann zu unsern Füßen toben — wir nehmen es nicht wahr, außer wenn wir uns in einem magnetischen Deklinatorium einen künstlichen Sinn eröffnet haben, der uns durch Übersetzung in die optische Sprache, auch das leiseste Zucken der magnetischen Erdkräfte ankündigt." — Endlich Martensen, christliche Ethik, zweite Ausg., S. 104 f.: „Zu den leiblichen Organen, welche in prägnanter Weise auf die ethische Bestimmung des Menschen hinweisen, gehört vorzugsweise die menschliche Hand. Mittelst seiner ordnenden, gestaltenden Hand drückt der Mensch der Natur sein Gepräge auf, gründet er das Reich der Kultur. Mittelst dieses Organs aller Organe, dieses Instruments aller Instrumente, dessen Gebrauch und Verwertung durch die aufrechte Stellung, die Signatur des Herrschers der Erde, bedingt ist, wird er der Tausendkünstler auf Erden. Daher darf man mit Wahrheit sagen: „Hände sind weit besser als Flügel." Dadurch, daß der Schöpfer den Menschen mit Händen ausrüstete, hat er deutlich die Bestimmung des Menschen angezeigt, ein solches Wesen zu sein, das sich entwickeln soll durch eine Reihe freier Handlungen. Denn handeln heißt: Vorsätze und Beschlüsse verwirklichen. Und obgleich wir auch von inwendigen Handlungen reden können, so tritt die Handlung doch erst in abgeschlossener Vollständigkeit auf, wenn der Vorsatz in der Außenwelt ausgeführt wird: dies geschieht aber wesentlich durch die Hand."

§ 10.

Wie auf dem Gebiete des leiblichen, so tritt uns auch auf dem des **geistigen Lebens** unserer Altersstufe im allgemeinen ein entschiedener Fortschritt des Kindes zu größerer Selbständigkeit und Unabhängigkeit entgegen. Und zwar zeigt sich dies am eingreifendsten in dem doppelten Fortschritte einerseits vom bloßen Selbstgefühl und dem bloß gegenständlichen Bewußtsein zum eigentlichen Selbstbewußtsein, andererseits vom willen- und widerstandslosen durch die Außenwelt und die eigenen Triebe Bestimmtwerden zu eigener, freier Selbstbestimmung. Beides hängt aber aufs nächste und engste zusammen. Denn

wie die freie Selbstbestimmung das eigene Selbst nur insoweit wirklich bestimmen und beherrschen kann, als dem Geiste das eigene Selbst mit dem, was zu ihm gehört, schon wirklich offenbar und bewußt geworden ist: so ist umgekehrt die Erhebung zum Selbstbewußtsein im tiefsten Grunde eine That der freien Selbstbestimmung, sofern der Geist sich von dem, was ihn innerlich ergriffen und hingenommen hat, erst gleichsam losreißen und sich mit Freiheit darüber stellen muß, ehe er sich desselben bestimmt bewußt werden kann. Ja als im vollen Sinne sein eigen kann der Geist überhaupt nur das wissen, was auch irgendwie aus freier Selbstbestimmnng hervorgegangen und dadurch seine eigene That und sein eigen Werk geworden ist.

Betrachten wir demgemäß zuerst das **Selbstbewußtsein** und das Neue, was mit ihm gegeben ist! Vor dem Erwachen des Selbstbewußtseins finden wir in dem kindlichen Geiste wohl teils Selbstgefühle und innere Erfahrungen und Erlebnisse aller Art, teils eine mannigfaltige Fülle von Anschauungen und Wahrnehmungen der Außenwelt. Aber das beides, so verschieden es an sich ist, ist doch zunächst für das kindliche Bewußtsein noch gar nicht scharf und bestimmt unterschieden. Die ganze äußere Welt wird vielmehr vom Kinde noch gewissermaßen zu etwas Eigenem gemacht, sofern das Kind alles außer ihm Vorhandene nicht nach seinem fürsichseienden (objektiven) Wesen, sondern nur (oder doch fast nur) nach seinem Verhältnisse zu ihm selbst (also nicht eigentlich erkennend, sondern nur fühlend) ansieht und behandelt. Aber ebenso sind auch umgekehrt die innersten und eigensten Erfahrungen und Erlebnisse des Kindes etwas seinem Geiste noch mehr oder weniger Fremdes, ihm noch nicht wahrhaft und wirklich zu eigen Gewordenes. Wir werden später noch genauer sehen, wie das Kind, je jünger es ist, um so ausschließlicher nur in seinen Gefühlen lebt; und doch — wie wenig tief und beständig sind bei alledem noch diese Gefühle des Kindes! Auch wo es so eben noch in einem Gefühle ganz und gar aufgegangen, läßt es dieses selbe Gefühl sofort und leichthin wieder fallen, sowie irgend etwas anderes in anderer (vielleicht geradezu entgegengesetzter) Richtung es berührt; und das so von ihm Fallengelassene wird dann auch sofort von ihm weiter gar nicht mehr beachtet, wie wenn es damit, daß es zeitlich vorbei, nun auch überhaupt, auch seiner Bedeutung nach vergangen wäre und das Kind nicht im entferntesten mehr etwas angienge.[1]) Beweist dies alles nicht deutlich genug, daß hier zwischen Eigenem und Fremden noch gar nicht klar

und scharf unterschieden und daß also der kindliche Geist noch gar nicht eigentlich bei sich selbst und zu sich selbst gekommen ist? Gleicht hier der kindliche Geist nicht noch ganz einer weichen Masse ohne festen Kern, die der Strom der Ereignisse halt- und widerstandslos mit sich fortreißt und der jeder neue Augenblick neue Form und Gestalt giebt?

Dem gegenüber besteht denn das Selbstbewußtsein wesentlich in dem Dreifachen: 1. daß das Eigene von allem Fremden bestimmt unterschieden; 2. daß es als etwas Zusammengehöriges unter sich zur Einheit zusammengefaßt; und 3. daß es dem Einen Ich als sein ihm bleibend zugehöriger Inhalt zugeschrieben wird. Hiezu dient, wie schon § 5 (S. 41) angedeutet worden, als Brücke und Vermittlung eben das immer schärfere Hervortreten des gegenständlichen, auf die Wahrnehmung der Außenwelt gerichteten Bewußtseins. Je bestimmter nämlich das Subjekt die Gegenstände der Außenwelt als solche, als außer ihm liegende, von ihm unterschiedene Dinge auffassen lernt, desto mehr muß sich ihm überhaupt der Unterschied des Äußern und Innern, des Fremden und Eignen, des dem Geiste nicht Zugehörigen und des ihm Angehörenden aufdrängen, resp. desto leichter kann es wenigstens auf diesen Unterschied aufmerksam gemacht und zum Bewußtsein desselben gebracht werden. Und da hiebei alles Eigene und Innere, so mannigfaltig es sonst sein mag, doch darin eins ist, daß es (nicht, wie das Äußere und Fremde, unzählig vielen Objekten, sondern) einem und demselben Subjekte zugehört, so führt die Unterscheidung des Eigenen und Fremden leicht zu dem weiteren Bewußtsein, daß alles Eigene auch einander nicht fremd, sondern etwas unter sich Zusammenhängendes und Zusammengehöriges ist. Und von hier aus ist dann endlich nur noch ein Schritt zu der abschließenden Erkenntnis, daß die Macht, welche das Eigene von allem Fremden abscheidet und es zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfaßt, eben der Geist selber ist, der, indem er so der Außenwelt eine Innenwelt zur Seite und gegenüberstellt und mit dem Lichte seines Bewußtseins auch diese Innenwelt mehr und mehr aufhellt und beleuchtet, eben damit zum selbstbewußten Geiste und zum lebendigen, beharrlichen Centrum jener Innenwelt wird.[2]) Das Selbstbewußtsein ist somit wohl auch, wie schon sein Name sagt, ein Wissen, nämlich ein Wissen (nicht um die gegenständlichen Dinge der Außenwelt, sondern) um unser eigenes Selbst und alles, was zu

ihm gehört; aber es ist kein reines und bloßes (gleichgiltiges) Wissen, sondern ein solches, das aufs engste verbunden ist mit dem Gefühle und dem persönlichen Interesse. Wo Selbstbewußtsein ist, da ist eben das Bewußtsein: „Das bin ich, und das bin ich nicht; das ist meine Sache, meine That und mein Leiden, und das ist es nicht; das berührt und betrifft mich unmittelbar und persönlich, und das geht mich nichts an und ich habe nichts damit zu schaffen.“ Was aber so einmal zu uns selbst gehört als ein Bestandteil unseres eigenen Lebens, das können wir unmöglich mehr mit der gleichgiltigen Ruhe ins Auge fassen, mit der unser Blick auf irgend einer fremden Erscheinung haftet, sondern wir müssen es als etwas unsern Wert und unser Glück entweder Erhöhendes oder Herabdrückendes notwendig mit einem gewissen Gefühle der Lust oder der Unlust betrachten.[3])

Eben auf dieser so engen Verbindung von Wissen und Fühlen im Selbstbewußtsein beruht denn auch wesentlich die hohe Bedeutung desselben für unser ganzes geistiges und sittliches Leben. Ohne daß wir von dem, was in uns ist und vorgeht, etwas wissen, ist ja freilich eine Einwirkung auf unser Inneres und also eine sittliche Selbstbildung und Selbstgestaltung gar nicht möglich; aber auch die schärfste Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis würde doch nimmer zu einer ernstlichen Arbeit an unserem Innern führen, wenn unser Inneres uns ein gleichgiltig Fremdes bliebe und nicht unser persönliches Interesse auf sich zu ziehen vermöchte. Und umgekehrt müssen unzweifelhaft unsere innern Erfahrungen und Erlebnisse uns erst persönlich wichtig und bedeutsam werden, ehe wir daran denken können, handelnd und umgestaltend auf sie einzuwirken; aber unklar gärende und noch gar nicht vom Lichte einer hellen Erkenntnis geleitete Gefühle werden doch für sich allein uns ebensowenig zu einer richtigen und erfolgreichen Einwirkung auf unser eigenes Selbst befähigen.[3]) Was wohl in uns vorhanden ist, aber uns noch völlig unbewußt und noch gar nicht vom Lichte des Selbstbewußtseins erhellt, das mag immerhin auch einen gewissen, stillen und verborgenen Einfluß ausüben auf das Werden und die Bildung unserer Persönlichkeit; aber ein wirklicher d. h. von uns selbst gewollter und anerkannter Bestandteil unserer Persönlichkeit ist es noch nicht geworden. Eben darin liegt dann freilich auch noch ein weiterer Grund für die so langsame und zum Teil so unvollkommene Ausbildung der eigentlichen Persönlichkeit. Denn jeder Mensch birgt in seinem Innern Tiefen des Unbewußten,

die so verschlungen und verborgen sind, daß sie meist gar nie völlig vom Lichte des Selbstbewußtseins durchdrungen und erleuchtet werden, immer aber hiezu eine geraume Zeit und eine ernste geistige Arbeit erfordern.[5])

Aber was ist nun im einzelnen dazu nötig, daß es so im kindlichen Geiste zu diesem so wichtigen Fortschritte vom bloßen Selbstgefühl und gegenständlichen Bewußtsein zum Selbstbewußtsein kommt? Wäre dieser Fortschritt nicht im menschlichen Geiste selbst angelegt, wäre der Geist nicht in sich selbst — nach seinem ursprünglichen Wesen und seiner Bestimmung — selbstbewußter (nicht nur einfach bewußter) Geist, so würde freilich auch alle sonstige Vermittlung und Bemühung vergeblich sein. Nun aber ist das Selbstbewußtsein etwas dem Geiste so sehr Eigenes und Natürliches, daß es im verborgenen sogar da schon mitwirkt und sich geltend macht, wo es in seinem eigentümlichen Charakter noch gar nicht zu erkennen ist. Schon ein wirkliches Selbstgefühl und ein wirklich gegenständliches Bewußtsein ist ja gar nicht möglich ohne wenigstens einen ersten Anfang mitwirkenden Selbstbewußtseins. Denn wenigstens in jedem uns überhaupt zum Bewußtsein kommenden Selbstgefühle ist auch schon etwas von Bewußtsein unseres so oder anders bestimmten Selbst und damit also auch etwas von Selbstbewußtsein enthalten; und ebenso läßt sich auch ein außer uns liegendes Anderes als dieses Andere und damit von uns selbst Verschiedene nur erkennen, wenn wir es wenigstens bis auf einen gewissen Grad von unserem eigenen Selbst unterscheiden und also auch von unserem eigenen Selbst in seinem Unterschiede von diesem Andern schon etwas wissen.[6]) Das eigentliche Selbstbewußtsein tritt daher zu seiner Zeit nur aus der Verborgenheit, in der es schon zuvor im Selbstgefühl und gegenständlichen Bewußtsein mitgewirkt, hervor und ans helle Tageslicht heraus, und zwar derart, daß die objektive Klarheit des gegenständlichen Bewußtseins sich mit der Innerlichkeit des Selbstgefühls vermählt und mit ihrem Lichte nun auch die Innenwelt ebenso beleuchtet wie zuvor nur die Außenwelt.

Indessen wie sehr wir auch dem Geiste des Kindes ein ursprüngliches Vermögen des Selbstbewußtseins beilegen mögen, so gilt doch auch von dieser wie von jeder andern geistigen Anlage, daß sie nicht aus und von sich selber erwacht und in Thätigkeit tritt, sondern nur auf Grund einer fremden, von außen kommenden Anregung. Und zwar darf diese Anregung, wenn sie Erfolg haben soll, nicht von irgend einem beliebigen Nichtich,[7]) sondern sie muß von selbst schon zum

Selbstbewußtsein erwachten und gereiften Geistern ausgehen. Die Erwachsenen müssen den so überaus flüchtigen und beweglichen Geist des Kindes überhaupt einmal stillestellen; sie müssen das Kind unter all seinen vielen und oft so wechselnden Thätigkeiten, Empfindungen, Gefühlen, Strebungen, Phantasieen und dergl. beharrlich und geflissentlich als dasselbe bei dem allen beteiligte „Du" anreden und behandeln; sie müssen es darauf hinweisen und es ihm durch stets erneute Hinweisung immer klarer und gewisser machen, daß, was einmal von ihm gethan oder erlebt ist, ihm auch als sein Eigentum angehört und sein Eigentum bleibt, selbst wenn es der Zeit nach längst vergangen ist; sie müssen es endlich auch ausdrücklich auf sein eigenes Innere und das, was hier im verborgenen vorgeht, aufmerksam machen und es ihm zum Bewußtsein bringen, daß auch dieses im Innern Verborgene, so wenig es mit den äußern Sinnen wahrgenommen werden kann, darum doch etwas Wirkliches ist, das sogar für das Kind noch ungleich größere Bedeutung hat als alle Wirklichkeiten des bloß äußeren Lebens. Durch all das lernt dann das Kind allmählich das Eigene von allem Fremden scheiden und es als seinen ihm zugehörigen und damit auch unter sich zusammengehörigen Lebensinhalt, für den es persönlich verantwortlich ist, erfassen und verstehen. Ja es wird so nach und nach ein wirkliches Selbst, das sich in seiner Einheit mit sich selbst nicht nur gegen alles Fremde, sondern auch gegen seinen eigenen Inhalt behauptet, das nicht mehr halt- und widerstandslos in seine mannigfaltigen einzelnen Erlebnisse zerfließt, sondern für diese selbst den festen Kern bildet, dem sie sich anschließen müssen, um selber eine bleibende Bedeutung zu gewinnen. Ist dies alles beim Kinde zunächst auch nur in einem schwachen, unvollkommenen Anfange vorhanden, so ist doch schon mit dem ersten wirklichen Anfange davon die neue wichtige Stufe des Selbstbewußtseins erreicht.

Großes Gewicht wird hiebei von verschiedenen Pädagogen noch auf den Umstand gelegt, daß das Kind, nachdem es im zweiten Lebensjahre von sich selbst nur in der dritten Person geredet („Karl will das"), im Verlaufe des dritten Lebensjahres anfängt von sich selbst in der ersten Person zu reden („ich will das"). Ob aber diesem Umstande wirklich die große Bedeutung für unsere Frage zukommt, die man ihm seit Kant und J. G. Fichte vielfach beigelegt hat, gleich als wäre der Tag, an welchem das Kind zum ersten Male „ich" sagt, der geistige Geburtstag desselben, darf wohl bezweifelt werden. Denn nicht

nur ist der erste Gebrauch des „Ich" meist ein so vereinzelter, daß längere Zeit hindurch das Kind im buntesten Wechsel bald in der ersten bald in der dritten, je und je sogar auch in der zweiten Person von sich redet, sondern es scheint überhaupt diese ganze Frage nicht sowohl in das hier von uns behandelte Gebiet als in das der *Sprachfertigkeit* zu gehören. Sprachfähigere Kinder fangen nicht selten schon im zweiten Lebensjahre an, ziemlich regelmäßig in der ersten Person von sich zu reden, weil sie den Gebrauch der ersten Person leichter aus der Rede der Erwachsenen abstrahieren; und doch wird man darum nicht sagen können, daß diese größere Leichtigkeit der Sprache schon von vornherein eine raschere und kräftigere Entwicklung auch des Selbstbewußtseins bedeute.[8])

Was aber *zweitens* die **freie Selbstbestimmung** betrifft, so handelt es sich hier um das, was im letzten Grunde und in maßgebender Weise über die Lebensäußerungen des Geistes *entscheidet und ihnen ihre Richtung anweist und bestimmt*. Sind dies die äußern Einwirkungen der Natur, der menschlichen Umgebung, der Erziehung? oder ist es die unwiderstehlich sich geltend machende eigene Natur des Geistes mit seinen ihm anerschaffenen, mannigfach abgestuften Trieben und Bedürfnissen? oder ist es endlich eine dritte höhere Kraft, die sowohl über die von außen als über die von innen kommenden Antriebe übergreift und in eigener Machtvollkommenheit jedem Antriebe eben den und nur den Einfluß einräumt, den sie ihm einräumen will? Soviel erhellt hier jedenfalls, daß *von einer eigentlichen Freiheit und freien Selbstbestimmung des Geistes* nur im letzten Falle die Rede sein kann. Wenn der menschliche Geist nur von außen her durch fremde Einwirkungen zu dem, was er ist, *gemacht wird*, oder wenn sein Geistesleben sich *mit derselben inneren Notwendigkeit abspielt und entfaltet, wie das Leben der Pflanze und des Tieres*, so mag er wohl ein bewußtes, ja auch ein seiner selbst bewußtes Wesen sein und heißen, aber ein freies und mit Freiheit sich selbst bestimmendes Wesen ist er dann nimmermehr.[9]) Aber dann kann man auch nur noch im uneigentlichen, ja mißbräuchlichen Sinne von einem sittlichen Leben und Streben, von Pflicht, persönlicher Verantwortlichkeit, Schuld, Reue und dergl. reden, da diese Begriffe alle ein von dem zwingenden Müssen wesentlich unterschiedenes *Sollen* und die reale Möglichkeit eines auch *Anderskönnens*, resp. *Andersgekonnthabens* voraussetzen.[10])

Und wie verhält sich nun zu alledem das auf unserer Altersstufe stehende *Kind*? Zuerst freilich folgt es noch ganz willenlos teils den Antrieben seiner eigenen Natur teils den äußern Einwirkungen, und wir finden da von Überlegung und Erwägung, von eigener Wahl und Entscheidung noch keine Spur. Bald jedoch treten uns auch beim Kinde *Zustände der Überlegung und des Schwankens* entgegen, da es unentschlossen zwischen mehreren vor ihm liegenden Möglichkeiten steht und bei sich selbst abwägt: soll ich oder soll ich nicht? soll ich dem Gebote von Vater und Mutter gehorchen, oder soll ich meiner Lust folgen, die mich auf die andere Seite zieht? Irgendwie *muß* sich da freilich das Kind entscheiden, und es hat auch, wenn es sich entscheidet, *immer einen Grund* (Beweggrund, Motiv), der bei seiner Entscheidung den Ausschlag giebt. Aber *wofür* nun im einzelnen Falle das Kind sich entscheidet und *von welchem* unter den verschiedenen Beweggründen es sich dabei bestimmen läßt, das kann, auch wer das Kind genauer kennt, *durchaus nicht immer mit Gewißheit voraussagen*. Gerade das Kind, das noch eines fester ausgeprägten Charakters ermangelt, ist in dieser Hinsicht noch *sehr unberechenbar*. Es ist namentlich bei ihm gar nicht notwendig der beste — wir meinen: der von ihm selbst als der beste erkannte und anerkannte Grund, der den Ausschlag giebt; nicht selten entscheidet es sich vielmehr wissentlich für das von ihm selbst als das minder Gute, ja geradezu Schlimme Erkannte, indem es, unter dem augenblicklichen Einflusse einer mächtigen Begierde oder einer bösen Laune, eben *nicht seiner bessern Einsicht, sondern seinem Belieben folgt*. Daß aber dabei weder die mächtige Begierde noch die böse Laune unwiderstehlich wirken, beweisen zahlreiche andere Fälle, in welchen, wenn auch vielleicht erst nach längerem inneren Kampfe, das Gebot der Pflicht den Sieg davon trägt über alle Reizungen der bösen Lust und alle Hindernisse eines launenhaften Eigensinnes. Und dasselbe bezeugen uns auch die beim Kinde oft stark und deutlich genug hervortretenden *Gefühle der Scham und Reue, des bösen Gewissens* ꝛc. — Gefühle, die sich auch für die eigene Empfindung des Kindes immer bestimmter von allen sonstigen Schmerzen und Unlustgefühlen unterscheiden als selbstzugezogene Leiden, die nicht bloß hätten vermieden werden *sollen*, sondern auch vermieden werden *können*. Wenn aber dies, dann müssen wir auch dem Kinde schon die ersten Anfänge und Regungen einer *wirklichen Willensfreiheit* zuschreiben, was, wie später noch deutlicher erhellen

wird, auch auf das ganze Werk der Erziehung den tiefgreifendsten Einfluß ausüben und ihre ganze Arbeit eigentümlich gestalten muß.

Man hat freilich schon je und je die Möglichkeit einer wirklichen, erfolgreichen Erziehung als mit der Annahme einer wirklichen Wahl- und Willensfreiheit unverträglich erklärt und behauptet, entweder müsse man auf die Annahme einer wirklichen Wahl- und Willensfreiheit des Zöglings oder auf eine wahrhaft erziehliche Einwirkung auf denselben verzichten.[11]) Dies kann man aber doch nur sagen, wenn man, wie leider in solchen Fragen nur zu häufig geschieht, die gegnerische Ansicht zum Zerrbilde macht, indem man Freiheit gleichbedeutend setzt bald mit schöpferischer Allmacht bald mit zucht- und schrankenloser Willkür. In Wahrheit ist aber, wie wir schon oben gefunden haben, die menschliche Freiheit das eine so wenig als das andere. Sie ist keine schöpferische, unbedingt wirksame Allmacht; denn sie kann aus dem eigenen Selbst nicht alles Mögliche machen, sondern es handelt sich dabei nur um einen durch die eigene Natur jenes Selbsts bestimmten, ziemlich beschränkten Umkreis von Möglichkeiten. Sie ist aber auch keine schranken- und bodenlose Willkür, sondern sie folgt in der Annahme der einen und der Abweisung der andern Möglichkeit immer irgend einem sie zu dieser Wahl bestimmenden Grunde, nur daß in diesem Grunde keine Nötigung für die Freiheit liegt, gerade ihm und nicht etwa auch einem andern, gleichfalls bestimmend an sie herantretenden Grunde Folge zu leisten.[12]) Was in aller Welt sollte da also die erziehende Thätigkeit hindern, von den verschiedenen im einzelnen Falle in Betracht kommenden Möglichkeiten des Handelns diejenige, welche der sittlichen Aufgabe des Kindes und den Forderungen der Pflicht am meisten entspricht, dem Kinde auch besonders nachdrücklich zu empfehlen und nahezubringen? Was sollte sie hindern, unter den verschiedenen sich darbietenden Bestimmungsgründen denjenigen, der zum richtigen Handeln hintreibt, auch ihrerseits durch geeignete (pädagogische Mittel) zu unterstützen und so zu verstärken, daß wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden kann, der Wille des Zöglings werde sich für ihn und nicht für den entgegengesetzten entscheiden? Allerdings eine absolute Gewähr dafür, daß der Wille des Kindes die gewünschte und angestrebte Entscheidung treffen werde, giebt es unter der Voraussetzung der Freiheit des menschlichen Willens nicht. Aber die Behauptung, daß die Erziehung in allen Fällen unfehlbar ihr Ziel erreichen könne

und müsse, ist eben auch nur ein von der Wirklichkeit oft genug zu schanden gemachter pädagogischer Aberglaube.

---

[1]) Vgl. Necker de Saussure, a. a. O., I, S. 292. 298: „Das Kind beschäftigt sich nur mit der Gegenwart; von seinen Gefühlen des gestrigen Tages weiß es nichts. Ein verschuldeter Unfall ist ihm eine Begebenheit wie jede andere, an die man nicht mehr zu denken braucht. Jeden Morgen erwacht es mit dem Gefühle der Unschuld, und es glaubt sich über alle seine Fehler gerechtfertigt, wenn es sagen kann: das war ja gestern. — Zu beweglich, um sich in seiner Identität zu fassen, glaubt es nicht die Handlungen des Kindes von gestern, das nicht mehr das Kind von heute ist, vertreten zu müssen. Es hat von der Aufeinanderfolge der Gedanken noch nicht jenes Bewußtsein, welches die Idee des Ichs und der Zeit giebt, die beide gegenseitig ziemlich von einander abhängig sind. Je früher man also das Kind zum Bewußtsein des Zusammenhangs zwischen dem Vergangenen und dem Gegenwärtigen bringt, desto früher tritt es auch in das eigentliche Gebiet der Moral ein."

[2]) Vgl. Reiff, christliche Glaubenslehre, zweite Aufl., I, S. 439. 441: „Ist der Mensch im unmittelbaren Seelenleben von den äußern Eindrücken wie von den eigenen Empfindungen und Trieben fortgerissen und bemeistert, so taucht er nun aus diesem Strom auf, stellt denselben stille oder läßt ihn wenigstens unter sich fortrauschen. Da schaut er sich und die Dinge aus der Vogelperspektive an und hat einen Standort, von wo aus er seinerseits meisternd und gestaltend in jenes flutende Wellenspiel eingreift. — Nicht selbstlos, ohne sich zu haben und seiner inne zu sein, wird der selbstbewußte Mensch mehr vom Strome seines Lebens fortgerissen. Vielmehr, auch wo er noch unmittelbar dahintreibt, ohne in absichtlicher Reflexion auf sich zu blicken, hält er doch so weit den Kopf über dem Strome, daß er weiß, daß er es ist, der dahintreibt." — Lotze, Mikrok., I, S. 278 f.: „Im Selbstbewußtsein unterscheiden wir uns als Ich von dem Nichtich der übrigen Welt und beziehen die Mannigfaltigkeit der inneren Zustände auf dies Ich als den zusammenhaltenden Mittelpunkt aus- und eingehender Wirkungen. — Indem wir so die Mannigfaltigkeit alles Vorstellbaren in diese zwei Teile scheiden, das eine Ich und ihm gegenüber die unzählbare Fülle alles Übrigen, so ist das nicht ein Unterscheiden, dem ähnlich, durch welches wir zwei andere Gegenstände auseinanderhalten; dieser Gegensatz vielmehr zwischen uns und dem, was wir nicht sind, erscheint uns nach Sinn und Größe als ein unbedingter und unvergleichbar mit allen übrigen." — Lindner, a. a. O. S. 129: „So mannigfach gegliedert und umfangreich auch die Welt des Einzelnen ist: sein Ich bleibt immerhin der Mittelpunkt derselben, die Achse, um welche sich — natürlich nur für ihn — das ganze Universum dreht. Jeder, auch der Bettler, ist ein König in dieser Welt. Die Wahrnehmungen, die er hat, sind seine Wahrnehmungen; alles, was er denkt, fühlt, will und begehrt, ist sein geistiges Eigentum. Soll überhaupt etwas für ihn eine Bedeutung haben, so muß es zu einem Teil seines Ich werden."

[3]) Vgl. Lotze, medizinische Psychologie, S. 498 f., Mikrok. I, S. 278. 280 f.: „Das Selbstbewußtsein läßt sich ohne die Grundlage des Gefühls nicht begreifen, obwohl es am häufigsten als eine Thatsache des Erkenntnislebens aufgefaßt wird. — Eine rein intelligente Seele, der jede Spur des Gefühles abginge, würde gewiß imstande sein, ihr eigenes Wesen ebenso deutlich als wir das unsrige zu erkennen; auch würde ihr die Wahrnehmung nicht schwer fallen, daß dasjenige, was sie auf diese Weise erkennt, dasselbe Wesen ist, welches diese Überlegung über sich selbst ausführt. Aber wenn auch hiemit in der That eine Selbstbespiegelung des Subjekts erreicht wäre, so würde doch keineswegs das erlangt sein, was wir im wirklichen Leben mit dem Namen des Selbstbewußtseins bezeichnen. Wohl wäre für diese vollkommene Erkenntnis ihr eigenes Wesen in völliger Klarheit gegenständlich geworden, aber auch so gegenständlich, daß ihr eigenes Selbst ihr nur als ein Gegenstand unter andern erschiene; unbekannt und unverständlich würde ihr die Innigkeit bleiben, mit der wir in unserem wirklichen Selbstbewußtsein den unendlichen Wert dieser Zurückbeziehung auf uns selbst empfinden. Wie alle Werte des Vorgestellten, so wird auch dieser nur durch Gefühle der Lust und Unlust von uns ergriffen. Nicht indem jenes Zusammenfallen des Denkenden mit dem Gedachten von uns gedacht, sondern indem es in dem unmittelbaren Werte, den es für uns hat, gefühlt wird, begründet es unser Selbstbewußtsein und hebt unwiderruflich den Unterschied zwischen uns und der Welt über alle Vergleichung mit den Gegensätzen hinaus, durch die ein Gegenstand sich vom andern sondert. Das Selbstbewußtsein gilt uns darum nur als die theoretische Ausdeutung des Selbstgefühls, dessen vorangehende und ursprüngliche Lebendigkeit durch die Ausbildung unserer Erkenntnis nicht in ihrer Intensität gesteigert wird."

[4]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. I, S. 89 f.: „Der spezifisch menschliche Zustand des Selbstbewußtseins als des leitenden Lichtes der Selbsterkenntnis wird theoretisch Besonnenheit, praktisch Selbstbeherrschung genannt, — jene der Ursprung bewußten Denkens, damit aller Wissenschaft, diese die Quelle der sittlichen Freiheit, damit aller ethischen Schöpfungen des Menschengeschlechts, die dauernd nur aus besonnener Begeisterung hervorgehen können."

[5]) Vgl. Lotze, Mikrok. III, S. 574 f.: „Das endliche Wesen wirkt überall mit Kräften, die es sich nicht gegeben, und nach Gesetzen, die es nicht gestiftet hat. Daher jene nie ganz zu beschwichtigenden Fragen, was denn doch wir selbst sind, was unsere Seele, was jenes dunkle, uns selbst unbegreifliche, in unsern Gefühlen, unsern Leidenschaften sich regende, nie in vollkommenes Selbstbewußtsein aufgehende Wesen unser selbst. Daß diese Fragen auftauchen können, beweist, wie wenig in uns Persönlichkeit in dem Maße entwickelt ist, welches ihr Begriff zuläßt und verlangt. Sie kann vollkommen nur sein in dem unendlichen Wesen, das beim Überblick aller seiner Zustände oder Handlungen nirgends einen Inhalt seines Leidens oder ein Gesetz seines Wirkens findet, dessen Sinn und Ursprung ihm nicht ganz durchschaulich und aus seiner eigenen Natur erklärlich wäre. Bei uns dagegen giebt es nie eine Zusammenfassung des Selbst in Einem Augenblick; niemals bietet uns unser

Selbstbewußtsein ein vollendetes Gesamtbild unseres Ich, weder seiner gleichzeitigen Natur, noch viel weniger der Einheit in seiner zeitlichen Entwicklung."

[6]) Vgl. Ulrici, a. a. O. II, S. 43 ff. 78 f.: „Jede Empfindung kommt uns nur zum Bewußtsein, sofern und indem unser Selbst (die unterscheidende Seele) sich von ihr unterscheidet, d. h. dadurch, daß in allem bewußten Vorstellen (anfänglich unbewußt) die Seele sich selbst als Subjekt einem Objekt gegenüberstellt. — Das Bewußtsein involviert mithin das Selbstbewußtsein, aber wir haben daran, solange sich die unterscheidende Thätigkeit direkt nur auf das Objekt richtet, freilich kein Selbstbewußtsein im engeren und strengen Sinne des Wortes, sondern nur ein Selbstgefühl von unserem Sein und Thun, das aber sofort zu Selbstbewußtsein wird, sobald wir darauf reflektieren d. h. sobald wir unsere unterscheidende Thätigkeit vom Objekt auf uns selbst um- oder zurückwenden. — Das Tier bleibt im bloßen Selbstgefühle und dessen momentanen Bestimmtheiten stecken; es kommt ihm nicht nur kein Selbstbewußtsein, sondern auch kein Bewußtsein im engern, menschlichen Sinne zu. Das tierische Bewußtsein ist vom menschlichen so durchgreifend verschieden, daß es sich kaum mit demselben Namen bezeichnen läßt. Denn eben weil das Tier keine Vorstellung von sich selbst gewinnt, erhält es auch von den Gegenständen seiner Sinnesempfindungen und Begehrungen keine objektive Vorstellung, keine Vorstellung von ihnen als an sich bestimmten, selbständigen, ihm gegenüberstehenden Objekten. Der Gegenstand wird von ihm nicht als Gegenstand, sondern nur in seinem Verhalten und seiner Beziehung zum Subjekt gefaßt. Nur für ein Subjekt, das sich als Subjekt weiß, giebt es ein Objekt, das als Objekt gewußt wird. Wo dagegen das Subjektive und Objektive dergestalt ineinander fließen, daß das Objekt nur die Bestimmtheiten, Sinnesempfindungen, Gefühle, Begehrungen des Subjekts repräsentiert, da giebt es in Wahrheit noch kein Subjekt und kein Objekt. Für das Tier ist der Gegenstand nur, was er in seiner Sinnesempfindung und für seinen auf ihn gerichteten Trieb ist. Das Tier ist daher nicht nur der Forschung und Untersuchung und folglich aller Erkenntnis schlechthin unfähig, sondern es weiß überhaupt nichts von den Gegenständen als solchen und eben darum auch nichts von seinen Empfindungen, Trieben und Begehrungen als solchen."

[7]) Vgl. Martensen, a. a. O. I, S. 14: „Die menschliche Persönlichkeit, sofern sie Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung ist, vermöchte sich niemals als Persönlichkeit zu erfassen, wenn es außer ihr selbst nichts anderes gäbe als ein Nichtich und eine Natur. Das menschliche Ich wird sich seiner selbst nur bewußt durch sein Verhältnis zu einem andern Ich, wie es als ein wollendes sich nur dadurch faßt und erkennt, daß es einem andern Willen begegnet, welchem gegenüber es sich entweder zum Widerstreite oder zum Frieden, zur Liebe oder zum Hasse bestimmt. Wenn Fichte gesagt hat, ein Ich werde sich seiner nur durch den Gegensatz zu einem Nichtich bewußt, so muß dagegen erinnert werden, daß ein menschliches Ich, welches, seit seiner frühesten Kindheit ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, in kein anderes Verhältnis gesetzt wäre als nur zum Nichtich d. h. zur Natur, selbst wenn es in einem gewissen

Sinne zum Selbstbewußtsein käme, doch jedenfalls nur ein Selbstbewußtsein und einen Willen haben würde wie ein Kaspar Hauser."

[8]) Auf der einen Seite sagt hier z. B. Ulrici, a. a. O. II, S. 58: „Das Kind weiß längere Zeit nur von sich als dem unbekannten Etwas, das Empfindungen, Gefühle ꝛc. hat, es spricht daher von sich in der dritten Person wie von einem Fremden und bezeichnet sich mit dem Namen, bei dem es sich rufen hört; es hat noch kein Selbstbewußtsein, sondern nur ein Selbstgefühl." Auf der andern Seite aber z. B. Lazarus, Leben der Seele, II, S. 131: „Es ist leicht einzusehen, weshalb das Kind das Wort „ich" so spät gebraucht und statt dessen seinen Namen sagt oder von sich in der dritten Person mit „er" redet. Denn das Pronomen „ich" wird stets nur von einer Person, der redenden, gebraucht; „du" aber und „er" sagt derselbe Redende zu und von vielen andern; je häufiger aber die Verschiebung und Sonderung, desto leichter ist das Verständnis. Indessen hat man auf dies Faktum oft ein zu großes Gewicht gelegt; es ist sicher, daß das Kind auch „er" und „wir" nicht viel früher anwendet als „ich" und auch für jene lieber die Eigennamen gebraucht." — Vgl. auch Horwicz, a. a. O., II[b], S. 265: „Man darf sich die Sache nicht so denken, wie hin und wieder geschieht, daß mit dem Aussprechen des Wortes „Ich" das Selbstbewußtsein plötzlich aus dem Nichts fertig dastehe und mit Blitzeshelle die junge Seele erleuchte. Wäre es so, so müßten die meisten sich des ewig denkwürdigen Moments entsinnen; aber kein einziger kann es. Die Annahme und Erlernung der richtigen Anwendung des Wortes „Ich" bezeichnet nur einen ganz kleinen Schritt, allerdings den letzten, abschließenden, aber an sich ganz unbedeutenden Schritt auf dem Wege der Entwicklung der Persönlichkeit. Sie bedeutet nur, daß schließlich auch der Name gefunden ist für eine längst bestehende Sache."

[9]) Vgl. Dr. Landerer, in der Schmid'schen Encyklop., erste Aufl. Band II, S. 519. 522 f.: „Die Freiheit des menschlichen Willens ist selbstverständlich ein Fundamentalbegriff der Pädagogik. Denn hat es die Erziehung wesentlich mit dem menschlichen Willen zu thun, so ist die Frage von der größten Wichtigkeit, wie der Wille als eine wirksame Kraft zu der auf ihn gerichteten Thätigkeit der Erziehung überhaupt sich verhalte: ob er nur in demselben Sinne wie alles Lebendige sich selbstthätig aus einem eigenen Kraftcentrum bewege, mit dem einzigen Vorzuge gegenüber von andern lebendigen Naturwesen, daß diese Selbstthätigkeit auch eine selbstbewußte wäre, und ob eben darum die bestimmte Richtung, welche der Wille und seine Thätigkeit durch die Erziehung empfängt, nur das notwendige Ergebnis des Zusammenwirkens der Erziehung und der durch sie erregten natürlichen Triebe und Anlagen sei — oder ob der Wille eine sich aus sich selbst bestimmende Kraft sei in der Art, daß die Richtung seiner Thätigkeit weder von außen (Gott, Natur, menschliche Gattung) noch von innen (ursprüngliche natürliche Triebe und Anlagen und zeitlich entstandene Beschaffenheit des menschlichen Wollens und Denkens) schlechthin bedingt, sondern vom Willen sich selbst gegeben wird, indem er über allen äußern und innern Motiven schwebend durch seine eigene Entscheidung ein bestimmtes Motiv ergreift und dadurch erst auch die bestimmte Richtung ans sich ver-

wirklicht, in welchem Falle dann die Erziehung nicht anders wirken kann, als daß sie die Selbstentscheidung des Willens in Anspruch nimmt. Die Begriffe von der Würde des Menschen und der ethischen Bedeutung seines ganzen Thuns müssen wesentlich verschieden werden, je nachdem man dem Willen nur Selbstthätigkeit (Spontaneität) oder Freiheit im wahren und vollen Sinne zuschreibt. — Wenn beim Menschen ebenso wie beim Tier sein einzelnes Thun nur die notwendige Folge des Zusammentreffens äußerer, anregender Ursachen und der innern Triebe sein soll, warum spricht man dann nicht ebenso von einer That des Tieres wie des Menschen, um so mehr, als auch das Tier nicht durch physischen Zwang in seinem Verhalten bestimmt wird, sondern dieses Thun auch durch Vorstellungen vermittelt ist? — Kommen wir hier ohne Sophisterei durch ohne die Annahme von etwas Übergreifendem, Schlechthinigem im Willen, welches von dem Komplex aller Ursachen und Determinationen nicht ergriffen wird und werden kann, sondern sie ergreift und ihnen die Richtung erst giebt, in welcher sie wirken sollen?" — Lotze, Mikrok., I, S. 287 ff.: „Nur da sind wir überzeugt, es mit einer That des Willens zu thun zu haben, wo in deutlichem Bewußtsein jene Triebe, die zu einer Handlung drängen, wahrgenommen werden, die Entscheidung darüber jedoch, ob ihnen gefolgt werden soll oder nicht, erst gesucht und nicht der eigenen Gewalt dieser dringenden Motive, sondern der bestimmenden freien Wahl des von ihnen nicht abhängigen Geistes überlassen wird. So nahe zeigt sich der Begriff der Freiheit mit dem des Willens verknüpft; denn in dieser Entscheidung über einen gegebenen Thatbestand besteht allein die wahre Wirksamkeit des Willens. — Nur ein Vorurteil der Schule kann deshalb den Versuch machen, die Natur des Wollens auf ein bloßes Wissen zurückzuführen und die Behauptung zu verteidigen, der Satz: ich will, sei gleichbedeutend mit dem klaren und zuversichtlichen Bewußtsein des andern: ich werde. Was den Willen zum Willen macht, das ist jenes eigentümliche Element der Billigung, der Zulassung oder Absicht, welches wir in der bloßen Voraussicht des zukünftigen Eintretens einer von uns ausgehenden Wirkung vermissen. Vergeblich sucht man deshalb das Vorhandensein des Willens zu leugnen, ebenso vergeblich als wir uns bemühen würden, seine einfache Natur, die nur unmittelbar sich erleben läßt, durch umschreibende Erklärungen zu verdeutlichen." — Sigwart, Logik, II, S. 602 f.: „Das tiefste Problem aller Philosophie ist die Frage, in welchem Verhältnis die Notwendigkeit, welche das Element des Denkens ausmacht, zur Freiheit stehe, welche das subjektive Postulat des Wollens ist. Unser Denken für sich betrachtet würde sich in der Einsicht der durchgängigen Notwendigkeit alles Seins und Geschehens vollenden; unser Wollen mit der Überzeugung von einem Sollen, dem das Gegebene nicht entspricht, sträubt sich, diese unfehlbare Notwendigkeit anzuerkennen, und setzt dem Naturlauf seine Ideale entgegen, die erst durch das freie Thun verwirklicht werden sollen."

[10]) Vgl. Trendelenburg, Logische Untersuchungen, zweite Auflage, II, S. 94 f.: „Dem Glauben an die Freiheit des Menschen tritt die Betrachtung gegenüber, welche das Kausalgesetz aus der Natur in den Geist streng und

straff fortsetzt. Danach umstrickt und bindet die Kette der Ursachen und Wirkungen den Menschen dergestalt, daß er in der durchgeführten Notwendigkeit der wirkenden Ursachen nur ein Gethanes und kein Thuender ist. Denn was er thut, hat in anderem seine zureichende Ursache, und er kann nicht anders. Indem der Mensch eine fremde Kausalität abspielt oder nur der Kanal ist, durch welchen sie hindurchgeht, werden Begriffe wie Schuld zu eitelm Schein. Das Bewußtsein, daß wir auch anders könnten, wenn wir wollten, ist dann nur eine Vorspieglung des überlegenden, Vorschläge entwerfenden Denkens; wirklich können wir nur das Eine wollen, was wir gerade wollen; wir meinen es nur darum anders, weil uns an der schwankenden Wage die Ursache des Ausschlages unbekannt bleibt." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 337 f.: „Nur weil und sofern der Mensch die Freiheit des Wollens und Handelns besitzt, kann er für seine Thaten verantwortlich sein und als verantwortlich sich ansehen. Die Annahme der Freiheit ist die Voraussetzung der Zurechnungsfähigkeit, die Zurechnungsfähigkeit die Voraussetzung der Moralität; ohne sie ist es schlechthin unbegreiflich, wie der Mensch zu den Vorstellungen von Unrecht, Sünde und Verbrechen, von Verantwortung, Strafe, Schande ꝛc. gekommen sein könne. Wer die Freiheit für Illusion erachtet, erklärt auch die Sittlichkeit für ein Wahngebilde und damit unser ganzes geistiges Leben für Schein und Trug. Denn wenn das Bewußtsein der Freiheit zur leeren Täuschung herabsinkt, so ist jeder anderweitige Inhalt des Bewußtseins von demselben Schicksal bedroht. Wille und Freiheit sind mithin in Wahrheit nur zwei verschiedene Namen für dieselbe Sache: der Wille ohne Freiheit wäre eben kein Wille, sondern nur Instinkt, Trieb, Strebung. Wer die Freiheit leugnet, muß auch den Willen leugnen." — Derselbe, Naturrecht, S. 66: „Erst wenn und wo der Wille einem Gesetze gegenübergestellt ist, und damit zu wählen hat zwischen der Befolgung und Nichtbefolgung desselben, erst da ist seine Entscheidung eine freie und gewinnt einen ethischen Sinn und Wert. Ohne diese Beziehung wäre jede Handlung ein ebenso natürliches Ereignis, wie etwa die Drehung des Windes von Ost nach West. Der Wille würde da willenlos dem stärkeren Triebe, der überwiegenden Neigung, der aus der Überlegung entspringenden Vorstellung der größeren Lust folgen."

[11]) Vgl. in dieser Hinsicht z. B. das Urteil des sonst so besonnenen Lindner, der a. a. O. S. 210 f. sagt: „Jeder einzelne Willensakt ist ein Produkt, zu welchem die Ereignisse unseres ganzen Seelenlebens die bestimmenden Faktoren bilden, so daß der Mensch mit seinem Wollen aus der Kette des Kausalnexus, an welchen alle Ereignisse der äußern Natur geknüpft sind, nicht nur nicht herausgerissen, sondern vielmehr aufs innigste damit verknüpft wird. Freilich scheint es, wenn wir im Zustande der Überlegung die verschiedenen Möglichkeiten zu wollen durchlaufen, daß es bei uns stehe, uns für die eine ebensogut als für die andere zu entscheiden; aber es scheint eben nur so, weil wir die innere Nötigung nicht fühlen, und weil die Selbstbeobachtung hier nur auf die verschiedenen Arten des Wollens und das zwischen ihnen gleichschwebende Ich, keineswegs aber auf die in geheimer, dem innern Auge unerreich-

barer psychologischer Tiefe arbeitenden Motive gerichtet ist, welche das Ich bald zu diesem bald zu jenem Wollen drängen und nach ihrer endlichen gegenseitigen Ausgleichung die Entschießung herbeiführen. Wenn wir also auch den Zusammenhang zwischen dem Wollen und den es bedingenden Motiven in einzelnen Fällen nicht einsehen, so haben wir keinen Grund, denselben zu leugnen. — Aber auch abgesehen davon läßt sich zeigen, daß die transcendentale Freiheit ein Unsinn ist. Denn sobald dieselbe einmal zugegeben wird, verliert die moralische Weltordnung ihre unerschütterlichsten Haltpunkte. Jede planmäßige Einwirkung auf den Menschen, also auch jede Erziehung ist eine Thorheit, denn sie kann auf das Wollen, somit auch auf die Sittlichkeit keinen Einfluß ausüben. Die Thaten der Weltgeschichte sind bloßes Würfelspiel, denn die Willensentscheidung, welche sie hervorrief, ist aus dem Zufall hervorgegangen und hätte ebenso gut auch anders ausfallen können. Ein gegenseitiges Vertrauen im Umgange mit Menschen, die Bildung von Gesinnungsverhältnissen (Liebe, Freundschaft) ist unmöglich (??); denn derjenige, der mich heute mit den Beweisen seines Wohlwollens überhäuft, kann mich morgen ohne die geringste Veranlassung (!) mit den Pfeilen des Übelwollens verfolgen. Eine Heranbildung des Wollens zum Charakter endlich wäre unter diesen Umständen eine undenkbare Sache." — Dies die Instanzen des Herbart'schen Determinismus gegen die Annahme einer realen Willensfreiheit. Wer sieht aber nicht, wie hier die Willensfreiheit einfach zu einer grund- und bodenlosen Willkür verzerrt und das Bestimmtwerden durch ein Motiv ohne weiteres mit dem Bestimmtwerden durch eine zwingende Ursache gleichgesetzt wird? Und wenn doch schließlich von Motiven die Rede ist, die „in geheimer, dem innern Auge unerreichbarer psychologischer Tiefe arbeiten", woher weiß man denn von diesen dem innern Auge unerreichbaren Motiven, die statt des freien Willens die nicht anders ausfallen könnende Entscheidung herbeiführen sollen? Aus Selbstbeobachtung, also aus Erfahrung nicht; also werden sie eben, obwohl sie das innere Auge nicht erreichen kann, postuliert und der deterministischen Theorie zu liebe angenommen. Es darf einmal nicht anders sein, folglich ist es so. — Noch entschlossener freilich behauptet Dittes, Psychologie und Logik, S. 129 f.: „Eine sogenannte „transcendentale oder (??) absolute" Willensfreiheit d. h. eine ursprüngliche Selbstbestimmung giebt es nicht. In der That ist vielmehr die Gestaltung eines jeden individuellen Willens schlechterdings abhängig einerseits von den ursprünglichen (blinden) Kräften und Trieben des einzelnen Menschen, andrerseits von einer ganzen Reihe äußerer Einwirkungen auf ihn (von seinen Erziehungs- und Lebensverhältnissen). — Daß hienach weder die sittliche Güte eines Menschen Verdienst noch die sittliche Schlechtigkeit eines Menschen Schuld sein könne, beide vielmehr ein Schicksal sind, bedarf für den Unbefangenen keiner weitern Erörterung." — Wir dächten aber, letzteres bedürfte doch noch sehr der Erörterung. Insofern freilich nicht, als es sich hier schließlich einfach um Anerkennung oder Nichtanerkennung einer Thatsache handelt, — der Thatsache nämlich, daß sich jedem „Unbefangenen" das Bewußtsein „sittlicher Schlechtigkeit" wirklich als Schuld, die Schuld aber wesentlich anders ankündigt und zu erfahren giebt, als ein unglückliches „Schicksal" oder ein unverschuldetes Miß-

geschick. Wer diese innere Erfahrungsthatsache leugnet oder die Sache anders zu erfahren behauptet, mit dem ist, da dann eben innere Thatsache gegen innere Thatsache steht, theoretisch über diese Frage nicht weiter zu verhandeln und eine Verständigung so wenig möglich, als wenn z. B. über denselben äußern Wahrnehmungsgegenstand der eine Beobachter aussagt, er sehe ihn rot, und der andere, er sehe ihn blau. — Wie wohlthuend sticht doch gegen solche, die wichtigsten Fragen der Wissenschaft und des Lebens so kurzweg abmachenden Urteile die nüchtern gründliche und besonnene Art ab, mit der ein Lotze sich z. B. im Mikrokosm. I, S. 290 ff. folgendermaßen ausspricht: „Wie oft hat man nicht von dem freien Entschlusse eines beseelten Wesens, wenn es nicht gelänge, auch ihn wieder als eine notwendig bedingte Folge in den übrigen Zusammenhang des Weltlaufs einzuschalten, eine Zerstörung aller Ordnung der Wirklichkeit besorgt! Man vergaß, wie eng die Grenzen der Macht dem endlichen Wesen gezogen sind; man vergaß, daß jede Wirkung, wie unberechenbar frei auch ihr Beweggrund gewesen wäre, doch sobald sie als Wirkung hervortritt, wieder in den Kreis der berechenbaren, den allgemeinen Naturgesetzen unterworfenen Ereignisse eintritt, und daß keiner Freiheit mehr Spielraum des Erfolges gegeben ist, als die unverrückte Ordnung der Dinge nach ihrem eigenen Rechte ihr zugesteht. — Daß aber die Gesamtheit aller Wirklichkeit nicht die Ungereimtheit eines überall blinden und notwendigen Wirbels von Ereignissen darstellen könne, in welchem für Freiheit nirgends Platz sei: diese Überzeugung unserer Vernunft steht uns so unerschütterlich fest, daß aller übrigen Erkenntnis nur die Aufgabe zufallen kann, mit ihr als dem zuerst gewissen Punkte den widersprechenden Anschein unserer Erfahrung in Einklang zu bringen."

[12]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, II, S. 332 ff.: „Indem ich mit Bewußtsein, in der Absicht zu erwägen, und zu überlegen, die erwachten Strebungen und Begehrungen im Bewußtsein sistiere, indem ich mit Bewußtsein sie der Beurteilung unterwerfe, Motive, Gründe und Gegengründe abwäge, und anstatt bei diesen Erwägungen zu verharren, sie vielmehr in einem bestimmten Resultate abschließe, und wiederum, anstatt dieses Resultat ruhig stehen zu lassen, es zur Richtschnur meines Handelns mache, — indem ich dies alles mit Bewußtsein thue und darin meine Selbstheit, meine Willenskraft gegenüber den einzelnen Trieben, Strebungen ꝛc. geltend mache, kann ich nicht umhin, mich selbst als Urheber dieses inneren Thuns zu fassen. Mögen in diesem Prozesse immerhin die gegebenen Triebe und Strebungen, Empfindungen und Gefühle als Impulse mitwirken, mögen sie auch immerhin auf jenes Thun einwirken, so sind sie doch nicht stark genug, um das Bewußtsein unserer Selbstthätigkeit im Untersuchen, Erwägen und Entscheiden zu trüben oder das Gefühl einer erzwungenen Thätigkeit, einer Nötigung des Willens hervorzurufen. Trotz aller Motive haben und behalten wir das Bewußtsein, daß wir auch nicht überlegen, auch kein Resultat ziehen oder dasselbe auch nicht zur Richtschnur unseres Handelns machen konnten. Die Meinung von der Willensfreiheit leugnet daher keineswegs, daß wir nur auf vorhandene Motive und Impulse uns entschließen und daß mithin unsere Willensfreiheit nur eine Wahlfreiheit ist,

indem wir immer nur die Wahl haben, ob wir handeln und welchem der gegebenen Impulse wir folgen wollen. Aber sie behauptet, daß diese Impulse nicht als zwingende Ursachen unserm Bewußtsein sich darstellen, sondern einerseits jene Selbstthätigkeit, den Trieb zur Geltendmachung unseres Selbsts, nur wecken, und andererseits von uns selbst, durch die Willensentscheidung, aus bloßen Impulsen zu Motiven, zur Richtschnur unseres Handelns erst gemacht werden. Das ist die Aussage des unbefangenen Selbstbewußtseins, die auf unzweifelhaften Thatsachen der Selbstbeobachtung beruht, Thatsachen, die ganz ebenso feststehen, wie die Ergebnisse astronomischer und physikalischer Beobachtungen. — Daß die Freiheit des Willens sich nicht aufweisen, ihre Existenz nicht gegenständlich sich darthun läßt, hat seinen Grund einfach darin, daß sie eben nur die bewußte Möglichkeit des So- oder Anderswollens und -handelns ist. Diese aber, so gewiß sie als Möglichkeit (Vermögen) wirklich besteht, kann doch als Möglichkeit niemals erscheinen, niemals gegenständlich heraustreten. Wenn ich auch die Möglichkeit, meinen Entschluß zu ändern, dadurch bethätige, daß ich ihn wirklich ändere, so tritt eben damit doch ein anderer Entschluß an seine Stelle; und folglich läßt sich immer wieder die Frage aufwerfen, ob ich die Änderung auch unterlassen konnte, d. h. die Wirklichkeit des Anderskönnens läßt sich niemals nachweisen, weil es eben nur ein Anderskönnen ist, das als solches gerade in seiner Bethätigung als Anderskönnen immer nur eines, das eine oder das andere, zu thun vermag. Und darum bleibt es dem hartnäckigen Deterministen immer unbenommen zu behaupten, daß mir dasjenige, das ich nicht gethan, im Grunde auch zu wollen und zu thun unmöglich gewesen sei."

§ 11.

Gehen wir über auf das besondere Gebiet des **Erkennens** so bewegt sich hier das Kind nicht nur ehe, sondern auch nachdem es die Stufe des Selbstbewußtseins erreicht, noch immer ganz überwiegend auf dem Boden des gegenständlichen Bewußtseins oder der Auffassung der Außenwelt. Und der Grund hievon ist auch unschwer zu erkennen. Das Kind hat nämlich selbst, ob auch vielleicht unbewußt das Gefühl, daß es in sich und seinem eigenen Innern noch wenig findet und daraus noch wenig schöpfen und holen kann. Es empfindet seine eigene Armut und Leere und damit das Bedürfnis, den eigenen Mangel durch Aufnahme fremden Stoffes zu ergänzen. So stürzt sich der kindliche Geist mit einem wahren Heißhunger auf die Dinge der Außenwelt und streckt alle seine Organe aus und öffnet alle Thore seiner Sinne, um ja möglichst viel von der Außenwelt zu ergreifen und in sich aufzunehmen.

Noch fehlt es freilich, zumal anfangs, allzusehr an bestimmt ausgeprägten, leitenden Interessen und Lebenszwecken, als daß zwischen den

verschiedenartigen sich herandrängenden Stoffen irgendwie schon ein ernstlicher Unterschied gemacht würde und gemacht werden könnte. Das fast ausschließlich maßgebende Interesse ist hier vielmehr zunächst die *Neuheit der Sache*. Jeder neue Gegenstand, den das Kind wahrnimmt, ist ihm eben als neuer auch interessant und wichtig; denn jeder erscheint ihm als eine Bereicherung seines Selbsts, jeder als ein seinen Mangel deckender großer Schatz. Daher einerseits die auf alles und jedes sich werfende maß- und regellose *Neugierde* des Kindes mit seinem rast- und ruhelosen Streben, immer und immer wieder Bilder zu sehen, Geschichten zu hören ꝛc.; daher aber andrerseits auch die wunderbare *Leichtigkeit*, mit der der kindliche Geist die verschiedenartigsten Eindrücke sich einverleibt. Denn das immer wieder neue, noch unabgestumpfte Interesse, mit dem das Kind jeden neuen Eindruck aufnimmt, verleiht auch von selbst jedem Eindrucke eine unmittelbare Frische, die seine Aneignung und Festhaltung ungemein erleichtert.

Wohl entspricht, da das bloße Interesse der Neuheit ein zu formelles und bei allen Eindrücken gleiches Interesse ist, dieser Leichtigkeit der Auffassung und Aneignung keineswegs auch eine gleich große *Treue und Beharrlichkeit des Gedächtnisses*, wie denn der Dinge, die wir uns aus unserer ersten Kindheit auch noch in späteren Jahren klar und bestimmt erinnern, doch immer nur verhältnismäßig wenige sind, was sich eben aus dem bunten und zerfahrenen Vielerlei dieser ersten Jugendeindrücke erklärt. Gleichwohl bleibt es eine unumstößliche Wahrheit, daß das Kind von seinem zweiten bis siebenten Lebensjahre wirklich sehr viel und viel mehr, als in irgend einer andern gleich großen Periode seines späteren Lebens, lernt und als bleibenden geistigen Besitz gewinnt.*) Dieser Erfolg wird aber sicherlich nicht weniger gut, sondern im Gegenteil besser erreicht, wenn die Erziehung darauf bedacht ist, den kindlichen Geist nicht allzu flüchtig und oberflächlich an allem Möglichen herumnippen zu lassen, sondern ihn geflissentlich *auf einen kleineren Anschauungs- und Vorstellungskreis zu beschränken*, in diesem aber an ein stätigeres und ruhigeres Verweilen bei dem Einzelnen zu gewöhnen.

*) *Anm.* Vgl. Lotze, Mikrok. II, S. 370 f.: „*Die Kindheit ist nicht wählerisch* in den Eindrücken, mit denen sie sich befassen mag; ihre Neugierde ist leicht durch Thatsachen irgend welcher Art aufzuregen, durch welche ihr Vorstellen überhaupt Beschäftigung erlangt. Finden wir sie zuweilen ungeneigt zum Lernen, so müssen wir bedenken, in wie geringem Grade für sie das Interesse

an den Gegenständen vorhanden ist, das für uns in der Erkenntnis ihrer Bedeutung liegt. Wir werden dann zugeben, daß in dem Kinde eine uninteressierte Willigkeit zur Aneignung des Mannigfaltigsten liegt, deren Leistungen in den ersten Lebensjahren *weit über alles hinausgeht*, was ein gleicher Zeitraum des späteren Lebens noch hinzulernt." — J. H. Fichte, Anthropologie, S. 553 f.: „Der menschliche Geist arbeitet halb unbewußt, aber darum am energievollsten in den ersten Lebensjahren vom zweiten bis fünften Jahre. Der geistige Fortschritt, mit welchem das Kind gerade in dieser Zeit die es umgebenden Außendinge, nicht minder die geistige Welt der Sitte, des Urteils, der moralischen Zurechnung samt den sprachlichen Bezeichnungen für dies alles aneignet, sind die *gewaltigsten und bewundernswertesten im ganzen Menschenleben*, welche jedes Kind aufs eigentlichste zum Genius stempeln und Zeugnis ablegen von der verborgenen Gegenwart und Intensität des geistigen Prinzipes in ihm."

§ 12.

So selbstverständlich es nun aber ist, daß bei dem § 11 geschilderten, vorzugsweise auf die Aufnahme möglichst viel äußeren Stoffes gerichteten Verhalten die *aufnehmende* (rezeptive) Seite des kindlichen Erkennens vorschlägt, so wenig ist doch andrerseits die erkennende Thätigkeit des kindlichen Geistes auch auf unserer Altersstufe eine *bloß* rezeptive. Kommt doch nach dem § 6 Bemerkten schon die einfache Wahrnehmung eines *einzelnen* Sinnendings nur zu stande durch das verborgene Mitwirken unbewußter *Denkakte*; wie viel mehr wird also dieses unbewußte Denken mitwirken müssen, wenn es sich um eine umfassendere Aufnahme der Außenwelt mittelst einer ganzen, zusammenhängenden *Reihe* von Wahrnehmungen handelt! In der That beruht auch auf einer so verborgen mitwirkenden Denkthätigkeit vor allem die so wichtige Bildung der sogenannten **Gemeinvorstellungen** und **Vorstellungsassociationen.**[1])

Auch beim Kinde finden wir ja bald, daß es nicht nur ein bestimmtes einzelnes Objekt, *das es früher wahrgenommen*, bei abermaliger Erscheinung des Objektes als ein ihm bekanntes (als *seine* Mutter, *seinen* Vater, *sein* Spielgerät ꝛc.) wiedererkennt, sondern daß es *auch einen ihm zum ersten Male entgegentretenden* Wahrnehmungsgegenstand erkennt und (bald auch mit ausdrücklichem Gebrauch des verallgemeinernden unbestimmten Artikels) als „einen" Baum, „einen" Vogel, „einen" Knaben ꝛc. bezeichnet. Dies ist offenbar nur dadurch möglich, daß das Kind schon zuvor wenn auch nicht diesen bestimmten einzelnen Gegenstand, so doch einen oder mehrere andere ihm *gleichartige* Gegenstände wahrgenommen hat. Nun ist

es aber eine tief im Wesen des menschlichen Geistes überhaupt begründete Notwendigkeit, daß er, um sich nicht in der wirren und unübersehbaren Masse der einzelnen Wahrnehmungsgegenstände zu verlieren, überall so viel möglich das Zusammengehörige zusammenfassen und dadurch *Ordnung, Klarheit und Übersichtlichkeit schaffen muß.*[2]) Deshalb wird jeder neue Wahrnehmungsgegenstand nicht nur für sich perzipiert, sondern zugleich, wie man sagt, *apperzipiert*, d. h. in den Umkreis des bereits vom Geiste Angeeigneten aufgenommen und zu dem schon vorhandenen geistigen Eigentum in möglichst nahe Beziehung gesetzt.[3]) Und wo sich da irgend etwas der neuen Wahrnehmung Verwandtes oder Gleichartiges im Geiste vorfindet, da ordnet der Geist jenes Neue unbedenklich diesem schon vorhandenen Alten ein und unter und faßt es mit ihm als ein zwar der äußern Existenz nach Verschiedenes, aber doch dem Wesen nach mehr oder weniger Gleiches, durch Bezeichnung mit demselben Worte, *zur Einheit Einer Vorstellung* zusammen.

Natürlich müssen dabei die Vorstellungen, mittelst derer nicht nur dieselben (wiederkehrenden) Wahrnehmungsgegenstände, sondern auch andere ähnliche und gleichartige erkannt werden sollen, *unbestimmter und allgemeiner* sein als der einzelne Wahrnehmungsgegenstand.[4]) Denn mittelst eines ganz individuell ausgeprägten Vorstellungsbildes, dergleichen es ja freilich auch giebt (z. B. in dem innern Bilde, das man von irgend einem *einzelnen bestimmten Menschen* in sich trägt), könnte immer nur der bestimmte einzelne Gegenstand, der darin abgebildet ist, erkannt werden, nicht aber anderes, was demselben nur gleichartig d. h. nur im ganzen, nicht aber auch in allen einzelnen Teilen und Beziehungen gleich ist. Daher nennt man jene allgemeinen, zur Apperzeption auch bisher noch nicht wahrgenommener Dinge dienenden Vorstellungen mit Recht *Gemeinvorstellungen* oder *Gemeinbilder*. Und solch ein Gemeinbild kann nun zwar auch schon durch eine einzige, mit besonderem Interesse an der Sache und darum auch mit besonderer Schärfe und Aufmerksamkeit vollzogene Wahrnehmung gewonnen werden, sofern schon eine einzige derartige Wahrnehmung zu bleibender Einprägung wenigstens der hauptsächlichsten Seiten und Merkmale des Gegenstands führen kann.[5]) In der Regel aber ist es doch eine *Mehrheit von wiederholten Wahrnehmungen* teils verschiedener gleichartiger Gegenstände teils verschiedener Zustände und Verhältnisse desselben Gegenstands, woraus dem Geiste seine allgemeinen

Vorstellungen erwachsen. In diesem Falle ergiebt sich dann aber für den Geist von selbst die Notwendigkeit, von verschiedenen, die einzelnen Gegenstände oder Zustände eigentümlich unterscheidenden Einzelheiten abzusehen und sich mit einem unbestimmteren und allgemeineren — nicht sowohl Bild als Schattenriß der Gegenstände zu begnügen.

Hierin ist jedoch unverkennbar ein allmählicher Fortschritt zu bemerken. Zuerst sind es nämlich nur die am meisten und grellsten in die Augen fallenden Merkmale eines Gegenstandes, aus welchen die allgemeine Vorstellung desselben gebildet wird.[6]) Und da diese so zunächst und am meisten in die Augen fallenden Merkmale keineswegs immer die allein oder auch nur vorzugsweise wesentlichen Merkmale eines Dinges sind, so sind natürlich die ersten im Geiste des Kindes sich festsetzenden und seine Wahrnehmungsthätigkeit leitenden Gemeinbilder meist noch sehr ungenau, ja nicht selten geradezu unrichtig, was dann zahlreiche Verwechslungen zur Folge hat. Wie z. B. dem Kinde am Vogel das Fliegen zuerst und hauptsächlich auffällt, so bildet es daraus seine erste Vorstellung des Vogels, unter die es alles, was fliegt, unterordnet, so daß es dann jedes fliegende Ding (z. B. auch ein Insekt oder ein Stück Papier) Vogel nennt. Allmählich aber, mit der wachsenden Menge der Wahrnehmungen und der zunehmenden Verschärfung und Vertiefung der Aufmerksamkeit und des Interesses, vervollständigen und berichtigen sich auch immer mehr jene anfangs noch so ungenauen und unrichtigen ersten Gemeinbilder des Kindes, und die einzelnen Wahrnehmungsgegenstände werden in unwillkürlicher Unterordnung unter die betreffenden Gemeinvorstellungen immer leichter, sicherer und richtiger als das, was sie in Wirklichkeit sind, erkannt.

Eben damit aber ist dann in der That ein nicht Geringes erreicht. Denn vor allem wird das unendliche Vielerlei außer und neben einander stehender Einzeldinge, das dem Geiste in der Sinnenwelt entgegentritt und ihn förmlich zuzuschütten und zu erdrücken droht, durch jene Zusammenfassung ganzer Reihen von Einzelbildern in verhältnismäßig wenige (sie in sich vereinigende) Gemeinbilder so bedeutend vereinfacht, daß auch der weniger kräftige kindliche Geist eher damit fertig werden und sich darin zurechtfinden kann. Sodann aber wird durch diese Herausbildung von allgemeinen Vorstellungen auch dem eigentlichen, bewußten Denken wesentlich vorgearbeitet und ihm sein Stoff nicht in roher, sinnlicher Unmittelbarkeit, sondern schon einigermaßen logisch her- und zugerichtet entgegengebracht; denn es

sind ja im ganzen dieselben Denkgesetze, denen das bewußte Denken mit Bewußtsein folgt und die unbewußt bei der Bildung der Gemeinvorstellungen zur Anwendung kommen. Wie wichtig ist es also, daß eine möglichst große Summe klarer und richtiger Gemeinbilder schon frühe ein sicheres Eigentum des kindlichen Geistes wird! Dieselben bilden sich freilich infolge der bezeichneten Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes bis auf einen gewissen Grad von selbst; aber die darauf gerichtete Thätigkeit des Geistes kann doch andrerseits durch entsprechende, wenn gleich nicht eigentlich schulmäßige Belehrungen der Erwachsenen geleitet und dem Kinde dadurch die Bildung falscher Gemeinbilder möglichst erspart, die richtiger möglichst erleichtert werden.

Und ähnlich wie mit den bisher besprochenen allgemeinen Vorstellungen verhält es sich auch mit den sog. Vorstellungsassociationen (die gewöhnlich mit dem freilich ganz unpassenden Namen: Ideenassociationen bezeichnet werden). Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß die Kinder schon frühe nicht bloß die einzelnen von ihnen wahrgenommenen Gegenstände mit festen, allgemeinen Namen zu bezeichnen suchen, sondern daß sie auch die einzelnen ihnen bekannten Vorstellungen in der mannigfaltigsten Weise auf einander beziehen und in ihren Gesprächen wie Spielen im raschesten Wechsel vom einen aufs andere kommen. Scheinbar herrscht hier die gesetz- und regellosesste Unordnung und Willkür; und doch walten auch darin gewisse Gesetze, wie wir an uns selbst beobachten können, wenn wir uns etwa in unserer stillen Gedankenströmung oder unserer lauten Unterhaltung mit andern frei und ungezwungen gehen lassen. Da springen wir auch vom einen zum andern über in einer Weise, die einer nur den äußern Thatbestand kennenden Betrachtung fast wie ein Hohn auf jeden vernünftigen Zusammenhang erscheinen muß. Und doch vermögen wir, sowie wir ausdrücklich darauf achten und mit Bewußtsein den Faden unserer stillen oder ausgesprochenen Gedanken zurückverfolgen, an jedem auf ein Neues überleitenden Knotenpunkte zu sagen, wie wir auf dieses Neue gekommen und was uns dasselbe in unsere Erinnerung gerufen hat. Das Kind, das sich selbst noch nicht so genau beobachten kann, vermag uns freilich über diesen verborgenen Zusammenhang seiner Gedanken nicht oder nur sehr unvollkommen Aufschluß zu geben; aber gleichwohl ist es auch bei ihm unzweifelhaft, daß seinem „vom einen aufs andere Kommen“ ein

bis auf einen gewissen Grad gesetzmäßiger und notwendiger Gedankenzusammenhang zu Grunde liegt.

Die Psychologen haben sich viele Mühe gegeben, die verschiedenen Gesetze der Vorstellungsassociation, nach welchen der Geist die von ihm aufgenommenen Vorstellungen unter sich verbindet und so verbunden reproduziert, auch im einzelnen festzustellen. Aber viel wichtiger erscheint uns doch die allgemeine Erkenntnis, daß es sich auch hier ähnlich wie bei der Bildung der Gemeinvorstellungen um eine tief im Wesen des menschlichen Geistes selbst begründete Thätigkeit handelt, die eben, weil sie auf einem ursprünglichen Triebe des Geistes beruht, nicht bloß bewußt und willkürlich, sondern auch unbewußt und unwillkürlich vom menschlichen Geiste vollzogen wird (vergl. S. 11). Und es ist im Grunde derselbige geistige Trieb, der sich in der Bildung der Gemeinvorstellungen und der Bildung der Vorstellungsassociationen bethätigt, nämlich der Trieb, nichts in seiner zufälligen Vereinzelung zu belassen, sondern überall Einheit, Ordnung und Zusammenhang herzustellen.[7])

Demgemäß wird schon bei der einfachsten Sinneswahrnehmung kein Gegenstand oder Vorgang rein für sich in abstrakter Vereinzelung aufgefaßt, sondern unwillkürlich nimmt der Geist mit dem einzelnen Gegenstande oder Vorgange zugleich seine räumliche und zeitliche Umgebung in sich auf. Daher kommt es, daß, sowie wir uns etwas lebhaft im Geiste vergegenwärtigen, damit zugleich verschiedenes andere in unsere Erinnerung eintritt, was wir zugleich mit dem betreffenden Gegenstande entweder an demselben Orte oder zu derselben Zeit oder unmittelbar vorher oder unmittelbar nachher wahrgenommen haben. Ebenso vergleicht der Geist unwillkürlich jeden neuen Gegenstand oder Vorgang mit andern ihm bereits bekannten Gegenständen oder Vorgängen, um hiedurch den neuen Gegenstand seinem Verständnisse näher zu rücken (ihn besser zu apperzipieren). Deshalb fällt uns unwillkürlich bei äußern Wahrnehmungen oder innern Vorstellungen anderes ein, was dem wahrgenommenen oder vorgestellten Gegenstande entweder ähnlich oder aber (ihm nicht bloß überhaupt unähnlich, sondern) entgegengesetzt ist, da durch beides, sowohl durch die Zusammenstellung mit Ähnlichem als durch die Unterscheidung von Entgegengesetztem, uns eine Sache klarer und deutlicher wird. Ja der Geist sucht auch unwillkürlich nach tieferen und wesentlicheren Beziehungen der einzelnen Anschauungen und Vorstellungen, indem er einzelne derselben auf

mannigfache Weise zu einander ins Verhältnis setzt, bald in das eines Dings und seiner Eigenschaften und Thätigkeiten, bald in das von Gattung und Art, bald in das von Ursache und Wirkung, oder von Mittel und Zweck, oder von Bedingung und Bedingtem ꝛc. Daß diese Aufeinanderbeziehung nicht selten eine sehr ungenaue und unvollständige, ja geradezu falsche ist, thut hier nichts zur Sache. Genug, daß unser Geist bei jeder einzelnen Erscheinung unwillkürlich nach dem Dinge, zu dem sie gehört, nach der Ursache, die sie hervorbringt, nach der Wirkung, die aus ihr hervorgeht, nach dem Zwecke, dem sie dient, sucht, bzw. daß, wenn wir eine bestimmte Erscheinung wahrnehmen oder auch im Geiste uns vergegenwärtigen, — uns dabei sofort auch das Ding, zu dem sie gehört, sowie ihre Ursache, ihre Wirkung, ihr Zweck ꝛc. einfällt. Hiemit sind, wie uns scheint, sämtliche sog. Gesetze der Ideenassociation erschöpft und dieselben zugleich als etwas nicht bloß Zufälliges, sondern mit dem Wesen der geistigen Thätigkeit notwendig Zusammenhängendes aufgezeigt.[8])

Auch der Wert und die hohe Bedeutung dieser Vorstellungsassociationen ist bereits im Bisherigen enthalten. Vor allem arbeitet nämlich der denkende Geist auch mit der unwillkürlichen Bildung der Vorstellungsassociationen (wie mit der unwillkürlichen Bildung der Gemeinvorstellungen) seiner spätern bewußten Thätigkeit vor und bereitet sich bis auf einen gewissen Grad schon im voraus seinen Stoff für die bewußte denkende Betrachtung zu. Sind es doch abermals dieselben Denkgesetze, nach welchen der Geist unbewußt die verschiedensten Verbindungen und Beziehungen unter den Anschauungen und Vorstellungen herstellt, und nach welchen er später bewußt verfahren muß, wenn er den wesentlichen Zusammenhang der Dinge erkennen will. Ganz besonders aber ruht auf diesen unwillkürlichen Vorstellungsassociationen das ganze so überaus wichtige Gebiet der unwillkürlichen Erinnerung. Was nämlich der Geist einmal nach irgend einem der obigen Gesetze der Vorstellungsassociation in Verbindung gebracht hat, das hält er auch in dieser Verbindung und Zusammengehörigkeit fest, so daß mit dem Hervortreten und Bewußtwerden eines Gliedes der Verbindung sofort auch das mit ihm associierte andere Glied hervortritt und zum Bewußtsein kommt. Nicht als würde eine Vorstellung von selbst und in eigener Kraft eine andere, mit der sie sich gleichfalls in eigener Kraft associiert hätte, herbeiziehen; vielmehr ist und bleibt jenes „Herbeiziehen“ immer eine

Thätigkeit des Geistes selbst. Dieser selbst ist es nämlich, der eine ihn aus irgend einem Grunde interessierende Verbindung zweier oder mehrerer Vorstellungen entweder gleich bei ihrer ersten Aufnahme oder später im freien Spiel seiner Einbildungskraft knüpft und dem dann diese Verbindung entweder durch die Lebhaftigkeit des ersten Eindruckes (bzw. Gefühls) oder durch mehrfache Wiederholung so geläufig wird, daß er sie auf irgend einen Anstoß hin auch unwillkürlich zu reproduzieren vermag.[9])

Eben hierauf beruht dann aber großenteils der Reichtum, die Beweglichkeit und die Vielseitigkeit unseres ganzen geistigen Lebens. Denn wie arm und dürftig, wie mühsam und schwerfällig müßte sich nicht all unsere geistige Arbeit hinschleppen, wenn uns immer nur einzelne Vorstellungen gegenwärtig wären und wir in jedem einzelnen Falle immer erst eine besondere, bewußte Bemühung und Thätigkeit nötig hätten, um von dieser einen Vorstellung zu einer andern zu kommen! Nun aber ist unser Geist (und nicht zum wenigsten eben der kindliche Geist) fortwährend, auch ohne es bewußt zu wollen, ja oft ohne es auch nur zu wissen, in der Thätigkeit begriffen, von jeder Vorstellung aus nach allen Seiten hin gleichsam Fäden zu ziehen und dadurch die einzelnen Vorstellungen in der mannigfaltigsten Weise mit einander zu verknüpfen und in einander zu schlingen. Daher tönen, so wie eine einzelne Saite des Vorstellungslebens angeschlagen wird, unwillkürlich andere Saiten mit, und, vom Geiste durch die bereits geknüpften unsichtbaren Fäden angezogen, strömt von überall her eine so flutende Fülle neuen Vorstellungsstoffes herein, daß der Geist, statt seinen Stoff erst mühsam herbeizuschaffen, nur unter dem vorhandenen und sich gleichsam von selbst darbietenden Stoffe auswählen d. h. einzelnes besonders hervorheben und festhalten, anderes dagegen ab- und zurückweisen muß. Letzteres ist freilich nicht immer so leicht, wie denn die kindliche Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit, die zumal in der ersten Schulzeit dem Lehrer so viel zu schaffen macht, eben darin wurzelt, daß dem Kinde bei einer bestimmten ihm vorgeführten Vorstellung unwillkürlich noch vieles andere damit Associierte „einfällt", an dem es dann hängen bleibt. In dieser Richtung kann vor dem Beginn des eigentlichen Lernens, das hiegegen das einzig durchschlagende Heilmittel ist, schwerlich viel geschehen. Vorerst d. h. für das noch nicht schulpflichtige Alter besteht auch das größere Bedürfnis darin, daß der kindliche Geist behufs späterer bewußter Ver-

wendung überhaupt einmal möglichst viele und zwar richtige Verbindungen seiner Vorstellungen knüpft; und darin können und sollen ihm (wie bei der Bildung seiner Gemeinvorstellungen) die Erwachsenen zu Hilfe kommen durch allerlei, wenn auch wiederum nicht schulmäßig gehaltene Belehrungen über den wahren Zusammenhang der von ihm wahrgenommenen Dinge.

Doch auch in mehr bewußter und geflissentlicher Weise beginnt nach und nach der kindliche Geist allgemeine Vorstellungen zu bilden und Vorstellungen unter sich zu verknüpfen. Dies beweist namentlich die vom vierten Lebensjahre an immer mehr erwachende Fragelust der Kinder.[10]) Oder wer wüßte nicht, wie in einem gewissen Stadium ihrer Entwicklung die Kinder, oft zu nicht geringer Belästigung der Erwachsenen, unermüdlich bei jeder neuen Wahrnehmung nach dem, was das sei, und wie es heiße, und woher es komme, und warum es so sei, und wozu es diene ꝛc., sich erkundigen? Damit wollen sie offenbar nichts anderes, als mit Hilfe der Erwachsenen, deren geistige Überlegenheit ihnen immer klarer wird, in der unendlichen Fülle der Erscheinungswelt sich zurechtfinden und ihre Wahrnehmungen und Vorstellungen über diese Welt in einen geordneten Zusammenhang bringen. Da dies auf einem ganz berechtigten Triebe des Geistes beruht, so verdienen im allgemeinen jene kindlichen Fragen, so unbequem sie manchmal sein mögen, von seiten der Erwachsenen eine nicht bloß geduldige sondern auch liebevoll eingehende Beachtung. Doch darf man dabei andererseits auch nicht versäumen, die Kinder im betreffenden Falle teils auf die in Bescheidenheit anzuerkennenden Schranken ihrer gegenwärtigen Erkenntnisstufe überhaupt, teils auf ihr eigenes Beobachten und Nachdenken zu verweisen. Finden wir doch, was letzteres betrifft, wenigstens bei begabteren und aufmerksameren Kindern auch von eigenem stillen und sinnigen Nachdenken über die Vorgänge der Erscheinungswelt schon manche unverkennbare Spuren und Anfänge, namentlich in förmlichen Schlußfolgerungen, die sie aus ihnen bekannten Voraussetzungen ziehen (meist Analogieschlüssen, die freilich eben als solche oft genug fehlgehen). Einigermaßen gehört hieher auch die oft so auffallende Zerstörungslust der Kinder. Denn wenn diese auch noch andere Gründe hat (z. B. das Verlangen nach Abwechslung), so beruht sie doch hauptsächlich darauf, daß die Kinder mittelst des Zerbrechens (z. B. ihrer Spielgeräte) von der äußern Erscheinung und Oberfläche in das Innere der Dinge eindringen und sich durch eigene An-

schauung davon überzeugen wollen, was eigentlich an, in und hinter der Sache ist.

---

[1]) Vgl. J. H. Fichte, Psychologie, II, S. 90 f.: „Jene unwillkürliche Wirksamkeit von Denkoperationen in unserem Bewußtsein, jenes instinktartige Begriffebilden, Urteilen und Schließen, worin wir ein Kriterium der uns immanenten Vernunftmacht erkennen, vollzieht sich unablässig und auf universale Weise in uns. Indem wir den flüchtigen Empfindungsinhalt in festen Anschauungen fixieren, diese zu Gemeinbildern zusammenfassen und solchen Gemeinbildern (welche nichts anderes als Produkte unwillkürlicher Begriffsbildung sind) die Einzelanschauungen anerkennend subsumieren, vollziehen wir, ohne dessen bewußt zu sein, Akte der Begriffs- und Urteilsbildung." — Sigwart, Logik I, S. 2. 26: „Die unwillkürliche Gedankenerzeugung geht unser ganzes Leben hindurch fort. Es ist schlechthin unmöglich, im bewußten, wachen Zustande die innere Lebendigkeit des Geistes zu hemmen, welche, durch die mannigfaltigsten Anlässe angeregt, fortwährend Vorstellungen an Vorstellungen reiht, sie in immer neue Verbindungen knüpft und ohne Absicht eine innere Welt von Gedanken uns gegenwärtig erhält. — Es sind das lauter Akte, die wir nur in Analogie mit bewußten urteilsartigen Denkakten uns vorzustellen vermögen. Aber diese Thätigkeit, durch welche uns bestimmte, von einander unterschiedene und für sich festhaltbare Vorstellungen entstehen, fällt vor unser bewußtes und absichtliches Denken und folgt unbewußten Gesetzen; wenn wir anfangen uns zu besinnen, sind nur die Resultate dieser Prozesse in Form von fertigen, benannten Vorstellungen im Bewußtsein, und die Prozesse selbst müssen teils ursprünglich durch eine psychologische Notwendigkeit geleitet worden sein, da sie von allen Menschen im wesentlichen übereinstimmend vollzogen werden, teils sind sie so eingeübt und zur mechanischen Fertigkeit ausgebildet, daß sie auch innerhalb des bewußten Lebens mit unbewußter Sicherheit vor sich gehen." — Derselbe, Logik II, S. 170: „Wir müssen, um einen Zusammenhang unseres inneren Lebens herzustellen, solche Funktionen annehmen, deren Resultate nur zum Bewußtsein kommen, und die wir um der Gleichheit ihrer Resultate mit den Resultaten bewußter Thätigkeiten willen mit denselben Namen wie diese belegen."

[2]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, II, S. 255 f.: „Wir erkennen den Unterschied zwischen „logischen" und „psychologischen" Begriffen oder zwischen Begriffen im engeren Sinne und bloßen Allgemeinvorstellungen an, aber nur in dem Sinne, in welchem man längst — seit Plato und Aristoteles — zwischen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Begriffen unterschieden hat. Die psychologischen Begriffe sind jene Allgemeinvorstellungen, welche die Seele unwillkürlich und — anfänglich wenigstens — unbewußt sich bildet, angeregt durch das mit dem Wissenstriebe zusammenhängende Bedürfnis, die überwältigende Fülle ihrer Perzeptionen zu gliedern, zu ordnen, gleichsam zu rubrizieren und dadurch sich ihrer zu weiterem Gebrauche zu versichern. Die Seele kann dabei nicht anders, aber nicht weil die gleichen Vorstellungen von selbst sich verschmelzen und von den ungleichen ablösen, sondern weil das Unterscheiden und Vergleichen dergestalt zu ihrer Natur

gehört, daß sie es anfänglich auch naturgemäß d. h. unwillkürlich und unbewußt zufolge in ihr waltender Triebe ausübt." (Vgl. auch oben S. 22. 23.)

[3]) Vgl. Lotze, Mediz. Psych. S. 504: „Die Sprache unterscheidet mit Recht von der einfachen Perzeption jene Apperzeption, durch welche wir gewisse Eindrücke in den verständlichen Zusammenhang unseres empirischen Ich aufnehmen und ihre Verwandtschaft zu früheren Erlebnissen und ihren Wert für die Weiterentwicklung unserer Persönlichkeit fühlen und für spätere Erinnerung aufbewahren." — Lazarus, Leben der Seele, II, S. 29: „Unter Perzeption versteht man die Auffassung eines Bildes, welches der Seele durch die Sinne dargeboten wird; unter Apperzeption aber hat man zu verstehen die Aufnahme einer von außen gegebenen Anschauung in die Reihe der bereits vorhandenen und in der Seele befindlichen ähnlichen Vorstellungen."

[4]) Vgl. Lazarus, Leben der Seele, II, S. 172: „Der Inhalt der (allgemeinen) Vorstellung kommt niemals dem Inhalte einer Anschauung, also der objektiven Beschaffenheit eines Dinges gleich; sie ist in dieser Beziehung gleichsam eine Abbreviatur der Anschauung, ein verkürztes und zusammengezogenes Bild. Wenn wir einen Baum anschauen, so nehmen wir alle seine Teile, Stamm, Äste, Zweige, Blätter und Blüten wahr; die Vorstellung Baum aber kann zwar auch alle diese Teile des Baumes als seine Merkmale enthalten; aber wegen der Allgemeinheit, daß sie auf alle Bäume passen sollen, werden jene Bestandteile nur höchst unbestimmt gedacht werden dürfen."

[5]) Vgl. Sigwart, Logik, I, S. 48: „Weniger die Häufigkeit der Beobachtung als das Interesse des Menschen bestimmt seine Aufmerksamkeit und die Genauigkeit seiner Auffassung. Die Bilder dessen, was ihn erfreut oder schreckt, was mit seinen Bedürfnissen und Trieben im Zusammenhang steht, prägen sich mit allen Einzelheiten dem Gedächtnis ein; was ihm gleichgiltig, nimmt er sich nicht die Mühe genau aufzufassen, und so läßt es nur einen verwaschenen Eindruck der hervorstechendsten Züge zurück, der in weitester Ausdehnung sich mit Ähnlichem verschmelzen kann."

[6]) Vgl. Sigwart, a. a. O. I, S. 49. 47: „Ganz entgegen der gemeinen Lehre von der Bildung der allgemeinen Vorstellungen ist im Individuum wie in der Sprache das Allgemeine früher als das Specielle, so gewiß die unvollständige Vorstellung früher ist als die vollständige, die eine weitergehende Unterscheidung voraussetzt. — An neuen Gegenständen wird immer dasjenige am leichtesten beachtet und aufgefaßt, was mit einem schon eingeübten Schema übereinstimmt. Wir legen so zu sagen unsere fertigen Bilder immer über die Dinge her und verhüllen uns dadurch das Neue und Unterscheidende an ihnen."

[7]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. I, S. 436. 441: „Einzelne, streng gegen einander abgegrenzte, unverbundene Vorstellungen giebt es im Bewußtsein gar nicht. Sondern sogleich im ersten Wahrnehmungsakte werden ganze Vorstellungsreihen angeeignet und die Vorstellungen nur als so verbundene bewahrt. Bei der (unabsichtlichen wie absichtlichen) Reproduktion können daher auch nur ihre Verbindungen wieder zum Vorschein kommen, nicht sie selber in ihrer Vereinzelung. — Der angeeignete Wahrnehmungsstoff ruht nicht im Geiste

gleich einem chaotischen Durcheinander zufälliger Verknüpfungen, sondern, durch die Wirkungen einer leise ordnenden Macht, in wohlgefügten logischen Reihen. Bei schärferer Betrachtung ergiebt sich sogar, daß man aus den Gesetzen solcher Associationen fast vollständig eine natürliche Logik zusammenbauen könnte."

[8]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. I, S. 437: „Das Gesetz der Vorstellungsverbindung ist nur eines; denn es drückt lediglich das Wesen des Geistes und seiner aneignenden Thätigkeit aus. Es kann aufs einfachste so bezeichnet werden: Vorstellungen, welche aus irgend einem Grunde der Vorstellungsreihe angehören, erneuern sich gemeinsam (rufen einander hervor), wenn eine aus der Reihe unwillkürlich oder absichtlich reproduziert wird. Und zwar werden die Vorstellungen ursprünglich nach einem doppelten Verhältnis associiert, mithin auch reproduziert: 1) nach dem Verhältnis der äußern, empirisch gegebenen, zufälligen Verbindung, indem das in Raum und Zeit Verknüpfte auch gemeinsam angeeignet, associiert und reproduziert wird; 2) nach dem Verhältnis der innern, begriffsmäßig vollzogenen Verbindung, wobei die allgemeinen Kategorien des Denkens der Association zu grunde liegen und verborgene, unwillkürliche Denkakte in den ursprünglichen Associationen wirksam sind." — Lotze, Mikrok. I, S. 242 ff.: „Mit dem Namen der Associationen pflegt man das gegenseitige Haften der Eindrücke an einander zu bezeichnen, das wir auch in ihrem unbewußten Zustande als fortbestehend betrachten müssen, um ihr gemeinschaftliches Hervortreten im Augenblicke der Wiederbelebung zu begreifen. Vergeblich würde jede Bemühung sein, von der Art und Weise dieses Haftens irgend eine anschauliche Vorstellung zu gewinnen; nur in seinem Erfolge bemerkbar ist es an sich aller Beobachtung entzogen und hat nirgends eine Analogie im Gebiete der Naturerscheinungen. — Alle Associationen lassen sich nun auf den gemeinsamen Gesichtspunkt zurückführen, daß die Seele die Summe aller ihrer gleichzeitigen Zustände nicht chemisch zu einem einförmigen Mittelzustand, wohl aber mechanisch als Teile zu einem zusammenhängenden Ganzen verbindet, und daß sie ebenso die zeitlich ablaufende Reihe ihrer Veränderungen zu einer Melodie verknüpft, in welcher die Glieder am festesten zusammenhängen, die ohne Dazwischentreten anderer sich unmittelbar berühren. Jede Reproduktion beruht dem entsprechend darauf, daß das Wiederbelebte nicht allein auftauchen kann, sondern das Ganze mit sich zu bringen strebt, dessen Teil es früher bildete, und aus dem Ganzen zunächst den andern einzelnen Teil, mit dem es am engsten verbunden war. Auf diesen gemeinsamen Ausdruck lassen sich die einzelnen Fälle zurückführen, die man zu unterscheiden pflegt. — Allmählich gewöhnt sich die Seele auch, die innerlichen und unanschaulichen Zusammenhänge aufzufassen, und für ihre Erinnerung wird das, was unter allgemeinen Gesichtspunkten begrifflich zusammengehört, näher verwandt, als dasjenige, was, seinem Wesen nach einander fremd, nur durch gleichzeitige Wahrnehmung im Bewußtsein sich zusammenfand." — Das besonders viel besprochene „Gesetz des Kontrastes" erklärt J. H. Fichte, a. a. O. S. 444 daraus, daß „die kontrastierenden Vorstellungen wie ergänzende Hälften eines gemeinsamen höheren Begriffs zu fassen seien, deren jede nur in Beziehung

auf die andere in voller Stärke hervortrete." Ähnlich Ulrici, der a. a. O. II, S. 266 behauptet, daß „zwischen den gleichsam paarweise gebornen entgegengesetzten Vorstellungen ein ursprüngliches Band bestehe, kraft dessen sie sich gegenseitig zu ihrem vollen Verständnis fordern."

[9]) Den Gedanken, daß auch allen Vorstellungsassociationen eine unmittelbare Thätigkeit der Seele selbst zu grunde liege, vertritt mit besonderem Nachdruck, im schärfsten Widerspruche gegen die Herbart-Beneke'sche Anschauung, Ulrici, wenn er in seinem „Leib und Seele" z. B. sagt: „Vergangene Vorstellungen treten wieder ins Bewußtsein, nicht weil sie darin wie in einem Kasten aufbewahrt liegen und wieder hervorgeholt werden, nicht weil an irgend einem Orte „Residuen" von ihnen übrig geblieben wären, auch nicht weil sie außerhalb des Bewußtseins auf den günstigen Moment lauern, wo sie in dasselbe wieder eintreten können" (II, S. 215). — „Wir leugnen entschieden, daß die Vorstellungen von selbst sich verschmelzen, verbinden, trennen, von selbst eine die andere herbeiführt oder vertreibt, kurz daß überhaupt die Vorstellungen selbständig der Seele gegenüberstehen und das geistige Leben derselben bestimmen. Wir behaupten vielmehr, daß allen Verknüpfungen und Scheidungen wie allem Kommen und Gehen der Vorstellungen eine Thätigkeit der Seele zu Grunde liegt" (II, S. 233 f.). — „Woher kommt es, daß bei Ähnlichem Ähnliches uns einfällt, daß eine ähnliche Wahrnehmung eine andere, vielleicht nur entfernt ähnliche Vorstellung ins Bewußtsein zurückruft? Wir antworten: nicht weil die ähnlichen Vorstellungen sich von selbst unter einander verknüpfen oder durch eine geheime Attraktionskraft zu einander hingezogen werden, sondern weil die menschliche Seele von Natur den Trieb hat, die Fülle ihrer Einzelvorstellungen in Allgemeinvorstellungen zusammenzufassen und unter Begriffe einzuordnen, weil sie demgemäß von Natur nach dem Gleichen und Ähnlichen sucht, und nachdem sie es gefunden hat, es mit Vorliebe hegt und pflegt. Würden die ähnlichen Vorstellungen von selbst sich verknüpfen, so müßte eine gegebene Vorstellung alle ihr ähnlichen ins Bewußtsein zurückrufen: beim Anblick eines Hauses, eines Baumes ꝛc. müßten uns alle ähnlichen Häuser und Bäume einfallen. Dies geschieht thatsächlich nicht. Vielmehr ergiebt eine genauere Selbstbeobachtung, daß durchgängig nur diejenigen Vorstellungen, die uns irgend ein Interesse abgewinnen, jene unwillkürliche Thätigkeit wecken und die Seele veranlassen, nach ähnlichen Vorstellungen zu suchen" (II, S. 262 f.). — „Wirtschaften die Vorstellungen auf eigene Hand in der Seele, kommen und schwinden sie nach Maßgabe ihrer Stärke von selbst zum und aus dem Bewußtsein, verbinden und scheiden sie sich von selbst, mechanisch, mit oder ohne Gesetz, so ist die Seele nur der Spielball ihrer Empfindungen und Gefühle, Triebe und Strebungen, Vorstellungen und Vorstellungskomplexe, die in ihr — wenn auch immerhin unter ihrer Mitwirkung — durch die mannigfaltigen inneren und äußeren, geheimen und offenen Einflüsse entstanden sind. Eine Philosophie, welche die irrige Annahme der Selbstverschmelzung und Selbstattraktion der Vorstellungen zum Prinzipe der Psychologie macht, muß daher konsequenterweise die Freiheit leugnen und zum unbedingten Determinismus sich bekennen, — eine Konsequenz, der dann auch Herbart und seine

Schüler sich nicht haben entziehen können, wenn sie sie auch bestmöglich zu vertuschen suchen" (II, S. 266 f.). — Vgl. auch J. H. Fichte, Psychol. I, S. 423 ff.: „Jene angeeigneten und bewahrten Vorstellungen, wenn sie dem Bewußtsein entschwunden sind, also nicht mehr vorgestellt werden, — was sind sie denn geworden und wie existieren sie fort, da sie doch nicht mehr Vorstellungen sein können? Denn unvorgestellte Vorstellungen müssen als ein Widerspruch gelten. — Sie existieren im Geiste fort nicht in der Weise wirklicher Vorstellungen, sondern als Fähigkeiten zur erneuten Hervorbringung derselben. Bewußtlos gewordene Vorstellungen im Geiste sind ihm eingelebte Anlagen und Richtungen seiner Selbstthätigkeit, welche eben darum in ihm nicht erlöschen können, weil sie auf einer eigenen Leistung und Kraftwirkung desselben beruhen. Im Akte der Wiedererinnerung wird seine alte Selbstthätigkeit nur erneuert: er leistet noch einmal oder wiederholt, was er zum ersten Male vollbrachte. Und jenes vermag er, weil er oder sofern er im ersten Aneignungsakte der Vorstellung vollständig sich bemächtigt hat. Denn nur in dem Maße, als der Vorstellungsinhalt mit Energie angeeignet worden, kehrt er auch leicht und sicher in die Erinnerung zurück. — Was man Gedächtnis nennt, ist nicht die Summe von passiv zurückgebliebenen „Vorstellungsresten", auch nicht ein „Schacht des Geistes", in dem die Vorstellungen, „der idealen Natur des Geistes einverleibt", ruhen — als Vorstellungen sind sie vielmehr gänzlich verschwunden und kein „Residuum" derselben, auch nicht idealerweise, ist von ihnen im Geiste mehr übrig; — sondern es ist ein System bestimmter Anlagen (Bildungsrichtungen) seiner Vorstellungsthätigkeit, welche unter gegebenen Bedingungen zur neuen Produktion des Angeeigneten angeregt werden kann und so die alte (völlig vergangene) Vorstellung neu erzeugt." — Wundt, physiol. Psychologie, S. 790: „Die sog. Spur der Vorstellung, welche im Geiste zurückbleiben soll, ist in Wahrheit nichts anderes als eine zurückbleibende funktionelle Anlage und Disposition zur Wiedererneuerung der einmal vorhanden gewesenen Vorstellung." — Sigwart, Logik, I, S. 47: „Das Erinnerungsbild, das von einer ersten Auffassung eines Objektes zurückbleibt, haftet nicht wie ein fester Abdruck in der Seele; seine Reproduktion ist eine neue Thätigkeit, und wo wir von Bildern und Vorstellungen sprechen wie von festen Dingen, die im Schoße des Gedächtnisses ruhen, sollten wir eigentlich von erworbenen und erlernten Gewohnheiten und Fertigkeiten des Vorstellens reden, die nicht ausschließen, daß bei jeder Reproduktion leichtere oder eingreifendere Veränderungen der Thätigkeit und damit ihres Produktes stattfinden."

[10]) Vgl. Horwicz, a. a. O. II[b], S. 184: „Es ist bekannt, wie viel Kinder fortwährend zu fragen haben. Je geweckteren Geistes ein Kind ist, mit desto lebhafterem Interesse greift es in seinen Fragen nach allem, was es hört und sieht, greift es überhaupt nach allen Seiten forschend nach dem Grunde, dem Zwecke, der Größe, der Zeit ꝛc. Jede Antwort ist dem Kinde interessant und wichtig, wenngleich es sie meist rasch genug wieder vergißt. Lange vermag es dabei in keinem Falle stehen zu bleiben; sofort greift es mit neuen Fragen weiter, tiefer in die Kausalreihe hinab und ruht nicht eher, als bis eine Art von Weltbild von einer gewissen Abrundung herausgekommen ist. Dies geschieht freilich

auf dieser Entwicklungsstufe sehr bald; wenige Schritte unter der Oberfläche beruhigt sich das kindliche Denken bei einer ihm dargebotenen bequemen Allgemeinabstraktion."

§ 13.

Gemeinbilder und Vorstellungsassociationen sind unzweifelhaft bis auf einen gewissen Grad auch den Tieren eigen; denn auch sie erkennen mittelst eines schon früher Wahrgenommenen einen neuen gleichartigen Gegenstand und werden durch eine bestimmte Wahrnehmung an etwas früher mit diesem Gegenstand verbunden Gewesenes erinnert. Was aber dem Menschen ausschließlich zukommt, ist die Fähigkeit, seine Vorstellungen und Vorstellungsassociationen sich und andern zu offenbaren in den artikulierten Lauten der **Sprache.** Zwar lernt auch das gescheitere Tier einigermaßen die menschliche Sprache verstehen, d. h. mit bestimmten Lauten und Worten des Menschen einen bestimmten Sinn, namentlich das Bewußtsein einer an es gerichteten Forderung gedächtnismäßig verbinden; und es selbst kann auch seine sinnlichen Gefühle und Bedürfnisse in einer uns verständlichen Weise teils mittelst gewisser Gebärden und Bewegungen, teils mittelst gewisser mannigfach gestalteten Töne und Empfindungslaute kundgeben. Aber das alles ist doch etwas wesentlich anderes als die eigentliche Wortsprache des Menschen, zu der sich kein Tier (auch nicht der nur verstandslos nachahmende Papagei) zu erheben vermag.[1])

Allerdings fängt auch der Mensch nicht mit der eigentlichen Wortlautsprache an, sondern mit der (ihm wenigstens mit den höchstorganisierten Tieren gemeinsamen) Gebärden- und Empfindungslautsprache.[2]) Denn auch ohne es zu wissen und zu wollen, sagt das Kind schon vom ersten Anfange seines Lebens an durch seine unruhigen Bewegungen oder seine Ruhe, sein Schreien und Weinen oder sein Lächeln über sich selbst und seinen jeweiligen Zustand allerlei aus, was die Erwachsenen bei einiger Aufmerksamkeit auch sehr wohl verstehen können. Es handelt sich hier um jene schon oben besprochenen sogenannten Reflexbewegungen, in denen, als der ersten und unmittelbarsten Reaktion der durch irgend einen Eindruck eigentümlich getroffenen Seele, die innere Erregung derselben unwillkürlich ins Äußere heraustritt und dadurch abgeleitet und beruhigt wird. Diese Reflexbewegungen sind von besonderer Bedeutung, wenn sie kraft der organischen Verbindung von Leib und Seele nicht bloß in den äußern Organen der Hände

und Füße, sondern auch in den innern Respirations- und Stimmorganen zutage treten.[3]) Denn die so von der erregten Seele unwillkürlich in Bewegung gesetzten Respirations- und Stimmorgane erzeugen von selbst Töne, in welchen sich die innere Erregung der Seele Luft macht,[4]) und zwar in einer je nach der Verschiedenheit der innern Erregungen individuell verschiedenen Weise. Es sind dies zunächst die noch ganz einfachen (übrigens sich beim Menschen allmählich feiner und bestimmter als bei irgend einem Tier gestaltenden) Empfindungslaute, die auch innerhalb der ausgebildeteren Sprache noch in der Form der sogenannten Interjektionen fortbestehen.[5]) Aber je mehr sich nun die Seele von der Stufe der bloßen Empfindung zu der der (objektiven) Wahrnehmung von Gegenständen und von dieser zu der Stufe der innern Vorstellungen und der Gemeinvorstellungen und Vorstellungsassociationen erhebt, desto weniger genügen mehr jene wenigen, nur unsere subjektiven Empfindungen und Zustände, nicht aber unsere gegenständlichen Anschauungen und Vorstellungen zum Ausdruck bringenden Empfindungslaute. Schon das Gefühls- und Gemütsleben des Menschen entfaltet sich ja mehr und mehr zu einer solchen Mannigfaltigkeit fein und eigentümlich unterschiedener Gefühle und Stimmungen, daß zu einer irgend klaren und angemessenen Äußerung derselben einzelne abgerissene, form- und verbindungslose Töne weit nicht mehr ausreichen. Vollends aber die mit jedem Tage wachsende Fülle der gegenständlichen Anschauungen, Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen — wie sollte die erst mit so wenigen, unvollkommenen Mitteln zu einem irgend entsprechenden Ausdrucke gebracht werden können! Hier muß also notwendig eine reichere und mannigfaltigere Ausbildung der unwillkürlich hervorgebrachten Töne eintreten, und zwar in der Art, daß die einzelnen Töne sowohl feiner und individueller geformt (artikuliert), als in der verschiedensten Weise unter sich verbunden und zu Wörtern gebildet werden.[6])

Die Erzeugung einer solchen Wortsprache ist ein unabweisbares Bedürfnis unseres Geistes, — nicht allein und zunächst als Mittel einer hinlänglich klaren und bestimmten Kundgebung unserer Vorstellungen, Gefühle und Wünsche an andere, sondern auch — ja zuerst und vor allem — als Mittel, uns selbst unser eigenes Innere klar und deutlich zu machen.[7]) Erst durch die Bezeichnung mit einem festen, beharrlichen, immer aufs neue mit demselben Gegenstande verbundenen Wort und Namen erhalten ja unsere inneren

Gefühle, Vorstellungen und Willensbewegungen eine scharf bestimmte und umgrenzte Form; erst damit werden sie der haltlos verschwommenen Flüchtigkeit, der sie sonst anheimfallen müßten, entrückt; erst damit gewinnen sie in deutlicher Unterscheidung von allem anderen ein wirklich gesichertes, bleibendes Dasein in unserer Erinnerung. Soweit wir etwas noch nicht in klare, feste Worte fassen und damit ausdrücken können, ist es uns auch noch nicht zu wirklich klarem Bewußtsein gekommen, oder wir sind da wenigstens nur erst auf dem Wege, jene Klarheit zu gewinnen, die sich sofort bei uns einstellt, wenn wir das gesuchte richtige Wort für die Sache gefunden haben.[8]) Hienach hängt also die Entstehung der Wortsprache sehr nahe mit der Entstehung des seinen eigensten, innersten Geistesinhalt sich zum Bewußtsein bringenden und gegenständlich machenden Selbstbewußtseins zusammen; und eben daß nur der Mensch, nicht auch das Tier die Anlage und Kraft des Selbstbewußtseins besitzt, — eben darin liegt in der That der letzte und tiefste Grund davon, daß nur der Mensch, nicht auch das Tier eine Wortsprache hat und erzeugt.

Aber wie kommt nun speciell das Kind zu dieser eigentlichen oder Wortsprache? Der allerdings unleugbare Unterschied zwischen ihm und dem überhaupt zuerst sprechenden ersten Menschen, daß nämlich das Kind die Sprache nicht erst zu erfinden hat, sondern eine bereits vorhandene Sprache (seine Muttersprache) vorfindet, ist doch in Wirklichkeit so groß nicht, als es den Anschein hat. Denn auch dem Kinde läßt sich die Sprache nicht wie ein Fremdes gleichsam von außen eingießen, wie man auch trotz alles Vormachens und Aufforderns das Sprechen des Kindes nicht willkürlich erzwingen oder künstlich verfrühen kann. Wohl bedarf auch der Sprechtrieb wie jeder Trieb einer äußern Anregung; aber zu wirklichen Sprechversuchen kommt es doch beim Kinde erst, — wenn ob auch immerhin infolge äußerer Anregung — der eigene Sprechtrieb des Kindes in Thätigkeit getreten und im Kinde selbst ein Bedürfnis, sein Inneres in der Sprache zu offenbaren, erwacht ist.[9]) Wie mächtig dann aber das einmal erwachte Bedürfnis sich geltend macht, beweist die Thatsache, daß das Kind, noch ehe es die Sprache der Erwachsenen versteht, geschweige sie nachzuahmen imstande ist, bereits seine eigene Sprache zu bilden anfängt. Denn so wenig auch wir Erwachsene jene eigentümlichen — nicht bloß formlosen Empfindungslaute, sondern auch schon einigermaßen artikulierten Laute und Lautverbindungen, mit

denen das Kind allmählich seine Betrachtung äußerer Gegenstände und seine Beschäftigung mit denselben zu begleiten pflegt, — so wenig wir auch diese Laute wirklich verstehen, so unzweifelhaft ist es doch, daß damit das Kind in der That etwas sagen will und auch sich selber etwas sagt. Jene eigene Sprachbildung des Kindes wird dann freilich nicht weitergeführt, sondern nach kurzem Anfange wieder abgebrochen, weil dem Kinde in demselben Maße, als ihm die fertige Sprache der Erwachsenen näher rückt, eine eigene Sprache immer überflüssiger und dagegen die Aneignung der Sprache der Erwachsenen immer nötiger wird.[10])

Das Erste ist hiebei allerdings nicht der eigene Gebrauch, sondern das dem eigenen Gebrauch oft ziemlich lange vorauseilende *Verständnis der Sprache der Erwachsenen*. Schon gegen das Ende des ersten Jahres versteht augenscheinlich das Kind vieles von der Rede der Erwachsenen, indem sich ihm nicht bloß einzelne besonders häufig wiederkehrende und besonders nachdrücklich betonte Worte in sein Gedächtnis einprägen, sondern ihm auch der Sinn der gebrauchten Worte durch die sie begleitenden Mienen und Gebärden oder durch den unmittelbar vorliegenden Thatbestand oder durch die darauf folgenden Wirkungen allmählich immer klarer wird. *So associiert sich dann im Geiste des Kindes Wort und Sachvorstellung* immermehr so fest und unauflöslich mit einander, daß nach den oben dargestellten Associationsgesetzen mit dem einen sofort das andere, mit dem Worte der Gegenstand und mit dem Gegenstand das Wort ins Bewußtsein tritt. Erst später, nachdem allmählich das Ohr in der Auffassung von Lauten geübter und die Stimmorgane beweglicher geworden sind, gelingt es dann dem Kinde, auch selbst einzelne Worte der Erwachsenen *nachzusprechen* und sich ihrer auch zu eigenem Gebrauche zu bedienen.

Dabei geht im allgemeinen die Entwicklung der Sprachthätigkeit so ziemlich *Hand in Hand mit der Entwicklung der geistigen Thätigkeit überhaupt*. Das erste Bedürfnis zu sprechen regt sich, wenn die Anschauungen des Kindes zu Vorstellungen zu werden anfangen d. h. wenn das Kind einen schon früher wahrgenommenen Gegenstand als einen ihm bereits bekannten *wiedererkennt* und diesem seinem Wiedererkennen durch Belegung mit demselben Namen einen klaren, bestimmten Ausdruck giebt. Wie darum die ersten Vorstellungen des Kindes nicht Gemeinvorstellungen, sondern Individualvorstellungen d. h.

innere Bilder einzelner, individueller Gegenstände sind, so sind auch seine ersten Worte nicht Gemeinnamen, sondern (wenigstens im Sinne des Kindes) individuell beschränkte Eigennamen, indem „Papa, Mama, Tier, Baum ꝛc." dem Kinde zuerst nur Bezeichnungen einzelner, ganz bestimmter Personen und Gegenstände sind. Mit der allmählichen Entstehung der Gemeinvorstellungen bekommt dann aber auch das zuerst nur als Eigenname gebrauchte Wort mehr und mehr die Bedeutung eines Gemeinnamens, der unbedenklich auch auf bisher noch nicht wahrgenommene gleichartige Gegenstände übertragen wird. Und zwar geschieht dies bald in solcher Ausdehnung, daß, wenn auch fernerhin mit dem allgemeinen Worte ein bestimmter einzelner Gegenstand bezeichnet werden soll, es nimmer bloß des einfachen Gebrauchs dieses Wortes, sondern besonderer sprachlicher Mittel (wie namentlich des ausdrücklich auf ein Einzelnes hinweisenden Fürwortes „dieser") bedarf, um jenen Zweck zu erreichen. Anfangs freilich sind gleich den Gemeinvorstellungen selbst auch die sprachlichen Bezeichnungen für dieselben noch sehr unbestimmt und verschwommen. Das Verschiedenartigste wird unter dasselbe Wort befaßt, wie z. B. alles, was fliegt, ein Vogel heißt und jedes Gewässer mit dem Namen des heimischen Flusses benannt wird. Je schärfer und genauer aber mit der Zeit die Gemeinvorstellungen von einander unterschieden werden, desto mehr scheiden und vervielfältigen sich auch die sprachlichen Bezeichnungen, so daß im allgemeinen die bestimmte Unterscheidung der Namen ein ziemlich sicheres Kennzeichen ist von der bestimmten Unterscheidung auch der mannigfaltigen Arten eines Gegenstandes. Ebenso trägt zur Bereicherung und bestimmteren Gestaltung der Sprache sehr wesentlich bei auch die wachsende Ausbildung der Vorstellungsassociationen. Auf ihr beruht hauptsächlich die sprachliche Darstellung nicht bloß einzelner Worte sondern ganzer Sätze. Zwar anfangs legt das Kind schon in ein einziges, mit einem besondern Gefühlsausdrucke gesprochenes Wort den Sinn eines ganzen Satzes hinein (Brot! essen! schön!); allmählich aber verbindet es auch zwei oder mehrere Wörter, zuerst freilich nur in mechanisch äußerlicher und formloser Nebeneinanderstellung (Zucker süß; Brot Tisch; Karl essen ꝛc.); mehr und mehr aber auch so, daß die logische Aufeinanderbeziehung der verbundenen Wörter zugleich sprachlich ausgedrückt wird teils durch die Flexion teils durch hilfsweise Beziehung der sog. Formwörter.[11])

Zu all dem bedarf es nun im allgemeinen keiner ausgedehnten und künstlichen Anleitung und Unterweisung der Kinder

von seiten der Erwachsenen. Denn das innere und äußere Bedürfnis des Sprechens, das Bedürfnis sowohl für die eigene geistige Entwicklung als für den Eintritt in die große menschliche Gesellschaft, ist in der That ein so großes, daß ein unter sprechenden Menschen lebendes, geistig gesundes Kind von selbst auf die Rede der Erwachsenen aufmerksam werden und sie immer besser zu verstehen und nachzuahmen sich bemühen wird. Das Kind bekommt auch, sobald es einigermaßen selbständig zu sprechen versteht, an dieser Kunst des Sprechens eine solche Freude, daß es im dritten und vierten Jahr ungemein gesprächig und redselig wird und auch sehr viel allein und mit sich selber spricht. Es thut dies nicht bloß, um sich im Sprechen zu üben und in der neuen Kunst immer mehr zu vervollkommnen, sondern auch und noch mehr, weil sprechen und denken beim Kinde noch geradezu zusammenfällt und das des stillen Denkens unfähige Kind noch alles laut denkt (eine teilweise Nachwirkung hievon noch während der eigentlichen Schulzeit ist die üble Gewohnheit mancher Kinder, die Antwort auch auf eine nicht speciell an sie gerichtete Frage halblaut vor sich hinzusagen.)[12])

Trotz alledem ist es aber gewiß von großem Werte, daß auch die Erwachsenen sich geflissentlich der im Prozesse des Sprechenlernens begriffenen Kinder annehmen; und wohl in keinem andern Stücke tritt es auch bei den schulpflichtigen Kindern so sehr zutage, ob man sich vorher gebührend mit ihnen beschäftigt hat, als eben in dem Maße der mitgebrachten oder fehlenden Sprachfertigkeit. Natürlich handelt es sich hiebei nicht um einen eigentlichen Sprachunterricht, sondern nur darum, daß man einesteils thatsächlich viel mit dem Kinde spricht und ihm dabei das Vorbild eines einfach guten Sprechens giebt, und daß man andernteils das Kind selbst zu vielem Reden veranlaßt und dabei sein Reden berichtigend überwacht. Je energischer diese Einwirkung der Erwachsenen stattfindet, desto häufiger wird es geschehen, daß das Kind auch Wörter nachsprechen lernt, die es eben nur gehört hat, aber selbst noch nicht versteht d. h. mit denen es noch nicht die entsprechende Sachvorstellung zu verbinden vermag. Hier ist dann die Aufgabe der Erwachsenen, die für das Kind noch leere Form des Wortes mit dem richtigen Inhalt zu füllen und durch thunlichste Vorzeigung der Sache selbst das Kind zu befähigen, daß es sich bei dem von ihm angeeigneten und gebrauchten Worte wirklich das Richtige denkt und denken kann.[13]) Andernfalls ist zu befürchten, daß gerade begabtere Kinder, die sich mit der leeren Hülse des bloßen Wortes

nicht begnügen, demselben von sich aus einen vielleicht ganz falschen und auf lange irreleitenden Sinn unterlegen. Übrigens macht sich auch bei der vorwiegend aufnehmenden Thätigkeit der Erlernung der Muttersprache die denkende Selbstthätigkeit des Kindes in oft überraschender Weise geltend. So in der Thatsache, daß das Kind auch in späteren Jahren noch ganz selbständig neue Wörter oder Wortzusammensetzungen erfindet. So ferner darin, daß das Kind zahlreiche Sprachfehler macht einzig und allein auf Grund von selbständigen (freilich irreführenden) Analogieschlüssen, indem es Wörter, deren Flexion es nicht gedächtnismäßig weiß, nach der Analogie anderer ähnlichlautender Wörter flektiert oder unbewußt abstrahierte Sprachregeln auch da anwendet, wo eben thatsächlich nicht die Regel, sondern die Ausnahme von ihr gilt.

Hat aber so ein Kind auf unserer Altersstufe sich auch nur einigermaßen seiner Muttersprache bemächtigt, wie viel ist dann damit erreicht![14]) Das ganze Vorstellungsleben des Kindes ist durch seine Ausprägung in der Sprache ein klarer bewußtes, bestimmter gegliedertes und sichrer befestigtes geworden, und dies so sehr, daß der Fortschritt in der Klarheit, Sicherheit und Richtigkeit des Sprechens einen im wesentlichen richtigen Maßstab für den Fortschritt des geistigen Lebens überhaupt bietet. Zudem wird durch die Sprache der gesamte Prozeß des Denkens und Vorstellens ungemein vereinfacht und erleichtert. Denn nicht nur, daß Ein Wort als Ausdruck einer allgemeinen Vorstellung eine unendliche Menge von Einzelbildern in sich zusammenfaßt; nein, der häufige Gebrauch macht auch den Sinn des Wortes dem Geiste allmählich so geläufig, daß derselbe, ohne sich im einzelnen Falle des gesamten Inhalts der mit dem Worte ausgedrückten Gemeinvorstellung noch bewußt werden zu müssen, das Wort in der freiesten und raschesten Weise wie eine fertig ausgeprägte Münze umsetzen und zu andern Zwecken verwenden kann (siehe § 30, besonders Anmerk. 7). Endlich aber treten wir auch erst durch die Sprache so recht in eine wirkliche Gemeinschaft geistigen Nehmens und Gebens mit andern Menschen ein.[15]) Zwar beweisen uns unsere Taubstummen, daß man sich zur Not auch ohne Lautsprache und durch Gebärden mit andern verständigen kann; aber wie unvollkommen und bloß aufs Nötigste und Äußerlichste beschränkt ist und bleibt doch diese Art der Verständigung! Dagegen durch die Vermittlung der Sprache kann man die innersten Gedanken, Empfindungen und Willensbewegungen anderer in sein Inneres aufnehmen und sein eigenes Innere in andere gleichsam übertragen.

Ja mittelbar d. h. mittelst des geschriebenen Wortes kann man durch die Sprache in einen geistigen Verkehr des Gebens und Nehmens sogar mit der Vor- und Nachwelt eintreten. Insbesondere ist es auch der nationale Geist mit seiner eigentümlichen Anschauungs- und Empfindungsweise, den man unbewußt und unwillkürlich in und mit der Muttersprache und ihren Wendungen und Bildungen in sich aufnimmt. Deshalb ist es für die ganze geistige und gemütliche, ja sittliche Entwicklung eines Menschen von nicht hoch genug anzuschlagender Bedeutung, daß er wirklich eine Muttersprache hat und gewinnt, d. h. daß er, ehe er fremde Sprachen erlernen muß, sich zuerst bis auf einen gewissen Grad in seine Muttersprache einlebt und darin heimisch wird.[16])

---

[1]) Vgl. Steinthal, a. a. O. S. 276 f.: „Daß die Haustiere die menschliche Sprache nicht nachahmen, scheint allerdings auch in einem physischen Mangel seinen Grund zu haben, aber weniger vielleicht in ungefügen Sprachwerkzeugen, als in einem mangelhaften Gehör, welches für die Unterschiede der Artikulation keinen Sinn hat. Die Hauptsache aber ist, daß die Tiere gerade so viel Sprache haben, als ihrem ganzen Wesen und ihren Bedürfnissen angemessen ist. Freudig bellend springt der Hund, der spazieren geführt wird; jämmerlich heult der geschlagene, winselt der bedrängte; eigentümliche Töne stößt das Tier aus zum Anlocken und zum Warnen. In letzterem Falle ist in einem gewissen Sinne schon Absichtlichkeit, und zwar Absicht auf Mitteilung verbunden. Jetzt frage man sich: was sollen denn die Tiere noch weiter sprechen können? was haben sie noch mehr zu sagen?" — Wundt, Menschen- und Tierseele, II, S. 389 f. Physiologische Psychologie, S. 854: „Zwar können die Tiere ganz bestimmt Allgemeinvorstellungen bilden. Wenn ein Hund einmal einen einzelnen Hut oder Stock kennen gelernt hat, so erkennt er bald in jedem andern Hut oder Stocke einen Gegenstand gleicher Art; aber es erzeugt sich deshalb in den Tieren doch nicht das Bedürfnis, diesen Allgemeinvorstellungen besondere Zeichen zu geben. Ihre Gebärdensprache bleibt immer gebunden an gerade gegenwärtige Dinge und kann daher auch nie über die Bezeichnung von Einzelvorstellungen hinausgehen. — Manche intelligente Tiere, z. B. Affen und Hunde, vermögen nicht bloß Gefühle, sondern auch gewisse einfache Vorstellungen pantomimisch zu äußern; dagegen der Vorzug des Menschen besteht nicht nur in dem überhaupt unendlich reicheren Ausdruck von Vorstellungen, sondern auch in dem ihm allein eigentümlichen Besitz einer Lautsprache. Vorstellungen haben zweifellos auch die Tiere; es fragt sich daher, warum sie meist ihre Vorstellungen nicht einmal durch Gebärden, niemals durch Laute ausdrücken können. Offenbar scheiden sich in ihrem Bewußtsein die Vorstellungen weniger deutlich von einander, so daß ihnen jene aufmerksame Erfassung des Einzelnen, die zur Bezeichnung durch Gebärde und Sprachlaut erfordert wird, fast gänzlich fehlt."

[2]) Vgl. Wundt, Tier- und Menschenseele, II, S. 387 f. Physiologische Psychologie, S. 848: „Die Gebärdensprache des Naturmenschen oder des Taubstummen ist keineswegs absichtlich von ihm erfunden, sondern sie entsteht gleich der Wortsprache aus einem instinktiven Drang heraus. Da die menschliche Natur allerorten die nämliche ist, so begreift es sich, daß unter den verschiedensten Umständen, wo eine reine Gebärdensprache sich ausbilden kann, bei den Taubstummen verschiedener Länder wie zwischen wilden Stämmen, die ohne gemeinsame Lautsprache verkehren, im wesentlichen immer wieder ähnliche Zeichen für ähnliche Vorstellungen gebraucht werden. Die Mitteilung durch Gebärden ist also eine wahre Universalsprache, in der es übrigens immerhin an einzelnen so zu sagen dialektischen Verschiedenheiten nicht fehlt, die den besondern Bedingungen, unter denen sie sich ausbilden, entsprechen. — Wahrscheinlich ist die Sprache aller Tiere zuerst und hauptsächlich Gebärdensprache. Zwar benützen dieselben meist auch Laute zur Kundgebung ihrer Gemütserregungen. Aber diese Laute haben nur die Bedeutung von Interjektionen. Wenn der Hund dem ausgehenden Herrn andeutet, daß er mitgehen möchte, so genügen ihm jene Laute so wenig als dem Taubstummen seine unartikulierten Töne. Diese Laute sind, wie die (in allen Sprachen ziemlich gleichen und deshalb am leichtesten verständlichen) Interjektionen der menschlichen Rede, nur geeignet, die Grundstimmung kundzugeben, welche in den durch die Gebärden ausgedrückten Vorstellungen ihre Quelle hat."

[3]) Vgl. Lotze, Mikrok. II, S. 221 f.: „Wo das Gemüt ratlos nur in einem Strome von Leid oder Lust hin- und herwogt, da macht sich die innere Bewegung hauptsächlich Luft durch die mannigfaltigsten Abänderungen des Atmens. In der Freude, im Gram, bei jeder Überraschung wird unser Atem ungleich, beschleunigt und tief, oder eilig und oberflächlich, oder selten, unrhythmisch und seufzend; zur Rührung gesellt sich die zitternde Bewegung, in welche die ruhige, gleichförmige Thätigkeit der Respirationsmuskeln sich auflöst und die dem Ausbruche in volles Schluchzen vorangeht; die Wut, die keinen Gegner findet, beginnt zu schnauben; im Lachen endlich bricht die Lust an der unschädlichen Narrheit des Widerspruchs in konvulsivischer Bewegung der Atemmuskeln aus. Schon so würden diese Bewegungen dem Beobachter ein lebhaftes und ausdrucksvolles Bild des inneren Zustandes gewähren; aber die Natur hat mit dem System der Atmungsorgane die schwingenden Platten der Stimmbänder verknüpft, und gestattet nun jeder leisesten Eigentümlichkeit dieser ziellosen Unruhe in dem hörbaren Tone der Stimme sich abzubilden und der Außenwelt weithin vernehmbar zu werden. Wie ein photographisches Bild der eigene Abdruck der Gestalt ist, so giebt die Stimme mit der Höhe, dem eigentümlichen Timbre, dem Grade ihrer Stätigkeit, Anspannung und Stärke unmittelbar die hörbare Abbildung der unzähligen kleinen und fein verknüpften Eindrücke, mit welchen die Bewegung des Gemüts auf die beweglichen Massen des Körpers fällt." — Derselbe, mediz. Psychol. S. 293: „Die Sprache ist so wenig als der Ausdruck des Gesichtes eine Erfindung des menschlichen Scharfsinnes. Jedes unwillkürliche Seufzen, jeder Schmerzenslaut sowie der Gesang stimmbegabter Tiere überzeugt uns, daß eine physiologische Notwendigkeit die Erregung sensibler Nerven und der Zentralorgane vorzugsweise auf die Muskeln der Respiration

und der Stimme überführt, teils um eine erleichternde Ausgleichung der physischen Nervenerschütterung zu bewirken, teils um der Seele auch dieses Mittel des Ausdrucks innerer Zustände vorzuführen und es ihrer ausbildenden Besitznahme und Verwendung zu übergeben." — Fauth, die wichtigsten Schulfragen auf dem Boden der Psychologie, 1878, S. 69: „Der Reflexbewegungen giebt es zwar viele am Leibe, aber nur die der Atmungswerkzeuge werden so zum Dienste des Geistes ausgearbeitet; denn nur sie bieten eine solche Feinheit der Abstufung, um dem Zwecke der Geistesentwicklung und Geistesmitteilung dienen zu können, nur sie können nach allen Seiten hin, wohin die leicht bewegliche Luft dringt, Beziehungen und Fäden mit andern Geistern anknüpfen." — Lazarus, a. a. O. II, S. 72 f. 110: „Die Erregungen der sensibeln Nerven haben Reflexbewegungen in den motorischen Nerven zur Folge, und diese Reflexbewegungen können auch in den Stimm- und Sprachorganen stattfinden. Wenn also Gefühle der Lust oder Unlust ein Hervorbrechen in Tönen zur Folge haben, so ist das ein Erfolg der Reflexbewegung. Aber nicht bloß die Gefühle, auch die Empfindungen und Anschauungen werden Reflexbewegungen zur Folge haben; ja jede, wenigstens jede neue Anschauung eines Dinges ist auch von der Erzeugung eines der empfangenen Empfindung entsprechenden Lautes begleitet. Je niedriger die Bildungsstufe eines Menschen ist, desto regsamer ist sein Körper, desto stärker und häufiger sind seine Reflexbewegungen. Ungebildete Menschen verzerren das ganze Gesicht beim Schreiben; alle Südländer sprechen mit unausgesetzter Begleitung von Gesticulationen, wie denn auch unsere Kinder, sobald sie sprechen können, fast ununterbrochen sprechen, selbst wenn sie allein sind. Man kann demnach mit vollem Rechte behaupten, daß nach den allgemeinen physiologischen Gesetzen des menschlichen Organismus die Seele keinen Eindruck durch ihn empfangen, keine Bewegung durch ihn vollziehen wird, ohne daß der Organismus dabei zugleich in Töne ausbricht. Und diese unwillkürlich in Begleitung der Gefühle, Anschauungen ꝛc. hervorgebrachten Töne, diese ursprünglichen und rein natürlichen Laute sind eben die Elemente der Sprache. — Die Sprache ist nicht bloßes Mittel der Mitteilung, sondern sie ist nur zu begreifen als ein unwillkürliches, aus der spezifischen Verbindung von Leib und Seele mit Notwendigkeit hervorgehendes Werk. Die Sprache entsteht dadurch, daß der Mensch seinen eigenen unwillkürlichen Laut vernimmt und mit der Anschauung, die ihn erregt hat, ebenso unwillkürlich verbindet." — Derselbe, in der Schmid'schen Encyklop. XI, S. 704: „Der Prozeß der Lauterzeugung, die Artikulation der Töne, die Hervorbringung von Konsonanten und Vokalen ist demnach in der ursprünglichen Natur des menschlichen psychisch bewegten Organismus begründet, und wird vor aller Willkür, also ohne absichtliche Einwirkung des Geistes, obwohl auf Veranlassung von Empfindungen und Vorstellungen, vollzogen." — Man kann daher die Sprache immerhin als ein organisches Produkt der Seele bezeichnen; doch ist gegen einen häufigen Mißbrauch dieses Wortes zu erinnern an die Bemerkung Lotze's in seinem Mikrok. III, S. 65: „Die Entstehung jedes geistigen Gemeinbesitzes setzt einen Zeitraum voraus, in welchem durch wechselseitiges Aneignen, Aufgeben und Anbequemen die von den

einzelnen aus Notwendigkeit ihrer Natur organisch erzeugten Beiträge zu einem zusammenhängenden Ganzen verschmelzen. Nur die einzelnen lebendigen Geister sind die wirksamen Punkte im Lauf der Geschichte; alles Allgemeine, das sich verwirklichen und zu einer Macht werden soll, muß erst in den einzelnen lebendigen Geistern sich zu individueller Lebendigkeit verdichten und dann durch einen Hergang der Wechselwirkung zwischen ihnen sich zu allgemeiner Anerkennung ausbreiten. Wie alltäglich ist diese Bemerkung! Und doch sind wir durch den unverständigen Gebrauch jenes Gleichnisses von organischer Entstehung beinahe soweit gekommen, als dächten wir uns im Beginn der Sprache die einzelnen Worte wie Schneeflocken aus der Atmosphäre eines allgemeinen Bewußtseins auf die Häupter der einzelnen fertig herabfallen, oder als könnten Kunstwerke, volkstümliche Dichtungen wie Wölkchen am Himmel entstehen und sich durch formlose Dünste von selbst vergrößern."

[4]) Vgl. Trendelenburg, logische Untersuchungen, zweite Ausg., I, S. 374: „Die hervorbrechende Sprache ist die erste lebendige Rückwirkung des individuellen Geistes gegen die Gewalt der Eindrücke von außen. Der Geist befreit sich von der auf ihm lastenden Masse und von der bunten Menge, indem er die Dinge bezeichnet und sich dadurch in ihnen zurechtfindet." — Steinthal, a. a. O. S. 292: „Daß das Sprechen eine Befreiungsthätigkeit ist, das fühlen wir alle heute noch, wenn wir unsere Seele erleichtern, von einem Drucke befreien, indem wir uns äußern. Die Sprache wirkt hier wie ein Thränenerguß, und oft mit ihm zusammen."

[5]) Vgl. Fauth, a. a. O. S. 69: „Die Interjektionen sind teils unwillkürliche, teils willkürliche. Die ersteren werden dem Menschen entrissen ohne seinen Willen, indem ein Übermaß der Empfindung gleichsam als Schutzmittel gegen das Zuviel eine ableitende Reflexbewegung veranlaßt; so die Ausrufe bei großer Lust oder großem Schmerze. Zu den willkürlichen gehören solche, welche ein Anrufen, eine Warnung ꝛc. ausdrücken. Nur die unwillkürlichen können als erste Sprachstufe angesehen werden."

[6]) Vgl. Lazarus, Leben der Seele, II, S. 4 f.: „Auch sehr einfache Gedanken können die sprachliche Form für die Mitteilung nicht entbehren. Mancherlei geistiger Inhalt kann in anderen Formen dargestellt werden; die plastischen Künste und die praktischen Hantierungen drücken ebenfalls Bilder und Bewegungen des Gemütes aus; aber mit aller plastischen Kunst in ihren reichen Formen und Bildungen ist der Mensch nicht imstande, die geringfügige Thatsache mitzuteilen: am letzten Mittwoch hat es gewittert. Der „letzte Mittwoch" kann weder gemalt noch in Stein gehauen dargestellt, aber auch nicht innerlich vorgestellt werden, ohne daß seine zeitmessende Bestimmtheit an ein Wort gebunden ist." — Derselbe, Schmid'sche Encyklop., XI, S. 570: „Auf Gegenwärtiges als Sein und als Thun kann ich auch stumm hindeuten; alles Vergangene und alles Künftige (wie alles räumlich Entfernte) als solches ist nur durch Sprache für sich selbst zu fixieren und dem andern vor die Seele zu stellen." — Die Verschiedenheit der Sprache, auf die wir übrigens hier nicht näher eingehen können, erklärt sich einfach daraus, daß „der sprachliche Laut unmittelbar nicht die Gegenstände, die für alle die nämlichen,

sondern die Eindrücke, die für Verschiedene verschieden sind, abbildet." (Lotze, Mikrok. III, S. 61.)

[7]) Vgl. Steinthal, a. a. O. S. 315: „Die vorzüglichste Ursache, warum man früher das Wesen und den Ursprung der Sprache mißverstand, lag darin, daß man sie als bloße Mitteilung an andere auffaßte, während sie im Gegenteil wesentlichst und zunächst ein Selbstbewußtsein ist d. h. eine Mitteilung an den Sprechenden selbst, eine Darstellung und Auffassung zuerst für und durch den Redenden selbst und dann erst für andere." — Lazarus, Schmid'sche Encyklop., XI, S. 701: „Sprache ist nicht bloß ein Mittel zur Mitteilung geistigen Inhalts von einer Person an eine andere, sondern eine bestimmte Weise, diesen geistigen Inhalt zu denken. — Die Möglichkeit der Mitteilung ist nur eine, aber bei weitem nicht die wichtigste Eigenschaft der Verwandlung, welche ein geistiger Inhalt dadurch erfährt, daß er die Sprachform annimmt." —

[8]) Vgl. Steinthal, a. a. O. S. 303: „Die Seelenthätigkeit bedarf materieller Stützen, und selbst in ihre höchsten, feinsten Abstraktionen mischen sich sinnliche Bilder. Indem sie zum ersten Male ein ihr eigenes Erzeugnis, eine Anschauung, betrachtet, stützt sie dieselbe körperlich durch einen Laut, um sie gegenständlicher zu machen. So wird der innere Gegenstand an einen äußern, der nur als Zeichen dient, angeknüpft, durch welches Verfahren mit dem äußerlichen Zeichen zugleich der innere Gegenstand, den es bezeichnet, dem Geiste wie ein äußerer Gegenstand vorgehalten werden kann." — Trendelenburg, a. a. O. I, S. 378: „Durch das immer bereite Zeichen des Wortes lernt der Mensch die Vorstellungen, die sonst flüchtig wären und in einander flössen, zu fixieren und zu unterscheiden, und mit jeder fixierten und unterschiedenen Vorstellung wächst ihm die Kraft, reicher und schärfer zu kombinieren. Durch das Zeichen wird eine Herrschaft über die Vorstellungen bedingt, und ohne Zeichen, seien sie die natürliche Lautsprache oder ein künstliches Ersatzmittel, giebt es kaum einen Ansatz menschlichen Denkens." — Lotze, Mikrok. II, S. 258 f.: „Die Sprache lehrt den Geist allerdings nicht die Elemente des Denkens, aber sie ist ihm unentbehrlich, wenn er diese Elemente zu dem weitläufigen Ausbau seiner Bildung verbinden will. Wie wir überall uns an sinnlicher Anschauung erfrischen und von dem Erfolg einer Mühe erst durch ein sichtbares Ergebnis tröstlich überzeugt werden, so muß auch in den Gehörbildern der Namen und in den Lautverbindungen der grammatischen und syntaktischen Sprachformen dort die Mannigfaltigkeit der Sachen, hier die systematische Vielheit ihrer möglichen Beziehungen in fester, sinnlicher Erscheinung vor uns stehen. Es ist keine Klarheit des Denkens möglich, wo die vielen Vorstellungen und Vorstellungsmassen, die untereinander bezogen einen Gedanken bilden sollen, namenlos und nur als die Affektionen unserer Seele, die sie ursprünglich sind, in demselben Augenblick unser Bewußtsein füllen. Wie jedes Kunstwerk erst, wenn es in Marmor oder Erz fertig gebildet ist, eine volle, zusammenstimmende Wahrheit sein kann, als Konzeption in der Phantasie des Künstlers aber immer eine fragmentarische und lückenvolle Schönheit bleibt, so ist für die Menschheit die Sprache das allgemeine bildsame Material, in welchem sie ihre Vorstellungswogen allein zum Denken

ausarbeitet." — Lazarus, Schmid'sche Encyklop., XI, S. 718: „Die Gefühle sind meist ein dunkler, unbestimmter Gegenstand der innern Wahrnehmung; aber sie können zur Bestimmtheit gelangen, wenn sie auf zutreffende Weise apperzipiert durch Wörter repräsentiert und befestigt werden. Ideale Gefühle bleiben schwankend, innere Anschauungen schwebend, zerfließend und wandelbar, wenn sie nicht durch entsprechende wortgeformte Vorstellungen, wie die Quelle durch ihre Fassung, befestigt werden; die Dichter z. B. schaffen nicht die Gefühle, aber sie geben denselben durch sprachliche Vorstellung befestigte, erbfähige, für die Zukunft wirkungsreiche Form" — Fauth, a. a. O. S. 82: „Das treffende Wort ist etwas aus der Ungewißheit Erlösendes, ein befreiendes, erleuchtendes Element; ein rechtes Wort zu rechter Zeit elektrisiert Tausende von Menschen; es erleuchtet wie ein Blitz Gegenwart und Zukunft, die objektive Welt wie unser eigenes Innere und das Verhältnis beider. Die heutige Sprache, die Geistesarbeit von Jahrtausenden und zahllosen Menschengeschlechtern, beschert uns, die wir auf den Schultern aller Früheren stehen, in dieser Weise die herrlichsten Güter, die wir allein mit unserer geringen Kraft nicht erlangt hätten." — J. H. Fichte, Psychol. I, S. 490: „Der gesamte Inhalt des durch (äußere und innere) Anschauung vom Geiste angeeigneten, dadurch in Vorstellung verwandelten, somit teils reproduzierbaren, teils frei umzugestaltenden Wahrnehmungsstoffes muß zugleich auch in der Sprache dargestellt, sein Unterschied an Tonbildern befestigt werden. Daher ist alles, was überhaupt im Geiste zu ausdrücklichem Bewußtsein gelangt, auch in der Sprache vorhanden und durch irgend ein Tonbild auszudrücken. Ein Unaussprechliches, Unsagbares von Gefühlen und Stimmungen bezeichnet nur dasjenige, was eben noch nicht zu vollem Bewußtsein sich abgeklärt hat, also aufs eigentlichste noch nicht Eigentum des bewußten Geistes geworden ist." — Sigwart, Logik, I, S. 43 f.: „Was wir vorstellen, ist nur dann unser fester und sicherer Besitz, der im Denken verwertet werden kann, wenn wir das bezeichnende Wort dazu haben. Wir empfinden das Fehlen des Wortes zu einer Vorstellung immer als einen Mangel und als ein Hindernis, das es uns erschwert, sie in ihrer Eigentümlichkeit und Geschiedenheit von andern festzuhalten, sie sicher zu reproduzieren und vor Verwechslung zu bewahren. Es ist mit dem Gange unserer geistigen Entwicklung, die sich einmal thatsächlich nur mit Hilfe der Sprache und unter ihrem mächtigen Einflusse vollzieht, von selbst gegeben, daß jeder von uns erworbene und innerlich angeeignete Vorstellungsinhalt sein bezeichnendes Wort sucht. Darum bemühen wir uns vor allem die Namen zu wissen, und begnügen uns auf die Frage: was ist das? mit der Angabe eines neuen und nie gehörten Namens, indem wir uns leicht der Täuschung hingeben, als sei mit dem Lernen der Namen eine Bereicherung unserer Erkenntnis der Dinge gegeben, während wir doch damit, daß wir wissen, diese Pflanze heißt Aristolochia und jene Clematis, direkt gar nichts gewinnen; wohl aber haben wir ein Mittel gewonnen auf diese Dinge zurückzukommen, sie in unserer Erinnerung zu befestigen und später unsere Erkenntnis zu erweitern." — Lotze, Mikrok. II, S. 247 f.: „Wie oft glauben wir nicht einen Gegenstand, dessen Eigenschaften wir von allen Seiten geprüft und von dem wir uns ein vollständiges Bild entworfen haben, doch nicht vollständig zu kennen, ehe

wir seinen sprachlichen Namen wissen. Der Klang des Namens scheint plötzlich diese Dunkelheit zu zerstreuen, obgleich er dem Inhalte nichts hinzufügt. Es ist die Wonne der botanisierenden Jugend, die lateinischen Namen der Blumen am Wege zu erfahren, und sie geht getröstet weiter, aber nur, um sich sogleich über einen Berg zu ärgern, der wunderbarerweise keinen Namen hat, also eigentlich gar nicht recht da ist. Was vermißt sie nun in dem einen Falle, und was gewann sie im andern? Ich kann diese Wunderlichkeit nicht für so unbedeutend halten, als sie scheint. Wir begnügen uns einmal nicht damit, daß ein Gegenstand nur Objekt unserer Wahrnehmung sei. Er existiert nur mit Recht, wenn er Teil eines gegliederten Systems der Dinge ist, das ganz unabhängig von unserm Gewahrwerden etwas für sich bedeutet. Sind wir nun nicht imstande, die Stelle wirklich zu bestimmen, die ein Erzeugnis der Natur im Ganzen derselben einnimmt, so beruhigt uns allerdings der Name. Er ist doch wenigstens ein Zeugnis, daß die Aufmerksamkeit vieler andern bereits auf dem Gegenstande geruht hat, den jetzt auch unsere Blicke treffen. Er versichert uns, daß die allgemeine Intelligenz wenigstens schon dabei gewesen ist, auch diesem Gegenstande seinen ganz bestimmten Ort in dem Zusammenhange eines größeren Ganzen anzuweisen. Eben deshalb ist ein Name, den wir willkürlich geben, kein Name. Es reicht nicht aus, daß ein Ding von uns irgendwie genannt werde, es muß auch wirklich so heißen. Der Name muß ein Zeugnis seines Aufgenommenseins in die Welt des allgemein Erkannten und Anerkannten sein. Wie wenig beachten das diejenigen, welche durch die kleinen Zufälligkeiten ihres subjektiven Gedankenganges, durch die Capricen ihrer Phantasie, die gern launenhafte Wege sucht, sich dazu verleiten lassen, alte Gedanken in ungewohnte Worte zu verkleiden, die übliche Terminologie der Wissenschaften umzustürzen und das seltsame Kunststück auszuführen, alle Dinge anders zu benennen, als sie heißen!'

[9]) Vgl. Lazarus, Leben der Seele, II, S. 122. 127. „Man kann keinem Kinde zeigen, wie es einen Laut hervorbringen, wie es ihn nachahmen soll. Man sieht nicht selten, wie Mütter sich vergebliche Mühe geben, einem Kinde die Laute vorzumachen, daß sie es nachahmen; das Kind sieht sie an und weiß nicht, was sie wollen, und sieht ihnen nicht auf den Mund, sondern in die Augen, um hier zu erkennen, was sie ihm sagen wollen. — Man kann also nur dem natürlichen und unwillkürlichen Prozeß in der Kindesseele zu Hilfe kommen; man kann die Nachahmung der Wörter durch isoliertes und deutliches Vorsprechen, die Auffassung der Dinge durch Vorzeigen und Hindeuten, die Verknüpfung beider durch Anordnung der gleichzeitigen Wahrnehmung veranlassen, aber auch nur veranlassen. Denn von der eigenen That des Kindes und von dem Grade seiner Energie hängt es immer ab, wie viel diese Veranlassungen helfen, wie denn auch die Kinder den unendlich kleinsten Teil der Sprache durch solches absichtliche Sprechenlernen empfangen und den größten durch selbständiges teils zufälliges teils aufmerkendes Auffassen."

[10]) Vgl. Lazarus, a. a. O. II, S. 123. 128: „Bevor die Kinder auf die willkürliche Nachahmung von gehörten Worten sich verstehen, pflegen sie selbst ihre eigenen Wörter für die Dinge zu machen; das Kind spricht seine Sprache

bis es durch die Erwachsenen unsere lernt. Wir lehren die Kinder nicht die Sprache, sondern nur unsere Sprache. — Nur in dem Umstande, daß das Kind keinen Gegenstand sehen, keine Thätigkeit wahrnehmen kann, ohne daß ein fertiges Wort dafür vorhanden ist, liegt es, daß das Kind, anstatt sich eine Sprache zu schaffen, sich die unsrige aneignet." — Lotze, Mikrok. III, S. 63: „Der schöpferische Trieb erlischt in allen Gebieten schnell, sobald er einmal Muster vorfindet, durch deren Nachahmung er seine Bedürfnisse decken kann. So verlieren sich auch die vielen eigenen Worterfindungen unserer Kinder, sowie ihr Gedankengang in Zusammenhang mit dem der Erwachsenen tritt." — Wundt, physiologische Psychologie, S. 853: „Die sinnliche Lebendigkeit des Urmenschen, welcher einst die Sprache erzeugte, haben wir eingebüßt. Dennoch regt sich etwas von jener sprachbildenden Kraft noch in jedem von uns. Sie äußert sich in dem Taubstummen, der selbst ohne Erziehung sich in der Gebärde ein beschränktes Hilfsmittel des Ausdrucks schafft; sie äußert sich in dem Kinde, an welchem wir zur Zeit, wo es sprechen lernt, einen lebhaften Trieb zur Sprachäußerung bemerken, der sich manchmal in ganz neuen und wunderlichen Wortgebilden Luft macht. Sicherlich ist es nur dieser Trieb, der das Kind überhaupt zum Sprechenlernen befähigt. Es empfängt zwar die Sprache als eine fertige, aber der Trieb, in Laut und Gebärde Vorstellungen zu äußern, liegt in ihm."

[11]) Vgl. Necker de Saussure, I, S. 215 f.: „Die drei Wortgattungen, deren sich das Kind im ersten Alter vor allen andern bedient, die Nennwörter, Zeitwörter und Eigenschaftswörter, bezeichnen in der That die drei großen Interessen der menschlichen Seele in ihrem Zeitleben, nämlich: daß sie die äußern Gegenstände durch deren Namen zu unterscheiden, die eigenen Gefühle durch Eigenschaftswörter zu bestimmen und ihre Entschließungen durch Zeitwörter kund zu geben vermöge. Darin liegt der ganze Mensch, sein Erkennen, sein Fühlen und sein Wollen. — Wie aber gelangt das Kind zu dem Verständnis der Fürwörter, der Bindewörter, der Umstandswörter? Verschiedene Beobachtungen führen hier zu der Annahme, daß das Kind solche Worte von dem Satze, zu dem sie gehören, gar nicht unterscheidet, sondern daß es diese vielmehr als ein einziges Wort, dessen Bedeutung es mittelst der ihm einwohnenden wundervollen Sympathie errät, betrachtet, welches es je nachdem deutlich wiederholt oder verstümmelt und abkürzt, aber niemals in seine Bestandteile zerlegt. So wird z. B. das Kind, wenn man ihm sagt: „Willst du mit mir in den Garten gehen?" die Worte wiederholend antworten: „Ja, ja, Garten gehen mit mir!"; sagt man ihm dagegen: „Ich will ohne dich in den Garten gehen," so wird es ebenso die Worte wiederholen: „Nicht ohne dich!" Es verstand also die ganze Phrase wohl, gab aber den einzelnen Worten keine Bedeutung." — Trendelenburg, Logische Untersuchungen II, S. 213: „Die Kinder sprechen mit feinem Sinne dasjenige Wort als Repräsentanten des ganzen Satzes aus, auf welches noch in der gegliederten Periode als auf den Hauptbegriff des Ganzen die vorwiegende Betonung fallen würde. Sie sprechen nur dies eine Wort, aber das Urteil wird dennoch vollständig. Was an dem Urteil in dem Ausdruck der Sprache fehlt, das ersetzt die seelenvolle Betonung oder die lebhafte Gebärde. Der Ton des Staunens bezeichnet das Urteil der Wirklichkeit, das eilende Drängen

im Tone das Verlangen. Immer ist die Einheit des Gedankens, das Urteil da."

[12]) Vgl. Necker de Saussure, I, S. 225 f.: „Mit welcher Lust und mit welcher reißenden Schnelligkeit schreitet nicht das Kind, wenn es einmal die ersten Schritte gethan hat, in Erlernung der Sprache vorwärts! Mit jedem Tage bedient es sich neuer Ausdrücke, versucht es sich in längeren Sätzen. Das Vergnügen, welches es am Sprechen findet, ist unerschöpflich. Wenn es irgend etwas sieht, das ihm gefällt, so wiederholt es mit einer innern Befriedigung, von welcher wir gar keinen Begriff haben, zwanzigmal, daß es dieses Etwas sieht. Es erzählt sich selbst, was ihm auffällt. Daß es imstande ist, in dieser Weise den Eindruck, den es erhalten, in sich zu verlängern, entzückt sein Herz und ein freudiger Stolz strahlt aus seinen Augen. — Daß die Freude am Sprechen das Kind viel mehr zum Sprechen antreibt als das Bedürfnis der Sprache, geht schon aus der Thatsache hervor, daß es, wenn es sich ganz zufrieden fühlt, viel mehr spricht, als wenn es verdrießlich ist. Das Talent erlischt mit der Lust. — Übrigens steht die Leichtigkeit sich auszusprechen, welche bei den Kindern so ungleich ist, nicht durchaus im Verhältnisse zu ihrer Intelligenz. Oft beweist die Fertigkeit, sich angenehm und schnell auszusprechen, nichts anderes als ein Talent, vollständige Sätze im Gedächtnis aufzubewahren, während eine schwerfälligere und weniger regelrechte Ausdrucksweise ein inneres Arbeiten und ein Bestreben, das Wort dem Gedanken genau anzupassen, bezeichnet."

[13]) Vgl. Lazarus, Schmid'sche Encyklop. XI, S. 722: „Nicht nachdrücklich genug kann man den Gedanken hervorheben und in der pädagogischen Praxis verwerten, daß alle moralischen, religiösen und ästhetischen Vorstellungen, welche unsere Kinder durch die Sprache zuerst empfangen, dennoch nicht durch dieselbe mitgeteilt und verständlich gemacht werden können, es sei denn, daß der eigentliche Kern ihres Inhalts, die moralischen, religiösen und ästhetischen Gefühle im Gemüte des Kindes selbst entspringen. So wenig man einem Blindgebornen durch Worte klar machen könnte, was eine Wahrnehmung der Dinge durch Licht und Farben bedeute, ebenso wenig kann man dem, welcher schlechterdings ohne die innere Regung des moralischen und religiösen Gefühls wäre, zeigen oder sagen oder erklären, was ein solches sei."

[14]) Vgl. Lazarus, Leben der Seele II, S. 3: „Da steht einer in einer Versammlung; aus seinem Munde geht ein Hauch; durch die Bewegung seiner Lippen, seiner Zunge, seines Gaumens strömt er so oder anders gestaltet hervor und dringt an das Ohr der Versammelten. Mit diesem Hauch und dem Tone, den er erzeugt, ziehen Gedanken in die Seele der Hörenden ein. Das Höchste und Tiefste, was des Menschen Geist in seinem Innersten hegt, schwebt mit dem geflügelten Boten des Geistes, mit dem im Nu verhallenden Worte dahin und findet eine bleibende Stätte und ewige Dauer in der vernehmenden Seele."

[15]) Vgl. Lazarus, Schmid'sche Encyklop. XI, S. 720: „Indem Sprache nicht nur gedacht und gesprochen, sondern gehört und verstanden wird, ist sie zugleich das zulängliche Mittel, nicht nur sich selbst als eine geistige Persönlichkeit zu erfassen, sondern auch in dem andern eine solche zu erkennen und als

ebenbürtig anzuerkennen. Die ganze Welt besteht mir nunmehr nicht mehr als Nicht Ich und meinem Ich, sondern aus Nicht-Ich sehr vielen Ich, so vielen nämlich, als da reden, als da einander verstehen. Denn durch Rede und Gegenrede muß der Mensch unmittelbar wie sich selbst, so auch den andern als Persönlichkeit, als denkendes und selbstbewußtes Wesen erfassen, und stufenweise höher steigend, immer durch die Sprache verbunden, lernt er sich mit ihm durch die erhebenden und verklärenden Beziehungen des Geistes, durch die erwärmenden und hingebenden Bande des Gemüts zusammenzuschließen, auf der hohen und freien Stufe der Ichheit zu stehen und im andern ein gleichgeartetes Du zu umfassen, als Lehrer zu erziehen und heranzubilden."

[16]) Diesen Punkt erörtert besonders gut Waitz in seiner „Allgemeinen Pädagogik" S. 247 ff. wo es z. B. heißt: „Bei weitem die meisten Menschen verhalten sich fast ganz rezeptiv bei Aneignung der Sprache. Sie erhalten einen Schatz von Wörtern von andern überliefert und gebrauchen dann nachahmend auch immer nur die Formen und Wendungen, welche ihnen am geläufigsten geworden sind, da sie zum Ausdruck ihres inneren Lebens sich als vollkommen ausreichend erweisen. — Ein Gemütszustand, der sich in einer Sprache nicht durch einen bestimmten Ausdruck bezeichnen läßt, bleibt dem betreffenden Volk entweder unzugänglich oder doch unbewußt, kommt bei ihm selten vor oder prägt sich in wesentlich verschiedener Weise aus. So hat z. B. der Franzose keine selbständigen Wörter für „Wehmut, Schwärmerei, Sehnsucht", wogegen wir z. B. die Wörter „grace, charme" ihrem ganzen Sinne nach nicht wiederzugeben vermögen. — Diesem Umstande, daß die Wörter in verschiedenen Sprachen einander nicht decken, ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß jede Gemütslage, die wir in einer fremden Sprache darzustellen versuchen, dadurch nicht allein ein anderes Gewand erhält, sondern eine sehr wesentliche innere Veränderung erleidet. Man kann sich mit großer Leichtigkeit in einer fremden Sprache auszudrücken wissen, ohne sich in ihr heimisch zu fühlen, weil diese Befriedigung hauptsächlich davon abhängt, daß sich der sprachliche Ausdruck möglichst genau und innig an den Gemütszustand anschließt, aus dem er hervorquillt. — Die Sprache schließt sich der Individualität des einzelnen wie der des Volkes aufs engste an und bildet sich mit ihr um; in ihr sind die religiösen und sittlichen Begriffe des Volkes, das sie spricht, seine Naturansicht, seine Anschauung politischer und geselliger Verhältnisse niedergelegt und durch die Worte bestimmt fixiert, so daß es für das Gemütsleben des Kindes nur darauf ankommt, sich diesen Schatz anzueignen und ihn auf individuelle Weise zu verarbeiten. — Eine der wichtigsten Bedingungen der Gemütsbildung ist es daher, daß das Kind keine fremde Sprache früher erlerne, als es sich die Muttersprache nicht allein gedächtnismäßig sondern auch gemütlich angeeignet hat d. h. als es seine Gemütszustände mit einiger Sicherheit selbständig in ihr auszudrücken vermag. Denn ist die Sprache das Mittel, die eigenen inneren Zustände erst allmählich abzuklären und zu verdeutlichen, prägt sie dem Gemütsleben einen bestimmten nationalen Typus auf, erteilt sie der Auffassung des gesamten Lebens sowohl nach der religiösen und sittlichen als nach der ästhetischen und geselligen Seite eine eigentümliche Färbung, die mit ihr und durch

sie in das Gemüt des Kindes eingeht, so kann es keine gleichgiltige Sache sein, ob das Gemütsleben des Kindes zuerst in einer Sprache vollkommen heimisch werde, oder ob man es trotz des Widerstrebens der Natur sogleich in zwei verschiedene hineinpresse. Daß im letzteren Falle teils mannigfaltige Schwankungen in der Begriffsbildung, teils Zwitterbildungen der Gefühle eintreten werden, welche insbesondere die Konsolidierung des Charakters erschweren, liegt auf der Hand. Zum Glück bekommt in der Praxis nach kurzer Zeit die eine Sprache beim Kinde doch das Übergewicht über die andere. Das Kind behält nicht zwei Muttersprachen, sondern wirft die eine als lästige Fessel beiseite. Die Natur hilft sich selbst und sucht wenigstens teilweise wieder gut zu machen, was Menschenwitz verdorben hat." — Lotze, Mikrok. II, S. 245: „Es ist ein etwas zweideutiges Geschenk um eine schon gebildete Sprache, die für uns dichtet und denkt, da wir wie mit einer Atmosphäre allgemeinen, nationalen Denkens umgeben sind, in welchem über die Auffassungsweise von tausend Gegenständen und Verhältnissen mustergiltig schon entschieden ist. Überlegen wir jedoch den unermeßlichen Vorteil, den jeder einzelne von dieser unendlich reichen, ihm fertig dargebotenen Gedankenwelt empfängt, die er durch seine eigenen Kräfte sich auszubilden vollkommen unfähig sein würde, so verschwindet der geringe Nachteil, den sie ihm zugleich durch Gewöhnung an gewisse einseitige Manieren der Auffassung anthut. Jedes Bestreben jedenfalls, mit unbefangener individueller Freiheit seine eigenen Gedanken zu ordnen, kann überhaupt nur auftauchen, wenn es an diesem natürlichen Schatze überlieferter Sprachweisheit seinen Ausgangspunkt hat und aus ihm die Kräfte seines Fortschrittes zieht." — Schön, wenn auch schwerlich etymologisch richtig sagt über die Muttersprache auch Riecke, Buch der Mütter, S. 37 ff.: „Die Muttersprache ist die Sprache, welche der Mensch seine Mutter nennt, weil sie ihn geistig geboren hat. Wenn der Mensch leiblich geboren ist, so bedarf er noch einer zweiten Geburt, welche seinen Geist ins Leben einführt und zum selbstbewußten Geistesleben befähigt. Dies geschieht durch die Sprache. Ohne Sprache kein selbstbewußtes Denken, kein geistiges Leben. Haben wir nun nicht recht, diejenige Sprache, durch die wir zu diesem geistigen Leben gelangt sind, die Mutter, an deren Brüsten wir die erste Milch unseres Geisteslebens gesogen haben, unsere Muttersprache zu nennen? — Hierin ist es begründet, daß jeder Mensch nur eine Muttersprache hat, wie auch nur eine leibliche Mutter. Wer zwei will, bekommt gar keine; wer ihm zwei geben will, nimmt ihm auch die eine. Die zweisprachigen Kinder gehen ihrer Nationalität verlustig; denn die Sprache ist beides zugleich: Ausdruck und Pflegerin des nationalen Geistes und Gewissens. Was ist nun aber ein Kind, das zwei Sprachen von ganz verschiedenem Charakter mit gleichem Rechte, — wenn es möglich wäre — seine Muttersprache nennen muß? Welcher Nationalität gehört es nun an? Keiner; es ist kein Deutscher, kein Franzose, kein Engländer, weder Fisch noch Fleisch."

§ 14.

Die ersten Vorstellungen des Kindes sind nur mehr oder weniger treue Abbilder dessen, was das Kind mittelst seiner Sinne wahr-

genommen hat; und auch das erste Sprechenlernen des Kindes ist wesentlich dadurch bedingt, daß das Kind die äußern Gegenstände immer sicherer in ihrer thatsächlichen Gestalt und Verbindung auffaßt und sie sich so einprägt, daß es sie im Falle ihres Wiedererscheinens wiedererkennen und mit demselben Namen belegen kann. In dieser die Anschauungsgegenstände einfach so, wie sie sich selber geben, auffassenden und sie dann einfach so, wie sie aufgefaßt und eingeprägt worden, reproduzierenden Thätigkeit ist allerdings die Seele vorherrschend gebunden, nämlich gebunden an und durch den unabhängig von ihr vorhandenen Thatbestand. Solche Gebundenheit widerstreitet aber dem tief im menschlichen Wesen begründeten Triebe der Freiheit und Selbständigkeit so, daß schon eine von einem bestimmten (theoretischen) Interesse geleitete absichtliche Bemühung dazu gehört, um bei der erkennenden Auffassung der Außenwelt eigene Zuthaten möglichst ferne zu halten und das Gegebene einfach als Gegebenes in seiner reinen, unveränderten Gestalt zu belassen. Wo diese geflissentliche Bemühung fehlt oder nachläßt, da ist es eine natürliche Wirkung des sofort mit Macht sich geltend machenden Triebes der Freiheit, daß der Geist den ihm gegebenen Thatbestand nicht einfach als solchen stehen läßt, sondern ihn in mannigfaltiger Weise verändert und umgestaltet. Es geschieht dies bald bewußt bald unbewußt, bald gemäß bestimmten Interessen, Gefühlen und Bestrebungen, bald auch ganz beliebig und unwillkürlich. Und zwar geschieht es noch häufiger, als in äußerer (praktisch handelnder) Veränderung der gegebenen Objekte selbst, nur innerlich (ideell) in freier Umgestaltung der dem Geiste eingeprägten Bilder der Objekte, bzw. in selbständiger Bildung neuer, so gar nicht aus wirklicher Wahrnehmung stammender Vorstellungen. Je mehr nun aber beim Kinde das Gefühlsleben und damit das (eine rein sachliche Auffassung hindernde) subjektiv persönliche Interesse an den Gegenständen vorschlägt, desto stärker, werden wir zum voraus erwarten müssen, wird bei ihm jene ungebundene Freiheit in der Behandlung der eigenen Vorstellungen zutage treten. Und so ist es in der That. Denn keine Seelenthätigkeit äußert sich auf der gegenwärtig von uns betrachteten Altersstufe so kräftig und augenscheinlich, als eben die im bisherigen beschriebene Thätigkeit der sog. **Einbildungskraft.**

Allerdings gehört der Begriff der Einbildungskraft zu denjenigen psychologischen Begriffen, über die bis jetzt noch am wenigsten Ein-

stimmigkeit hinsichtlich ihrer Erklärung und Abgrenzung besteht. Manche Psychologen bezeichnen die Einbildungskraft als die Kraft, etwas „in die Seele hineinzubilden," also eine Anschauung in eine Vorstellung zu verwandeln und als Vorstellung zu reproduzieren. Näher bezeichnen sie diese Kraft der Seele als reproduktive Einbildungskraft, während sie die Kraft der selbständigen Umwandlung von Vorstellungen oder der selbständigen Erzeugung neuer Vorstellungen Phantasie oder produktive Einbildungskraft nennen.[1]) Aber schon etymologisch kann das (jedenfalls nicht alte und nach Grimm zuerst in der Form „inbilden" vorkommende) Wort „einbilden" ebenso gut „in sich bilden" als „in sich hineinbilden" bedeuten.[2]) Und der Sprachgebrauch vollends scheint durchaus eine Unterscheidung der Einbildungskraft von der bloßen Auffassungs- und Erinnerungskraft zu fordern. Denn unter einer Einbildung verstehen wir unzweifelhaft nicht eine bloße Erinnerung an etwas früher einmal Aufgefaßtes und Eingeprägtes, sondern eine irgendwie selbstgemachte, vielleicht richtige, vielleicht aber auch falsche Vorstellung von etwas wenigstens so noch nicht Wahrgenommenem. Das Insichbilden oder Selbermachen der Vorstellung ist also etwas für die Einbildungskraft charakteristisch Bezeichnendes, daher wir einfache Vorstellungsthätigkeit und Einbildungskraft so unterscheiden, daß im einfachen Vorstellen die Seele das Bild eines ihr von außen gegebenen Gegenstandes in sich aufnimmt und in ein inneres Bild verwandelt, das wesentlich unverändert aus dem Innern wieder hervorgerufen werden kann, während die Einbildungskraft die in die Seele aufgenommenen Bilder mit mehr oder weniger Freiheit verändert oder aus ihnen ganz neue Bilder schafft.[3]) Dieser Unterschied wird auch dadurch nicht aufgehoben, daß allerdings, wie wir gleich sehen werden, die überall, wo sie nicht geflissentlich ferngehalten wird, sich vordrängende Einbildungskraft oft genug auch in die einfache Vorstellungsthätigkeit sich einmischt. Wir ergehen uns in der That nicht selten in Einbildungen, wo wir eigentlich nicht phantasieren, sondern einfach ein Gegebenes, so wie es ist, auffassen und uns seiner, so wie es ist, erinnern sollten und wir auch selbst uns nicht etwas einzubilden, sondern die Sache in ihrer unverfälschten Wirklichkeit vorzustellen glauben. Aber das ist dann nicht auf Rechnung der Vorstellungsthätigkeit als solcher zu setzen, sondern auf Rechnung der unvermerkt zu ihr hinzutretenden und sie in ihrer reinen Äußerung störenden Thätigkeit der Einbildungskraft. Nur diese ist es, die, indem sie das Gegebene un-

willkürlich den Wünschen, Gefühlen und Interessen des eigenen Selbsts anpaßt, dabei ohne Bedenken an dem Gegebenen allerlei hiezu dienende Abänderungen vornimmt.[4])

Wir reden übrigens mit Bedacht auf unserer Altersstufe nur erst von dem Wirken der Einbildungskraft, nicht auch schon der eigentlichen Phantasie. Denn wenn auch manche Psychologen beide Namen gleichbedeutend gebrauchen, so werden sie doch wohl besser so unterschieden, daß man unter Phantasie die höhere, von Gedanken und Ideen geleitete, nach bestimmten Gesetzen und Regeln vorgehende und bestimmte Ziele und Zwecke verfolgende innere Gestaltungskraft des Geistes versteht, unter Einbildungskraft dagegen die niedere, die sich ungebunden gehen läßt, die weder Maß noch Regel kennt, sondern nur den augenblicklichen Einfällen, Eindrücken und Erregungen folgt.[5]) Läßt sich das beides auch nicht haarscharf von einander scheiden, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß im allgemeinen auf der Stufe der Kindheit die Seele bei den Umwandlungen und Neugestaltungen ihrer innern Bilder noch ziemlich willkürlich, maß- und regellos verfährt, daß hier also überwiegend nur von Bethätigung der Einbildungskraft, nicht der höheren, von Maß und Regel geleiteten Phantasie die Rede sein kann. Darin übrigens stimmen beide, Einbildungskraft und Phantasie, zusammen, daß sie keinerlei Anschauungs- und Vorstellungsstoff zu erzeugen, vielmehr nur den gegebenen Stoff in der mannigfaltigsten Weise durch neue Verbindungen, durch Hinzu- oder Hinwegthun, Vergrößern oder Verkleinern, Erhöhen oder Herabsetzen umzuformen vermögen.[6])

Fassen wir nun aber das Wirken der Einbildungskraft auf unserer Altersstufe näher ins Auge, so tritt uns dasselbe vor allem entgegen in der auffallenden Unzuverlässigkeit der kindlichen Erinnerung. Freilich ist es auch schon bei den Erwachsenen eine bekannte Thatsache, daß der Bericht mehrerer Augenzeugen über ein und dasselbe Ereignis selten bis auf alle Einzelheiten zusammenstimmt, und daß vollends ein von mehreren weiter erzählter Vorgang von Mund zu Mund eine andere Gestalt bekommt und schließlich vielleicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt erscheint. Und auch daran ist jedenfalls nicht allein und hauptsächlich die leidige Neigung des Menschen zur Lüge und Unwahrheit schuld, sondern überwiegend die unwillkürliche Einmischung der Einbildungskraft, die auch das nicht direkt Wahrgenommene oder von andern Gehörte kurzweg aus dem Eigenen ergänzt, so wie es ent-

weder nach der eigenen Vermutung oder nach dem eigenen Wunsche und Interesse dabei zugehen mußte.[7]) In noch viel höherem Grade finden wir nun aber dasselbe bei den Kindern, die anfangs die wirklichen Gegenstände ihrer Wahrnehmung und die bloßen Produkte ihrer Einbildungskraft fast gar nicht von einander zu unterscheiden vermögen. Ihnen verwandelt sich, was sie gesehen haben, in ihren Gedanken und damit in ihrer Erinnerung oft in etwas völlig anderes, oder sie behaupten wohl auch mit aller Bestimmtheit Dinge und Vorgänge mitangesehen zu haben, die lediglich in ihrer Einbildung bestehen. Solche thatsächlichen Unwahrheiten dürfen freilich nicht ohne weiteres als eigentliche Lügen behandelt werden, aber man muß doch auch die Kinder schon frühe auf die Differenzen ihrer Darstellung von dem wirklichen Thatbestande aufmerksam machen und sie daran gewöhnen, den Thatbestand immer richtiger und genauer aufzufassen und dadurch auch unwillkürliche Unwahrheiten immer mehr zu vermeiden.[8])

Weiter nennen wir hier die ungemeine Freude der Kinder an passenden Erzählungen („Geschichten"), und zwar sowohl am Hören als am eigenen Nacherzählen derselben. Denn dabei kann ja der kindliche Geist ganz besonders seine freie Macht über seine Vorstellungen beweisen. Er schafft sie nämlich, und zwar je lebhafter er ist um so mehr, von der ihm erzählten Geschichte (mittelst seines sonstigen ihm bereits zur Verfügung stehenden Anschauungs- und Vorstellungsstoffes) nach seinem individuellen Gefühl und Geschmack ein eigentümliches inneres Bild, in das er als in sein, von ihm geschaffenes und zu seinem persönlichen Besitz gewordenes Bild dieser Sache sein eigenstes Interesse hineinlegt. Daher ermüdet das Kind nicht, dieselbe ihm so durch eigene innere Nachbildung einmal lieb und interessant gewordene Geschichte zehn- und zwanzigmal zu hören; denn jedesmal erkennt es mit Stolz und Freude in der ihm neu vorgeführten Erzählung seine eigene Vorstellung von dem Hergange wieder. Dies ist auch der Grund, weshalb bei einem solch wiederholten Erzählen das Kind selbst von dem Erzähler die Beibehaltung derselben Form der Erzählung fordert und gegen willkürliche Abänderungen alsbald Einsprache erhebt; denn solche Abänderungen machen es dem Kinde unmöglich oder erschweren es ihm wenigstens unnötig, in der Erzählung das Bild, das es von dem Vorgange in sich trägt, zu erkennen, und damit ist ihm seine Hauptfreude gestört.[9]) Und nicht nur immer wieder hören will das Kind die einmal von ihm im Geiste nachgebildete Geschichte, sondern

es erzählt dieselbe auch gern anderen, und zwar so, daß es sich augenscheinlich dabei bewußt ist, nicht aus bloßer Erinnerung ein Fremdes, sondern als aus seinem eigenen Schatze ein Eigenes zu geben. Ja es versucht sich auch schon in wirklich selbständigen Erzählungen, in welchen es nach dem Muster der ihm vorerzählten Geschichten aus sich selbst ein ähnliches Bild erzeugt.

Die Stoffe für solche dem Kinde zusagende, von ihm gern gehörte, nacherzählte und nachgeahmte Erzählungen müssen durchaus nicht notwendig dem unmittelbaren Gebiete des kindlichen, überhaupt alltäglichen Lebens entstammen. Im Gegenteil: ein so alltäglicher Stoff, der als ein ganz gleich oder doch ganz ähnlich in der Wirklichkeit wahrgenommener vielleicht nur einfach der Erinnerung entnommen zu werden braucht, beschäftigt zumeist die frei gestaltende Einbildungskraft allzuwenig und erregt daher leicht Langeweile. Dagegen machen fremdartigere und mehr vom gewöhnlichen Leben abliegende Stoffe, wie passende Märchen, später auch Erzählungen aus andern Zeiten, Völkern und Ländern ꝛc. an die gestaltende Einbildungskraft höhere Ansprüche und sind schon darum für dieselbe anziehender. Außerdem aber befriedigen solche Erzählungen auch mehr die dem menschlichen Geiste eigentümliche Lust am Großen und Außerordentlichen und fesseln deshalb auch nach dieser Seite mehr das Interesse des Kindes.[10]) Die thatsächlichen Unmöglichkeiten namentlich des Märchens thun diesem Interesse keinen Eintrag. Denn anfangs unterscheidet das Kind zwischen Möglichem und Unmöglichem noch gar nicht, da ihm, solange es überhaupt den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen kaum beachtet, so ziemlich alles gleich natürlich und gleich wunderbar ist;[11]) später aber, wenn der kritische Verstand zu erwachen beginnt, läßt sich das Kind mit leichter Mühe zur Unterscheidung dessen bringen, was sich in Wirklichkeit und was sich „nur in der Geschichte" so verhält. Richtig ausgewählt und behandelt sind jedenfalls wie die Erzählungen überhaupt so auch die Märchen für das Kindesalter von unbestreitbarem Werte. Es kann nicht nur auch in diesem das kindliche Gemüt erfahrungsmäßig so besonders ansprechenden Gewande demselben manche sittliche Wahrheit aufs anschaulichste nahegebracht werden; sondern schon an und für sich ist eine derartige Belebung und kräftige Übung der Einbildungskraft von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Auch die Einbildungskraft bedarf ja wie jede Kraft die entsprechende Nahrung, Beschäftigung und Übung, um erstarken zu können, und sie muß als Ein-

bildungskraft bis auf einen gewissen Grad erstarkt und entwickelt sein, wenn sie später zu der höheren Stufe der Phantasie sich soll erheben und als solche ihre Aufgabe auch in der ernsten Arbeit des Lernens erfüllen können. Wir müssen übrigens nochmals darauf hinweisen, wie nötig gerade bei den so leicht erregbaren Kindern eine sorgfältige Sichtung der ihnen erzählten Geschichten und Märchen ist. Als unbedingt unzulässig müssen hiebei nicht bloß solche Erzählungen und Märchen bezeichnet werden, welche irgendwie das sittliche Urteil trüben und verwirren, sondern auch solche, welche die kindliche Einbildungskraft nicht sowohl beschäftigen als künstlich aufregen und in Angst und Schrecken versetzen.[12])

---

[1]) So finden wir es z. B. bei Deinhardt, der in der Schmid'schen Encyklop., erste Aufl., II, S. 179. V, S. 888 sagt: „Phantasie und Einbildungskraft unterscheiden sich dadurch, daß jene produktiv, diese aber rezeptiv sich verhält. Die Einbildungskraft ist schon ihrem Namen nach die Kraft, etwas Äußeres, etwas der Anschauung Angehöriges in die Seele einzubilden. Sie nimmt nur die äußerlich dargebotenen individuellen Gebilde in das Innere der Seele auf und macht sie zum Eigentum derselben."

[2]) Nach dem Grimm'schen Wörterbuch III, S. 149 ff. gebraucht allerdings Luther das Wort „einbilden" häufig, aber immer nur transitiv = jemanden etwas einprägen. Das Wort selbst findet sich zuerst bei Keisersberg, und zwar impersonell in der Form: „wenn es mir inbildet" = wenn in mir ein Bild entsteht.

[3]) Vgl. Dittes, Psychol., S. 130. 132: „Die Einbildungskraft (Phantasie, Imagination) ist der Wortbedeutung nach das innere Bildungsvermögen der Seele, ihre schöpferische Energie (Produktivität). — Schöpferisch ist übrigens die Phantasie nur in formaler Hinsicht. Sie erzeugt neue Gebilde, aber sie erzeugt dieselben nur aus gegebenen Elementen, setzt also Wahrnehmung und Erinnerung voraus. Phantasieren heißt nicht mehr und nicht weniger als: die Bestandteile des vorhandenen und reproduzierten Geistesinhaltes in neue Formen und Verbindungen bringen, in solche Formen und Verbindungen, welche in der Wirklichkeit des Seins und Geschehens nicht gegeben sind, also nicht durch Wahrnehmung und logisches Denken gewonnen werden können. Die Einbildungskraft vergrößert und verkleinert das Reale, assoziiert die Dinge und Ereignisse anders, als sie in der Wirklichkeit gegeben sind, bildet also neue Reihen und Gruppen, giebt den Objekten Merkmale, die sie nicht haben, nimmt ihnen Merkmale, die sie haben, stellt Bestandteile aus verschiedenartigen Auffassungsgebieten zu ganz neuen Gestalten zusammen ꝛc." — Lindner, a. a. O. S. 85 f.: „Im Verlaufe des Vorstellens werden oft Vorstellungen aus verschiedenen Zeitperioden bunt durch einander gemischt, so daß die gebildeten Verbindungen nicht mehr den Charakter der Wiedergabe des Alten, sondern jenen der Hervorbringung des Neuen an sich tragen. Diese Vorstellungsthätigkeit können wir nicht mehr dem Gedächtnisse zuschreiben, schreiben sie vielmehr der Einbildungs-

kraft als dem Vermögen der veränderten Reproduktion zu. Was beim Gedächtnis ein Fehler ist, ist bei der Einbildungskraft eine Tugend. Die Vorstellungen sollen hier nicht so wie sie ursprünglich da waren, sondern anders reproduziert werden. Die charakteristische Eigenschaft der Einbildungskraft ist demnach die Neuheit oder die Originalität ihrer Gebilde." — J. H. Fichte, Psychol. I, S. 390: „Im Vorstellen überhaupt ist zunächst das Vermögen enthalten, den flüchtigen und vorübergehenden Empfindungsinhalt sich anzueignen (in ein innerlich Vorgestelltes zu verwandeln) und in dieser Gestalt zu bewahren („Fassungskraft" und „Gedächtnis"). Darin liegt aber zugleich die Möglichkeit, den Vorstellungsinhalt wieder hervorzurufen, ebenso dabei unwillkürlich oder willkürlich ihn umzugestalten („Erinnerung" und „Einbildungskraft"). Erinnerung und Einbildung verwandeln das nicht mehr im Bewußtsein Stehende in Bewußtes, sei es in alter Verbindung, wo wir es dann Erinnerung nennen, sei es in neuen Kombinationen, wo es als freies Produkt der Einbildungskraft bezeichnet wird."

[4]) Vgl. J. H. Fichte, a. a. O. I, S. 461 f.: „Wenn wir bei der Erinnerung an etwas Erlebtes (etwa bei einer Erzählung desselben) unwillkürlich, ja wider unsere Absicht thatsächliche Nebenzüge der Begebenheit verwischen oder ganz hinweglassen und statt dessen die unwillkürlich entstandenen Lücken durch neu Hinzugedichtetes ausfüllen, so bezeugt dies nur, wie innig und unvermeidlich Einbildungskraft und Gedächtnis ineinanderwirken, wie wenig zwischen beiden ein Sprung und Gegensatz anzunehmen ist. Dies unfreiwillige Erdichten findet aber im natürlichen, nicht durch Reflexion bewachten Zustande unseres Bewußtseins immer statt, wie Kinder, Weiber und leidenschaftlich erregte Menschen täglich uns beweisen. Stärke der Reflexion d. h. Aufmerksamkeit auf diese unwillkürlich in der Erinnerung sich mitentwickelnden Vorstellungsassociationen ist nötig, um vor solchen unfreiwilligen Unwahrheiten bewahrt zu bleiben. Daraus erhellt, daß es kein Gedächtnis und keine Einbildungskraft giebt, abgesondert neben einander oder jedes für sich wirkend, sondern daß der eine (vorstellende) Geist die Vorstellungen nicht bloß erinnert, sondern auch zugleich (in kleinerem oder größerem Maße) sie anders verknüpft und umbildet." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 282: „Die Einbildungskraft als das freie Schalten der Seele mit ihren Vorstellungen verfährt dabei doch nicht auf eigene Faust in unbedingter Spontaneität. Sie wird vielmehr erregt und geleitet teils von den besondern individuellen Interessen der Seele, weshalb das, was die verschiedenen Menschen in ihren Erzählungen hervorheben, von sehr verschiedenem Werte ist, weil sie für sehr Verschiedenes sich interessieren, teils ist es die allgemeine, allen Menschen innewohnende Lust am Großartigen Außerordentlichen, Wunderbaren, durch die ihre Thätigkeit Anregung und Richtung empfängt."

[5]) Vgl. Lindner, a. a. O. S. 86: „Die Freiheit der Einbildungskraft wird zur Zügellosigkeit und bringt nur das Häßliche, Inkorrekte, Barocke und Widrige hervor, wenn sie durch keine Vorstellung eines bestimmten Zweckes geregelt wird. Die Einbildungskraft des Verrückten, des Träumenden, des Kindes haben oft diesen Charakter an sich. Die Beherrschung dieser in ihrer Ungebunden-

heit häßlichen Thätigkeit wird der Einbildungskraft durch den Verstand, der ihren Sprüngen eine Schranke, ihrer Überschwenglichkeit ein Maß setzt. Diese durch den Verstand geleitete Einbildungskraft heißt Phantasie; sie ist es, die wir in den Schöpfungen der Kunst bewundern." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 288 f.: „Je nachdem die Interessen beschaffen sind, welche die Seele hegt, je nachdem wird die Produktion der Einbildungskraft so oder anders ausfallen. Sie sind es wenigstens vornehmlich, welche ihre bildnerische Thätigkeit gerade da, wo sie am freiesten waltet, bestimmen, ihren Gebilden Wert und Bedeutung verleihen und sie hier zu begeisternden Idealen erheben, dort zu sinnlosen Spielereien oder bloßen Zerrbildern der gemeinen Wirklichkeit herabsetzen. — Demgemäß kommt es vor allem darauf an, welche Interessen und somit insbesondere, ob die ethischen Gefühle und Strebungen, die ethischen Begriffe und Ideen die Produktion der Einbildungskraft leiten. Erst durch sie erhält die produktive Einbildungskraft jene höhere Weihe und Bedeutung, um deren willen man sie mit dem Namen der Phantasie zu bezeichnen und, insofern sie auf das Schöne gerichtet ist, als Grundkraft der künstlerischen Produktion von der gemeinen, allen Menschen zukommenden Einbildungskraft zu unterscheiden pflegt."

[6]) Vgl. Ulrici, a. a. O. II, S. 278 f.: „Die Einbildungskraft ist überall nur formend und gestaltend, resp. scheidend und verbindend thätig, sofern sie einen schlechthin neuen Inhalt der Vorstellungen nicht zu schaffen vermag. Denn der Inhalt aller unserer objektiven, die erscheinenden Dinge betreffenden Vorstellungen beruht in letzter Instanz auf der gegebenen Bestimmtheit unserer mannigfachen Sinnesempfindungen. Einen neuen Ton, eine neue Farbe oder Tastempfindung, einen neuen Geruch oder Geschmack vermag die Einbildungskraft nicht zu erfinden; das Neue, das sie liefert, besteht immer nur in einer bloßen Nüancierung oder einer neuen Mischung und Verknüpfung gegebener Sinnesperzeptionen. Auch ein neues Gefühl vermag die Einbildungskraft nicht hervorzubringen, sondern sie vermag auch hier nur zu verschmelzen und zu kombinieren. — Die kühnsten und seltsamsten Gebilde der Einbildungskraft, die wunderlichsten, der Wirklichkeit Hohn sprechenden Einfälle wie die schönsten und erhabensten Gestalten der bildenden Kunst erweisen sich bei näherer Betrachtung doch nur als neue Kombinationen der verschiedenen geraden und krummen Linien, welche, aufs mannigfachste komponiert, die Umrisse der verschiedenartigen Dinge bilden." — Lindner, a. a. O. S. 86: „Die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft kann sich nicht beziehen auf die Produktion der einfachen elementaren Vorstellungen (Empfindungen), welche den Stoff bilden für Gesamtvorstellungen und Reihen; denn diese einfachen Empfindungen können nur durch die Thätigkeit der Sinne neu geschaffen werden, so daß keine Einbildungskraft imstande ist, eine neue Farbe oder einen ungehörten Klang zu erfinden oder dem Blindgebornen die Vorstellung des Farbenunterschiedes zu eröffnen. Dies ist die Beschränktheit der Einbildungskraft. Ein weites Feld bleibt jedoch derselben offen in der Variierung der Verbindungen, welche aus dem durch die Sinne gegebenen Material gebildet werden können, und deren Anzahl unerschöpflich groß ist. Alle Melodie und Harmonie besteht aus wenigen

Tönen, alle Worte aus etlichen der 24 Buchstabenlaute. Keine Phantasie jedoch kann sich vermessen, die Mannigfaltigkeit der Musik und Sprache zu erschöpfen. Dies ist die Freiheit der Einbildungskraft. — J. H. Fichte, Psychol., I, S. 462: „Auch die freientworfenen Vorstellungen der Einbildungskraft sind bloße Umbildungen des (durch Wahrnehmung und Gedächtnis) Angeeigneten, ein Trennen und Verbinden, Auflösen und Mischen, Vergrößern und Verkleinern, Steigern oder Verringern des im Geiste aufbewahrten Gemäldes der Wirklichkeit."

[7]) Vgl. Ulrici, a. a. O. II, S. 284: „Es ist eine bekannte Erscheinung, daß alte Traditionen wie neue Berichte und Gerüchte, die von Mund zu Mund sich fortpflanzen, nicht nur an Wichtigkeit und Bedeutung, sondern auch an Ausführlichkeit, Umständlichkeit und Bestimmtheit um so mehr wachsen, je größer die Reihe der Wiedererzähler wird." — J. H. Fichte, a. a. O. I, S. 486: „Das im Gedächtnis Bewahrte ist oft genug lückenhaft und innerlich zusammenhangslos angeeignet. Wird es in der Wiedererinnerung aufgefrischt, besonders indem man lebhaft sprechend es wiederberichtet, so ist die Phantasie dabei das Nachhelfende, eben damit aber das Hinzudichtende; sie ergänzt selbstthätig die Lücken und bildet neu den fehlenden Zusammenhang. Dies der Ursprung jener unwillkürlichen, ja fast unvermeidlichen Erdichtungen im Wiedererzählen selbsterlebter oder von andern berichteter Begebenheiten, die man „Lügen" zu nennen billig Anstand nehmen muß. Denn es gehört schon ein gewisser Grad von Besonnenheit und selbstbewußtem Achten auf jene unwillkürlich in uns sich abwickelnden Vorstellungsprozesse dazu, um das solchergestalt Erdichtete vom Erlebten zu unterscheiden."

[8]) Auf einen weitern hiehergehörigen Punkt macht in beachtenswerter Weise Necker de Saussure, a. a. O. I, S. 262 aufmerksam mit den Worten: „In dem Alter, in dem die Kinder die Sprache gewinnen, ist sie ihnen vorerst nur ein Mittel zu gefallen oder etwas zu verlangen, keineswegs aber ein Mittel die Wahrheit auszusprechen, von der sie überhaupt noch keine Vorstellung haben. Das Kind will nichts als Liebkosungen und Dinge, die ihm gefallen. Du magst es über das, was es gethan, noch so eindringlich ausfragen, es wird dir darauf nur immer so antworten, wie es glaubt, daß es dir angenehm sein dürfte. Im Alter von zwei Jahren wäre seine natürlichste Antwort: ich habe gethan, was du möchtest, daß ich gethan hätte."

[9]) Vgl. Necker de Saussure, a. a. O. I, S. 280: „Das Vergnügen, welches den Kindern die Erzählung auch der einfachsten Geschichtchen gewährt, hängt mit der Lebendigkeit der Bildungen ihres eigenen Geistes zusammen. Vielleicht sind die dadurch in ihrem Innern hervorgerufenen Bilder glänzender und farbenreicher, als die wirklichen Gegenstände sein dürften, welche die Erzählung — für sie eine magische Laterne — beschreibt. Es ist daher für ihr Vergnügen gar nicht nötig, sich um eine kunstreiche Erfindung besonders abzumühen. Bringe nur Wärme in deinen Vortrag, und du kannst sicher sein, daß dir dein kleiner Zuhörer mit gespannter Aufmerksamkeit folgen wird. Wo er dir begegnet, wird er die Wiederholung des Geschichtchens verlangen. Dann aber nimm dich wohl in acht, daß du nichts daran änderst. Er will den ganzen Vorgang wieder haben; der geringste Umstand, den du hinwegläßest oder hinzufügst, ver-

scheucht die Illusion, in der er sich wohl gefiel. Jede Abänderung bringt sein altes Gemälde in Unordnung; dieses alte Gemälde in seiner Vollständigkeit aber war es eben, was es liebgewonnen hatte und wieder haben wollte und nun schmerzlich entbehrt."

[10]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, II, S. 282: „Die Lust am Großartigen, Außerordentlichen, Wunderbaren ist ein höchst bedeutsamer, charakteristischer Zug im menschlichen Wesen. Kein Tier, wie nahe es auch in seinen Fähigkeiten dem Menschen stehen mag, zeigt die geringste Spur davon. Sie ist ein klares Zeichen der höhern Natur, der über die irdische Beschränktheit hinausreichenden Bestimmung des Menschen. Denn da jede Lustempfindung nur aus der Befriedigung eines Bedürfnisses, Triebes, Strebens entspringt, so kann die Lust am Großen, Außerordentlichen, Wunderbaren nur auf einem angebornen, über das Gemeine, Gewöhnliche, Beschränkte hinausgehenden Streben der Seele, aus einem Trachten nach größerer Freiheit, Kraft und Machtvollkommenheit beruhen."

[11]) Vgl. Necker de Saussure, a. a. O. I, S. 278 f. 287 f.: „In diesem Alter (im dritten und vierten Jahre) hat das Kind noch zu wenig Erfahrungen gemacht, als daß es durch sie über die Verhältnisse der Dinge hätte aufgeklärt werden können, und in seinem Gedächtnis sind nur vereinzelte Thatsachen aufgespeichert, aus denen es sich noch keine allgemeinen Gesetze zu abstrahieren vermag, so daß es von der in unserer Welt herrschenden Ordnung noch keine klare Vorstellung haben kann. Gieb nun einem solchen Kinde eine Schachtel mit Konfekt, und es wird dieselbe alle Augenblicke öffnen, um nachzusehen, ob es wirklich noch darin ist. Verbirg dich hinter einem Vorhang, und das Freudengeschrei, in welches das Kind bei deinem Wiedervortreten ausbricht, beweist, daß es über dein Verschwinden wohl betrübt, aber keineswegs sehr erstaunt gewesen sein würde. Bei vielen Gelegenheiten rührt die Lebhaftigkeit seiner Freude nur daher, daß es sich plötzlich von gewissen Besorgnissen befreit sieht, deren Dasein niemand geahnt hatte. — Wir nennen das, was wir eingesehen haben, natürlich und bedenken nicht, daß für das Kind, welches nichts eingesehen hat, alles gleichmäßig natürlich ist. Das Reich des Möglichen ist für das Kind grenzenlos: das Dunkel der Nacht kann Ungeheuer und Abgründe bergen; Gestalten, welche die Kunst gebildet, können sich beleben, es ergreifen und verschlingen. Jeder Vorstellung, die sich dem Kinde aufdrängt, verleiht seine Einbildungskraft alsbald Wirklichkeit und Gestalt. Bei der ungemeinen Lebhaftigkeit der kindlichen Einbildungskraft, zu der sich gewöhnlich noch eine große Erregbarkeit und Schwäche der Nerven gesellt, ist es daher ein wahres Verbrechen, die Leichtgläubigkeit dieser Geschöpfe durch Schreckbilder zu mißbrauchen."

[12]) Über die pädagogische Bedeutung und Behandlung des Märchens im allgemeinen ist vor allem zu vergleichen die vortreffliche Besprechung von Veesenmeyer in der Schmid'schen Encyklopädie, erste Aufl., IV, S. 571 ff. — Vgl. auch Palmer, Pädagogik, vierte Aufl. S. 375: „Das Märchen ist für das Kind eine Befreiung von der Fessel des Sichtbaren und Alltäglichen."

§ 15.

Während die Freiheit des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Einbildungskraft (im nächsten und engeren Sinne des Wortes) sich nur in der innern Umwandlung und Gestaltung der Vorstellungen beweist, zeigt sich dieselbe auf dem Gebiete des **Spieles** und der sog. **Beschäftigung** auch in äußerer und thatsächlicher Gestaltung und Umwandlung der Gegenstände. Denn im Spiel und der Beschäftigung verhält sich der Geist nicht nur vorstellend, sondern wesentlich zugleich handelnd, aber handelnd nicht nach äußerer Nötigung oder gemäß einer innern Verpflichtung, sondern nach mehr oder weniger freiem Belieben und Gefallen. Daß er sich so nicht bloß vorstellend, sondern auch handelnd verhält, ist tief in seinem Wesen begründet; denn jede geistige Kraft kommt zu ihrer ganzen und vollen Entfaltung nur dadurch, daß sie sich auch nach außen bethätigt und ein dem Geiste objektiv gegenüberstehendes Produkt absetzt.[1]) Eben die Freiheit und Ungezwungenheit des Handelns bildet nun aber den Hauptunterschied des Spiels und der Beschäftigung von der eigentlichen Arbeit, die eine pflichtmäßige Berufsaufgabe mit ernster Aufbietung der Kräfte, ja wohl auch mit Selbstverleugnung vollzieht und dabei ein um seiner selbst willen nötiges Ergebnis von bleibendem Werte herzustellen sucht. Spiel und Beschäftigung sind dabei freilich nicht ganz gleich, sondern die Beschäftigung steht der Arbeit wesentlich näher als das Spiel. Bei ihr handelt es sich jedenfalls nicht bloß um eine angenehme, die verderbliche Qual oder Langeweile vertreibende Ausfüllung der Zeit, sondern auch schon einigermaßen um die Erzielung eines an sich wertvollen Ergebnisses, namentlich um eine auf die eigentliche Berufsarbeit vorbereitende Übung und Entfaltung verschiedener leiblicher und geistiger Kräfte. Das Spiel dagegen hat zunächst und unmittelbar nur den Einen Zweck: das Kind nach seiner Lust und seinem Belieben handeln und handelnd das unsichtbar in ihm Vorhandene in sichtbare Erscheinungen und Vorgänge herausetzen und sich daran vergnügen zu lassen. Spiel und Beschäftigung bilden darum gleichwohl keinen strengen Gegensatz. Denn wie die Beschäftigung, je ungezwungener sie von statten geht und je mehr sie der ergänzenden Phantasie des Kindes Raum läßt, um so mehr zum Spiele wird, so wird umgekehrt das Spiel zur Beschäftigung, sowie das Kind behufs der Überwindung einer langweiligen oder übermütigen Laune entweder

zum Spiele überhaupt genötigt oder dabei in strengere und unmittelbarere Aufsicht genommen wird.[2])

Fassen wir nun zuerst das Spiel genauer ins Auge, so läßt sich dasselbe nach dem Bisherigen im allgemeinen bezeichnen als ein zunächst nicht produzierendes, sondern nur darstellendes freies Handeln. Auch wenn und soweit durch das Spiel thatsächlich ein bleibendes, um seiner selbst willen wertvolles Produkt erzielt wird, ist das doch nicht eigentlich der Zweck des Spieles, weder auf Seiten des das Kind zum Spielen veranlassenden Erziehers, noch viel weniger auf Seiten des spielenden Kindes selbst. Der Spielende will und soll vielmehr einfach und ohne weitere Absicht die in ihm vorhandenen, zur Äußerung hindrängenden leiblichen und geistigen Kräfte zeigen und nach Herzenslust tummeln; und zwar sind es auf unserer Altersstufe vornehmlich die inneren Gebilde der beim Kinde überhaupt so mächtigen Einbildungskraft, welche das Kind im spielenden Handeln aus sich herauszustellen und äußerlich darzustellen sucht, um ihnen so erst die feste Gestalt und Existenz zu geben, in der es sich ihrer wirklich freuen kann. Deshalb genügt auch dem spielenden Kinde nicht die bloße Betrachtung eines schon fertigen Spielgerätes, sondern es will den ihm gebotenen Spielstoff auch irgendwie handelnd und seine inneren Vorstellungen darin zum Ausdrucke bringend umgestalten, wie denn erfahrungsmäßig das Kind am längsten nicht durch solche Spielgeräte gefesselt wird, die möglichst vollkommen ausgearbeitet, sondern die einfach genug sind, um eine möglichst vielseitige eigene Thätigkeit des Kindes zu fordern und zuzulassen. Andererseits freilich genügt auch dem Kinde beim Spiel — im Unterschiede von der Beschäftigung — die bloß thatsächliche Umgestaltung des Spielstoffes nicht, sondern die sich mit dem äußern Handeln verbindende und es stätig begleitende Einbildungskraft macht wenigstens für das Gefühl des Kindes aus dem einfachsten Vorgange etwas wesentlich anderes, als was bloß mit den Sinnen wahrzunehmen ist.[3]) Sie belebt das Tote und verpersönlicht das Unpersönliche; sie legt denselben Dingen die verschiedenartigsten Gestalten, Lebensäußerungen und Zwecke bei; sie ahmt mit besonderer Vorliebe das Leben der Erwachsenen nach, das sie, weil das Kind dasselbe noch nicht im Ernste verwirklichen kann, vorerst wenigstens in der Form des Spieles voraus zu genießen sucht.[4]) Wenn so die kindliche Einbildungskraft namentlich auch die mannigfachen Verhältnisse des häuslichen und öffentlichen Gemeinschaftslebens der Erwachsenen im

spielenden Handeln darzustellen sich bemüht, so ist dabei allerdings nicht zu verkennen, daß das Kind in den ersten Kindheitsjahren dies zuerst am liebsten *für sich allein* oder höchstens in Gemeinschaft mit ganz wenigen Spielgenossen thut. Das Bedürfnis des eigenen Eintritts in eine größere Spielgenossenschaft oder das Bedürfnis eigentlicher *Gesellschaftsspiele* erwacht in ihm erst ziemlich spät, und wir finden auch, daß die meisten Kinder vor dem sechsten Lebensjahre diesen Eintritt in einen weiteren Kreis von Alters- und Spielgenossen nur mit einer oft schwer zu überwindenden Zaghaftigkeit vollziehen.

Und worin liegt nun eigentlich *die Bedeutung des Spieles für die Entwicklung des geistigen Lebens des Kindes*? Schon das ist von entschiedenem Werte, daß das Spiel dem Kinde die Zeit angenehm vertreibt und es so vor der Gefahr der so leicht abstumpfenden oder launisch und verdrießlich machenden *Langeweile* bewahrt. Noch wichtiger aber ist, daß, obwohl das Spiel nicht geflissentlich den Zweck verfolgt, die Leibes- und Geisteskräfte des Kindes zu üben, es doch thatsächlich und unwillkürlich diesem Zwecke dient; denn *die im Spiele sich äußernden und nach Herzenslust tummelnden Kräfte werden eben damit notwendig und von selbst geübt und entwickelt*. So außer der im kindlichen Spiele vornehmlich thätigen *Einbildungskraft* noch besonders die sich selbst bestimmende *Freiheit des Kindes*, die wie jeder angeborne Trieb nur erwacht und erstarkt, wenn sie sich bis auf einen gewissen Grad ungehindert bethätigt und bethätigen kann. Eine so ungehinderte Bethätigung seiner Freiheit kann aber dem noch unmündigen Kinde *auf keinem anderen Gebiete in solcher Ausdehnung zugelassen werden, wie eben auf dem Gebiete des Spieles*, wo es noch nicht die Erfüllung einer ernsten, um ihrer selbst willen nötigen Lebensaufgabe gilt, wo also auch am ehesten noch etwas zu wagen ist. Auch ist Freiheit der leiblichen und geistigen Bewegung recht eigentlich das Lebenselement des Spieles, dessen Wesen durch äußern Zwang oder eine zu weitgehende Einschränkung geradezu vernichtet wird. Mit Lust spielen doch die Kinder nur dann, wenn sie selber spielen wollen, wenn sie sich dabei bis auf einen gewissen Grad *ungehindert ihren eigenen Gedanken und Einfällen* überlassen können, oder wenn sie wenigstens nur den von ihnen selbst gegebenen und anerkannten Gesetzen sich fügen und unterwerfen müssen. Eben diese ihnen so bei ihren Spielen einzuräumende Freiheit wird dann aber überhaupt für sie *die erste*

Übungsschule ihrer Selbständigkeit.[5]) — Und damit hängt endlich noch nahe zusammen, daß im freien Spiele sich auch am frühesten die individuelle Eigentümlichkeit der einzelnen Kinder zu erkennen giebt. Denn je freier sich die Kinder im Spiele ergehen können und je ungehinderter sie spielend dasjenige nachahmen und darstellen dürfen, was ihnen am meisten zusagt, desto gewisser werden sich darin auch ihre eigentümlichen Neigungen und Fähigkeiten geltend machen. Schon der geschlechtliche Unterschied offenbart sich am frühesten eben auf dem Gebiete des Spieles, sofern zwar die allerersten Kinderjahre auch im Spiel noch gleichsam geschlechtslos sind, je länger je mehr aber beide Geschlechter sich von einander scheiden und unterscheiden die Spiele sowohl nach dem Inhalte als nach der Art und Weise sich eigenartig ausprägen. Doch auch innerhalb der beiden Geschlechter treten in der Wahl des Spielstoffes wie im Betriebe des Spieles nicht selten ganz charakteristische Unterschiede hervor, die für die so wichtige Erkenntnis der individuellen Begabung und Gemütsart von größter Bedeutung sind.[6])

Aus all dem ergiebt sich nun aber auch der Wert und die Notwendigkeit einer richtigen pädagogischen Behandlung des Spieles. Das Spielen darf dem Kinde nicht nur nicht verwehrt, sondern es muß ihm im Gegenteil auf jede Weise ermöglicht und erleichtert werden teils durch Darbietung der nötigen Mittel und Bedingungen, teils durch geflissentliche Anleitung zu demselben. Es ist in vielen Fällen nicht genug, daß man dem Kinde nur das nötige Spielgeräte in die Hand giebt, sondern man muß ihm auch zeigen, was es damit anfangen kann und soll. Und ebenso muß das Kind auch während des Spiels soviel möglich im Auge behalten und still überwacht werden, daß es die ihm eingeräumte Freiheit nicht mißbrauche und mit seiner Phantasie und Selbstthätigkeit nicht auf verkehrte und bedenkliche Abwege gerate. Aber im ganzen ist es doch vom Übel, wenn die Erwachsenen sich zu viel in das kindliche Spiel einmischen und sich selbst zu viel daran beteiligen; denn damit geht der Hauptgewinn des Spieles, nämlich die Übung und Entfaltung der Einbildungskraft, der freien Selbständigkeit und der individuellen Eigentümlichkeit, verloren. Allerdings die eigentlichen Gesellschaftsspiele, bei welchen eine größere Zahl von Altersgenossen zusammen spielt, erfordern wenigstens anfangs eine unmittelbarere Leitung der Erwachsenen. Denn in die — für diese Spiele durchaus unerläßliche feste Ordnung und Unterordnung der einzelnen unter die allgemeinen

Spielregeln lernen die Kinder sich nicht oder doch nur schwer fügen ohne das Eingreifen einer höhern Autorität. Werden daran die Kinder nicht schon vor dem Eintritt in die eigentliche Schule gewöhnt, so wird in der Regel dem Lehrer der Schule die Aufgabe zufallen, seine Klasse zu einem geordneten gemeinsamen Spielen zu bringen.

Sofern auch das Spiel ein Gegenmittel gegen das träge, langweilige Nichtsthun und eine freie Übung und Darstellung der Kräfte ist, ist immerhin, wie auch schon oben hervorgehoben worden, die Grenzlinie zwischen ihm und der eigentlichen Beschäftigung eine fließende. Beschäftigt sich z. B. das Kind mit Bauhölzern oder mit dem Legen von Stäbchen, so ist dies insoweit ein Spiel, als das Kind dabei einfach treiben und machen kann, was ihm zur Unterhaltung und zur äußeren Darstellung der inneren Gebilde seiner Einbildungskraft dient; soweit aber jenes Thun eine geflissentliche Übung der leiblichen und geistigen Kräfte des Kindes ist, zu der dasselbe nicht nur behufs seiner Unterhaltung, sondern behufs einer gewissen Vorbereitung auf seine spätere ernste Berufsarbeit ausdrücklich angehalten und bei der es stätig geleitet und beaufsichtigt wird, ist das nimmer ein bloßes Spiel, sondern eine Beschäftigung. Und noch mehr gilt dies dann von andern, ohnedies nur für ältere Kinder geeigneten Thätigkeiten, wie dem Papier- und Strohflechten, dem Ausschneiden und Nähen von Figuren ꝛc. Derartige Beschäftigungen empfehlen sich namentlich für die Zeit, da das Kind durch das bloße Spiel nicht mehr befriedigt wird, sondern außer dem Spiele zur wirklichen Überwindung der Langweile noch etwas Weiteres verlangt. Dieses weitere Bedürfnis wird eben dann hervortreten, wenn neben der Einbildungskraft mehr und mehr auch andere Geisteskräfte und Triebe des Kindes, namentlich das Denkvermögen und der Trieb, sich nützlich zu machen und etwas für das große Ganze zu wirken, sich regen. Von eigentlicher, ein an sich wertvolles und bleibendes Produkt zustande bringender Arbeit kann freilich auch hier noch nicht die Rede sein; es ist vielmehr nur eine (nicht zu störende) Illusion, wenn das Kind sich mit den Produkten seiner Beschäftigung dem Ganzen nützlich gemacht zu haben glaubt. Aber wie wenig mit diesen Beschäftigungen auch der Menschheit gedient sein mag: für das Kind selbst sind sie jedenfalls von entschiedenem Nutzen als wenigstens vorläufige Übung seiner Kräfte für die Zeit, da es diese in den Dienst einer ernsteren, eigentlichen Berufsarbeit zu stellen hat.

Im Unterschiede von dieser eigentlichen Arbeit kommt auch den kindlichen Beschäftigungen noch im allgemeinen der Charakter der Freiheit zu. Wird das Kind zur Beschäftigung förmlich genötigt und muß es dazu genötigt werden, so ist das eben keine Beschäftigung mehr, sondern eine wirkliche Arbeit, wie sie sich für unsere Altersstufe kaum schon eignet. Aber andererseits läßt sich doch auch nicht verkennen, daß bei der Beschäftigung das Kind nicht in demselben Maße wie beim Spiele sich selbst überlassen werden kann und darf. Denn sollen neben der Freiheit und Einbildungskraft auch die andern Kräfte des Kindes einigermaßen zur Entfaltung kommen, so darf das Kind in seiner Thätigkeit nicht allein den Eingebungen seines freien Beliebens und seiner individuellen Einbildungskraft folgen, sondern es muß auch zur Einhaltung gewisser festen Regeln der Raum-, Zahlen- und Farbenverhältnisse, der harmonischen Gestaltung ꝛc. gebracht und daran gewöhnt werden. Hiezu ist aber eine gewisse stätige und direkte Leitung und Unterweisung der Erwachsenen nicht zu entbehren, und erfahrungsmäßig geht auch eine solche Gewöhnung in einem größeren (freilich nicht zu großen) Kreise von Altersgenossen viel leichter und rascher von statten, als wenn nur ein einzelnes Kind von seiner Mutter dazu angeleitet wird. Die den einzelnen Willen ebenso mitfortreißende und zur Nacheiferung anreizende, wie seine selbstischen Ausschreitungen einschränkende und in Zucht nehmende Macht der Gemeinschaft macht sich eben auch hier schon in unverkennbarer Weise geltend.

Mit dem Bisherigen glauben wir denn auch unsere Stellung zu dem Fröbel'schen Kindergarten wenigstens im allgemeinen bereits angedeutet zu haben. Es scheint uns eine Pflicht der Gerechtigkeit und Billigkeit zu sein, daß in der Fröbel'schen Theorie und Praxis unterschieden werde zwischen dem, was wirklich und wesentlich zur Sache gehört, und dem, was nur ein mehr zufälliges Anhängsel, resp. ein verunstaltender Auswuchs derselben ist. Diese Unterscheidung, wie wenig sie auch im Sinne vieler Fröbelianer sein mag, wird doch von den einsichtigeren und allgemeiner gebildeten Anhängern der Schule unumwunden anerkannt, wenn gleich in Wirklichkeit auch von den letztern mit diesem Zugeständnis noch mehr ernst wird gemacht werden müssen als bisher. Daß die spekulativ-mystischen Nebengedanken (zum Teil geradezu Spielereien), die Fröbel selbst den einfachsten Dingen und Thätigkeiten angehängt, nicht wirklich zur Sache gehören und ihr mehr geschadet, als genützt haben, wird wohl heutzutage auch von vielen

Fröbelianern zugegeben. Ebenso, daß in der Fröbel'schen Praxis gar manches allzu Reflexionsmäßige, Gekünstelte, ja Abgeschmackte (hauptsächlich in Liedern und Gesängen, aber auch zum Teil in den Spielen) durch Einfacheres und Naturwüchsigeres ersetzt werden dürfte und sollte.[7]) Schwieriger schon wird auch von seiten der gemäßigsten Fröbelianer ein Zugeständnis in Bezug auf zwei weitere Punkte zu erlangen sein: nämlich einerseits hinsichtlich des Bedenkens, ob es wohlgethan und der kindlichen Art gemäß ist, die Kinder schon so frühe zur Reflexion über ihr eigenes Thun und Treiben zu veranlassen und sie ihr eigenes Thun und Treiben so geflissentlich bezeugen und besingen zu lassen; und andererseits hinsichtlich des Bedenkens, ob, was für fünfjährige Kinder ganz am Platze ist, darum auch schon für drei- bis vierjährige sich eignet.[8])

Als den tiefsten, fruchtbarsten und wertvollsten Gedanken Fröbels sehen wir jedenfalls den von ihm selbst mit besonderem Nachdrucke geltend gemachten Satz an, daß der Mensch, und auch schon das Kind, *nicht nur ein betrachtendes und anschauendes, sondern auch ein handelndes Wesen sei*, wozu dann weiter noch die gleichfalls beachtenswerte Unterscheidung des Spiels und der Beschäftigung einerseits von einander und andererseits von der Arbeit kommt.[9]) Hienach scheint uns denn auch der Hauptgrund für die Berechtigung der Kindergärten darin zu liegen, daß *im Übergange vom eigentlichen Kindesalter zum sog. schulpflichtigen Alter* das Kind eben nimmer bloß spielen, sondern *sich auch anderweitig beschäftigen* will, und daß es zu solchen Beschäftigungen *viel leichter*, als in der häuslichen Einsamkeit, *in einer größeren, mehr schulmäßigen Gemeinschaft kommt.*[10]) Ganz naturgemäß werden dann in einer solchen Gemeinschaft mit der „Beschäftigung" auch eigentliche Spiele und zwar vorzugsweise *Gesellschaftsspiele* verbunden; denn auch von den eigentlichen Gesellschaftsspielen haben wir gesehen, daß sie — anders als die Einzelspiele — wenigstens anfangs der speciellen Leitung und Ordnung durch Erwachsene bedürfen. In diesem Sinne also sind die als Spiel- und Beschäftigungsschulen dienenden Kindergärten *für fünfjährige*, unter Umständen auch schon für vierjährige Kinder unzweifelhaft ein Bedürfnis und eine wirkliche Wohlthat, was auch solche Eltern, welche die Last der Erziehung ihrer Kinder in keiner Weise auf fremde Schultern abzuwälzen gesonnen sind, bereitwillig anerkennen werden. Dagegen *für jüngere Kinder* dürfte trotz

aller gegenteiligen Versicherung der Kindergarten doch nur eine Notanstalt zum Ersatze dessen sein, was eigentlich das Haus leisten könnte und sollte. Denn bei so jüngeren Kindern kann doch von Beschäftigung im Unterschiede vom Spiele kaum schon die Rede sein; ihre Beschäftigung ist vielmehr naturgemäß eine durchaus spielende, und zwar so, daß sie dabei vorerst am liebsten und besten noch in der Stille, für sich allein oder nur mit ganz wenigen Genossen spielen. Eigentliche Gesellschaftsspiele mit einem weiteren Kreise von Spielgenossen, wie sie der Kindergarten bietet, sind, das können wir nur wiederholen, für drei- bis vierjährige Kinder noch kein wirkliches Bedürfnis und eher eine schädliche, die kindliche Einfalt störende Verfrühung als ein heilsames oder gar notwendiges Bildungsmittel, während das für sie am besten, ja in Wahrheit allein passende Einzelspiel (resp. das Spiel mit ganz wenigen Spielgenossen) im weiteren Kreise des Kindergartens sicherlich nicht leichter, sondern schwerer von statten geht, als im engen Kreise der Familie.[11])

---

[1]) Von A. Köhler in seiner Schrift: „Der Kindergarten in seinem Wesen dargestellt; zweite Auflage" wird S. 140 f. auf das „Fröbel'sche Darstellungsprinzip" im Unterschied vom „Pestalozzi'schen Anschauungsprinzip" z. B. auch die Schreiblesemethode und das Kartenzeichnen im geographischen Unterricht zurückgeführt.

[2]) Vgl. Moller in der Schmid'schen Encyklopädie, IX, S. 88: „Die Arbeit erstrebt ein außer der Thätigkeit als solcher liegendes Ergebnis von reeller Bedeutung, und was sie thut, geschieht nur um dieses Ergebnisses willen, ist nur Mittel dazu. Nicht die Thätigkeit für sich allein führt hier zur Befriedigung, sondern das Ziel, das man erstrebt, sei dieses ein objektives Werk, das sich ablösend von dem thätigen Subjekte einen selbständigen Wert behauptet, oder die Ausbildung derselben Kräfte, die bei der Arbeit sich bethätigen, zur Vervollkommnung des Subjektes. Es ist möglich, daß die Arbeit selbst als Thätigkeit augenblicklich sehr wenig befriedigt, daß sie große Überwindung kostet und nur durch den in der Ferne wirkenden Zweck, oder, wofern dieser noch nicht frei erfaßt worden, durch Gebot und Gehorsam die nötige Energie erlangt. Anders das Spiel. Hier ist die Thätigkeit selbst die Hauptsache; in ihr wird unmittelbar die Befriedigung gesucht und gefunden. Ein äußeres Ergebnis fehlt entweder ganz, oder, wo es hinzutritt, hat es in den Augen des Spielenden keinen andern Wert als den eines Symbols und Zeugnisses für die Thätigkeit, die sich vollzog, und für die Tüchtigkeit, die sich bewährte. Das im Spieleifer sich bekundende Interesse für den Gegenstand ist durch eine Art poetischer Illusion bedingt und hat seine Heimat nur auf dem Boden der Phantasie." — G. Baur, in der Schmid'schen Encyklopädie, erste Aufl. I, S. 574: „Die Beschäftigung hat mit der Arbeit gemein, daß auch sie auf einen Zweck gerichtet ist; dagegen nähert sie sich dadurch dem Spiel, daß auch sie den Begriff eigentlicher Anstrengung ausschließt und daß sie nicht durch einen besondern Zweck, namentlich nicht durch

einen bestimmten Berufszweck gefordert ist, sondern als eine nützliche Thätigkeit überhaupt ihr Ziel nur in der Übung der menschlichen Kräfte oder in der nützlichen Bearbeitung beliebiger Dinge der Außenwelt findet." — A. Köhler, a. a. O. S. 110: „Wie den Erwachsenen, wenn er sich beschäftigt, so sehen wir auch das Kind ernster, stiller und nachdenklicher werden, wenn es sein Schaffen beginnt und begonnen hat; es will durch sein Formen und Gestalten nichts mehr und nichts weniger als ein selbstgesteckes oder von andern gegebenes Ziel erreichen, und spannt zur Erreichung desselben alle seine Kräfte an."

[3]) Vgl. Necker de Saussure, a. a. O., I, S. 281 ff.: „Man wundert sich darüber, daß Nachbildungen, so roh sie auch sein mögen, dennoch die Kinder vollständig befriedigen, und spricht ihnen deswegen den Kunstsinn fast ganz ab; man sollte aber vielmehr die Stärke ihrer Einbildungskraft bewundern, die ihnen solche Illusionen möglich macht. Das Kind nimmt auf schlechte Nachahmung keine Rücksicht, weil es das Urbild in sich trägt. — Ein Mädchen von anderthalb Jahren beschäftigt sich eifrig und anhaltend mit seiner Puppe, bringt sie zu Bette, giebt ihr zu essen, bewahrt sie vor Kälte, erzieht sie, schilt sie, und zeigt ihr, bisweilen derb genug, welchen Anteil es an seiner Moralität nimmt: dennoch weiß es recht gut, daß alles nur Spiel ist. Es sind dieses die wahrhaft dramatischen Vergnügungen, welche aus einer freiwilligen Illusion hervorgehen, aus einer Täuschung, die mit Macht das Gefühl ergreift und doch kein Irrtum ist. Diese Art von Vorstellungen sind den Tieren völlig fremd; denn wenn sie auch durch einen nachgebildeten Gegenstand getäuscht werden können, so behalten sie doch, sobald sie ihres Irrtums inne geworden sind, für die Nachbildung als solche kein Interesse mehr. So soll Zeuxis Trauben mit so viel Kunst gemalt haben, daß Vögel hinzuflogen und daran pickten; sobald sie aber die Leinwand berührt hatten, flogen sie weit von dem Gemälde hinweg. — Je mehr die Einbildungskraft des Kindes bei einer Sache in Thätigkeit gesetzt ist, desto größer ist seine Freude daran. Es liebt die Dinge, die es sieht, innerlich umzugestalten, und gerade die eigene Fiktion ist es, an der es seine Freude hat. Das Spielwerk, das es selbst erfindet, unterhält es auch am meisten. Zu getreue Abbilder wirklicher Dinge haben das Schicksal dieser Dinge selbst, d. h. es wird ihrer bald überdrüssig. Es bewundert sie, es ist davon entzückt, aber die zu genaue Form des Gegenstandes hemmt die Thätigkeit seiner Einbildungskraft. Man möchte sagen, der Geist des Kindes fühle sich mehr in seiner Ursprünglichkeit, in seiner Eigentümlichkeit, wenn es in jedem Momente der Erregung alle Dinge zur Verwirklichung dessen, was es wünscht und hofft, herbeiziehen und alles, was es umgiebt, zu Mitteln seiner Befriedigung umschaffen kann. Aus einem umgekehrten Schemel macht es einen Kahn oder einen Wagen; wieder aufrecht gestellt wird er ihm zum Pferde oder zum Tische; ein Pappkasten wird zum Hause, zum Schranke, zum Karren, kurz zu allem Möglichen. Man gehe ja in die Ansichten des Kindes ein, und gebe ihm lieber Dinge, aus denen noch etwas zu machen ist, als solche, die schon fix und fertig sind. — Das ganze Dasein dieser Kleinen ist dramatisch. Ihr Leben ist ein freundlicher, langer und absichtlich erhaltener Traum. Unaufhörlich sind sie die Erfinder neuer Scenen, sind ihre eigenen Dekorateurs und Akteurs. So

verfließen ihre Tage in beständigen Fiktionen, und sie selber sind, wenn auch kindische, doch Dichter. — Ein dreijähriger Knabe z. B. brachte einen Teil des Tages damit hin, den Kutscher zu spielen. Seine Pferde waren zwei Stühle, die er vermittelst eines Bandes zum Gespann vereinigte. Er, auf einem dritten Stuhle sitzend, die Zügel in der einen und die Peitsche in der andern Hand, lenkt seine friedlichen Renner. Sobald sich nun jemand vor jene Stühle hinstellte, störte ihn die Unbeweglichkeit dieses Hindernisses, indem es ihn aus seiner Illusion riß, auch in seiner Lust. Er geriet in Zorn und klagte trostlos, daß man seine Pferde am Vorwärtsgehen hindere. Ein anderer Fall. Ein Vater hört von seinem Fenster aus, daß seine Kinder im Garten mit dem Bogen schießen. Einer ist Schiedsrichter, andere wollen seine Entscheidung nicht anerkennen; sie streiten, schreien und zanken sich. Besorgt steigt der Vater in den Garten hinab und sieht die Knaben glühend und in größter Aufregung alle Pantomimen des Schießenden nachahmen; aber weder Bogen noch Pfeile noch eine Scheibe waren vorhanden; eine Mauer war das ganze Material ihrer Übung. —

[4]) Necker de Saussure, a. a. O. I, S. 254 f.: „Die Lust an Kraftübung ist bei den Kindern unerschöpflich. Es genügt, daß sie nur die Vorstellung einer Handlung haben, um sie gleich zu versuchen, und alles, was sie machen sehen, möchten sie nachmachen. Auch halten sie sich überall an die äußere Erscheinung; unsere Bewegungen, unsere verschiedenen Beschäftigungen, alles ahmen sie nach, ohne dabei an Grund und Folge zu denken. Ihre Mutter arbeitet an einer Nähterei, der Vater zieht schwarze Linien auf ein Papier, — sofort scheinen ihnen diese Beschäftigungen ganz natürlich als Vergnügungen, die sie teilen werden, sobald sie nur können. Ein Vergnügen ist Selbstzweck; es bedarf dabei keines andern Zweckes. Auch tritt die Zweckbestimmung nur in dem Maße ins Leben ein, in welchem der Genuß an der reinen Thätigkeit abnimmt. — Man betrachte nur eine Anzahl von Kindern verschiedenen Alters. Das eine, welches anfängt zu gehen, zieht mit Stolz einen kleinen, leeren Wagen hinter sich her. Das Geräusch der Räder hinter ihm reicht zu seinem Glücke hin. Ein anderes älteres nimmt ebenfalls einen Wagen, aber es muß auch eine Puppe sich hineinsetzen. Ein noch älteres läßt die Puppe außerdem noch etwas vorstellen. Kommt nun gar der Wagen in die Hände eines Kindes von fünf bis sechs Jahren, so ladet es Sand, Pflanzen, Stroh u. dgl. hinein, und will schon ländliche Arbeiten verrichten, welche einigen Schein von Wirklichkeit an sich tragen. So bildet zuerst das reine und einfache Bedürfnis nach Thätigkeit, dann das nach Ergötzungen der Einbildungskraft, endlich das nach wahrhafter oder eingebildeter Nützlichkeit die Stufenleiter der Bedürfnisse des Kindes. Dieser Thätigkeit des Kindes ohne Anwendung zu starker Reizmittel beständig Nahrung zu geben ist vielleicht der kurze Inbegriff der ganzen Erziehungskunst. Daher findet man auch oft in ärmeren Familien artigere und verständigere Kinder als in anderen, weil die Kinder jener vor denen dieser die besondere Vergünstigung voraus haben, daß ihnen alles, was sie sehen, weil sie es verstehen und daran teilnehmen können, interessant wird. Alle Geschäfte der Haushaltung passen in ihren Gesichtskreis und sind oft von der Art, daß sie

dabei helfen können. So ist es nicht in Familien, in welchen die Eltern einen andern Beruf haben. Unsere geistigeren Beschäftigungen bleiben unsern Kindern größtenteils ganz fremd, und da sie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und von den Kindern abziehen, verursachen sie diesen die tödlichste Langeweile."

5) Vgl. Moller, a. a. O. S. 93: „Auch die Freiheit als solche, ehe sie durch die Kraft idealer Überzeugung und Liebe die höhere Stufe ihrer Wirksamkeit erreichen kann, bedarf der Pflege und Übung. Man pflegt sie, indem man ihr die Bedingungen ihrer Bethätigung sichert; üben aber kann sie nur sich selbst, mit eigenen Kräften, indem jede Art äußerer Nötigung ferne bleibt. Gerade darin besteht nun ein großer Segen des Spieles, daß es zu dieser Übung Gelegenheit, Stoff und Aufmunterung bietet, ohne doch der Pflicht und der Arbeit störend in den Weg treten zu müssen. Denn die beiderseitigen Gebiete sind ihrem Wesen nach zu verschieden und sondern sich auch im Bewußtsein und Urteil der Kinder zu deutlich, als daß es einer guten Erziehung schwer sein könnte, sie auch in der Praxis auseinanderzuhalten und eine Übertragung der Konsequenzen des einen auf das andere zu verhüten."

6) Vgl. Böckheler, im Süddeutschen Schulboten, 1870, S. 241: „Im Spiel zeigt sich in der Regel die eigenste Natur eines Kindes viel wahrer und unverhüllter als in der ersten Beschäftigung. Die letztere ist ihm Pflicht und wird meist auf Antrieb oder unter Aufsicht von Lehrern und Eltern geübt. Da ist ein gewisser Zwang, ein gewisses Sichzusammennehmen, eine Scheu, sich ganz gehen zu lassen, vollkommen begreiflich und auch recht. Beim Spiel dagegen ist vollkommene Ungebundenheit, und jedes giebt sich ganz und voll nach seiner eigenen Art, oder die es nicht thun, in deren Art und Charakter liegt es eben, hinterhältig und verstockt zu sein. Es ist also für Eltern und Lehrer, welchen doch daran liegen muß, ihre Kinder möglichst genau kennen zu lernen, äußerst wichtig, daß diese ihre ganze, echte Natur herauskehren, daß sie also auch spielen. Wie oft haben wir Ursache, ein Kind im Spiele lieb zu gewinnen, gegen das wir in der Schule ungerecht zu sein im Begriffe waren! Wie oft umgekehrt erscheint uns ein Kind, das in der Schule und unter den Augen des Lehrers musterhaft war, im Spiel unendlich langweilig, pedantisch und unverträglich! Und wie oft sind die Neigungen und Eigentümlichkeiten, welche ein Kind im Spiel verrät, die beherzigungswertesten Winke für die Wahl seines künftigen Lebensberufes!" — Zu letzterem ist freilich dazuzunehmen, was Moller a. a. O. S. 94 sagt: „Aber bestimmte Talente, die eine Hinweisung auf den künftigen Beruf geben könnten, wird man zwar nur mit Vorsicht aus den Spielen der Kinder ein Urteil schöpfen dürfen. Je jünger sie sind, desto oberflächlicher und wechselnder sind ihre Neigungen und Bestrebungen. Nicht jeder, der als Kind einst auf dem Schemel gepredigt hat, wird später sich zum Pfarramt eignen."

7) So sagt z. B. auch der im ganzen die Fröbel'sche Pädagogik sehr warm empfehlende J. H. Fichte in seiner „Nationalerziehung der Gegenwart", S. 44: „Fröbel scheint uns nicht so betrachtet werden zu dürfen, daß man alle seine Vorschläge, Anweisungen, Vorschriften zu befolgen hätte. Diese verlieren sich nicht

selten ins Kleinliche, Sonderbare, ja Bizarre oder Geschmacklose; und diese Äußerungen, welche von seinen gewöhnlichen Anhängern gerade aufgegriffen und gepflegt worden sind, haben andrerseits die große Bedeutung seines pädagogischen Prinzips verdunkelt, wenigstens nicht zu allgemeiner Anerkennung kommen lassen. Man muß statt solcher Äußerlichkeiten des tieferliegenden Grundgedankens sich bemächtigen, der höchst vielseitiger und verschiedenartiger Ausbildung fähig ist."

[8]) Was z. B. A. Köhler, a. a. O. S. 71 f. zur Rechtfertigung des „Besingens" der eigenen Thätigkeiten des Kindes sagt, scheint uns in keiner Weise die treffende Bemerkung von J. H. Fichte (Nationalerziehung, S. 52) zu widerlegen: „Es heißt des Kindes Natur ganz verkennen, wenn man es fähig glaubt, auch nur mit halber Reflexion während des Spielens oder durch das Spielen der besonderen Absicht oder des höheren Sinnes desselben sich bewußt zu werden. Es geht im Interesse der reinen Spielthätigkeit auf, und so soll es sein; deshalb sind nur solche Spielgattungen zu empfehlen, durch die an sich selbst schon, ohne weiteren Nebensinn und ohne künstliche Reflexion, die körperliche oder die geistige Fähigkeit entwickelt wird." (Vgl. hiezu auch Flashar in der Schmid'schen Encyklop. IV, S. 48: „Wenn von einem erziehlichen und die geistige Entwicklung des Kindes fördernden Einflusse des Spielens geredet worden ist, so ist gewiß an eine so äußerliche Verbindung von Spiel und Belehrung niemals gedacht worden, wie sie bei Fröbel Schritt für Schritt jede Bewegung verfolgt. Wie jenes haec fabula docet die poetische Wirkung zerstört, so hebt die pedantische Lehrhaftigkeit der Verse und dieses ganzen Verfahrens das Wesen des Spieles selbst auf".) — In betreff des zweiten Punktes sagt z. B. A. Köhler, a. a. O. S. 2 f. 19 ff.: „Pestalozzi hat einseitig die Familienerziehung des Kindes, J. G. Fichte einseitig die Nationalerziehung oder die Erziehung zur Gemeinschaft durch Gemeinschaft betont. Fr. Fröbel will, was diese beiden auseinanderzureißen und zu scheiden suchen, in die innigste Verbindung bringen. Beide Erziehungsarten gehören zusammen und sollen auf den Zögling schon von frühester Jugend an gemeinschaftlich wirken. Eine häusliche Erziehung ohne jegliche öffentliche ist ebenso verderblich, als es diese ohne jene unbestritten ist. — Der Geselligkeitstrieb muß schon bei seiner Ankündigung ein weites Übungsfeld erhalten, damit er von allen Einseitigkeiten (eines engherzigen Familiengeistes) frei bleibt. Der Trieb, durch den das Kind zu andern gleichalterigen Kindern hingezogen wird, kommt in der Regel, wenn er nicht schon in verkehrter häuslicher Erziehung gebrochen worden ist, bei Kindern im zweiten bis dritten Lebensjahre zu einer solchen Stärke, daß er tagtäglich Befriedigung verlangt. — Alleinthätigkeit ohne Wechsel mit Vereinthätigkeit schädigt und schwächt den Thätigkeitstrieb ebenso wie Vereinthätigkeit ohne Wechsel mit Alleinthätigkeit. Dieser Wechsel kann aber nirgends so leicht und so vorteilhaft eingerichtet werden, als in den Räumen der öffentlichen Erziehung, inmitten eines öffentlichen Lebens selbst. So wie also das Kind selbständig zu spielen anfängt — das ist zwischen dem zweiten und dritten Jahre — ist auch ohne Zweifel der Zeitpunkt gekommen, wo dieser Trieb in einer öffentlichen Erziehung gepflegt werden kann und muß. — Das Kind soll und muß also neben seiner häuslichen nach zurückgelegtem dritten Lebensjahre eine

öffentliche Erziehung erhalten." Aber eben in dieser Nichtunterscheidung der frühern von der spätern Kindheitszeit und der Übertragung dessen, was für vier- bis fünfjährige Kinder ganz berechtigt ist, auch schon auf zwei- bis dreijährige scheint uns der Grundfehler auch der gemäßigten Fröbel'schen Theorie und Praxis zu liegen.

9) Vgl. A. Köhler, a. a. O. S. 52 ff. 100 f.: „Fröbels Grundgedanke ist der: Der Mensch ist seinem Schöpfer ähnlich ein schaffendes Wesen. Das A-B-C der Fertigkeiten, des Thuns ist viel wichtiger als das der Kenntnisse. An dem Thun, dem Selbstthun, dem Schaffen, Sichbeschäftigen wächst das Kind herauf. — Der Kindergarten ist keine Spielschule, wenn damit gesagt sein soll, daß seine Thätigkeit in nichts als Spiel aufgeht. Wohl, er pflegt das kindliche Spiel, aber das Spiel nicht allein; er wendet sich vielmehr an den Thätigkeitstrieb des Kindes im allgemeinen und nimmt diesen in allseitige Erziehung. Nun wird angenommen, das Leben des Kindes im Vorschulalter gehe in Spiel auf. Das ist eben eine falsche Annahme, denn neben seinem Spiel treten schon Thätigkeiten auf, in denen es Zwecke verfolgt und alle seine Kräfte aufbietet, dieselben zu erreichen. Kinder von 4—6 Jahren sind für kindliche Beschäftigungen reif, und solche Beschäftigungen betrachtet der Kindergarten als ein Haupterziehungsmittel. Fröbel stellt wohlweislich die beiden: Spiel und Beschäftigungsmittel stets neben einander und sagt damit, daß in seinem Kindergarten nicht bloß Spiele gespielt, sondern auch Beschäftigungen getrieben werden."

10) Auch der die Kindergärten sonst sehr ungünstig beurteilende Palmer sagt doch in seiner „Evangelischen Pädagogik", S. 215: „Die Mannigfaltigkeit der zweckmäßigen Beschäftigungen und Handarbeiten, die man für die Kindergärten erfunden hat, verdient allgemeinere Anwendung sowohl in den Familien als in den Kleinkinderanstalten."

11) Vgl. Necker de Saussure, I, S. 196: „Vor dem dritten und vierten Jahre findet das Kind sein Glück nur bei seinen Eltern. Seine Bedürfnisse, seine Freuden und die Sicherheit, deren es unter unserem Schutze sich erfreut, geben es in unsere Gewalt. Andere Kinder unterhalten es zwar einige Augenblicke, bald aber belästigen sie es auch. Die einander im Gesichte stehenden kleinen Leidenschaften erregen sofort Zwiespalt, und die Unmöglichkeit sich gegenseitig zu verständigen führt sie den Eltern bald wieder zu." — Curtman, Lehrbuch der Erziehung, I, S. 310: „Allmählich wird das Kind für gesellige Spiele empfänglich; es will sein Thun mit dem anderer verbinden. Dem Winke der Natur trage man Rechnung, aber man gehe nicht plötzlich zum Extrem über. Vielmehr erhalte man den Sinn für selbständiges, ungeselliges Spiel so lang als möglich. Man dränge keine Gesellschaft auf, am wenigsten die erwachsener Personen. — Daß in den Kleinkinderschulen das Bedürfnis zu geselligeren und mannigfaltigeren Spielen treibt als daheim in der Familie, ist begreiflich. Die Familie soll sich jedoch durch diese wenn gleich blendenden Beispiele nicht von ihren einfacheren und stilleren Spielen ablenken lassen. Auch in der Kleinkinderschule würde man diesen den Vorzug geben, wenn man könnte." — Auch Flashar (a. a. O. S. 41 ff.)

hebt mit Nachdruck hervor, daß, zumal bei der so frühen Verpflanzung des Kindes in den Kindergarten, der natürliche Drang des Kindes, auch allein zu spielen und sich still in die Tiefe des ahnungsvollen Gemütes zu versenken, verkürzt und verkümmert werden müsse, da das Kind, unablässig von außen her angetrieben, bald dieses zu denken, bald jenes zu thun, gar nicht zu sich selbst komme, nicht dazu komme, sich auch nur auf seine Neigung zu besinnen, geschweige ihr zu folgen. — Ebenso auch Franz Kübel, der im Süddeutschen Schulboten, 1875, S. 157 ff., sagt: „Ist es denn, muß es denn sein ein Entwicklungsgesetz der Menschheit, daß sie sich in Extremen bewegt? Wenn ja das Wirken, das Selbstthun ein wesentliches, notwendiges Ferment ist, warum muß denn die innere Wurzel des Lebens, die Mysterientiefe des Gemüts, das stille Sichversenken in sich selbst nichts mehr sein? Und wenn das Eremitentum gelehrter, ähetischer oder anderer Art ein Fehler ist, warum soll denn gleich alles Leben Gemeinschaftsleben sein, warum soll besonders in aller Frühe gleich die Knospe sich öffnen, warum der substantielle Kreis des individuellen Daseins gleich der Allgemeinheit zuliebe verkümmert werden? Uns scheint es im Prinzipe ganz zweifellos, daß die Erziehung der ersten Kindheit in die Familie gehört, und daß es eine schädliche Tendenz ist, das Gemeinschaftsleben in größerem Stile so frühe zu wecken."

§ 16.

Schon die Freiheit, mit welcher das Kind im Spiel und der Beschäftigung sich bewegt, kann und darf keine schrankenlose sein. Es mag immerhin im allgemeinen dem Kinde überlassen bleiben, ob und womit und in welcher Weise es jetzt gerade spielen oder sich beschäftigen will; aber wenn es einmal spielt und sich mit etwas beschäftigt, so ist ihm dabei nicht alles freigegeben; vielmehr ist und bleibt es auch hier einer Aufsicht der Erwachsenen unterstellt, die darüber wacht, daß wenigstens gewisse Schranken nicht überschritten und gewisse allgemeine Gesetze des Anstandes, der Ordnung, der Gerechtigkeit und Verträglichkeit, der Pünktlichkeit und der beharrlichen Geduld ꝛc. auch im Spiele und der Beschäftigung vom Kinde eingehalten werden. Aber auch sonst noch in verschiedener Hinsicht erscheint das Handeln des Kindes als ein keineswegs unbeschränkt freies, sondern mannigfach gebundenes Handeln, bei dem ihm von seiten der Erzieher allen Ernstes zugemutet wird, sich bestimmten, ihm gegebenen und gesetzten Vorschriften und Schranken zu fügen und in unweigerlichem Gehorsam zu unterwerfen.

Diese gehorsame Unterwerfung als der erste Anfang des **sittlichen Lebens** des Kindes ist demselben nach einer Seite hin ungemein er-

leichtert durch einen in seiner innersten Natur wurzelnden Trieb, nämlich den Abhängigkeitstrieb, der, auf die höhere Stufe der Freiheit erhoben und sittlich verklärt zum Autoritäts- oder Pietätstriebe wird[1]). Das Erste und Nächste, was sich dem Kinde aufdrängt, ist ja freilich das Gefühl seiner natürlichen Hilflosigkeit und seiner darin begründeten Abhängigkeit von andern; aber je mehr in ihm ein wirklich geistiges Leben erwacht, desto mehr gestaltet sich ihm jenes Gefühl der Hilflosigkeit und Abhängigkeit nicht nur zum Gefühle dankbarer Zuneigung (Sympathie) gegen diejenigen, die seiner Schwachheit täglich mit so vielen Beweisen ihrer freundlichen Fürsorge zu Hilfe kommen, sondern auch zu einem nur dem Menschen eigenen Gefühle der Ehrerbietung, kraft dessen es dem Kinde zum Bedürfnisse wird, sich von der höheren Kraft und Einsicht seiner Versorger nicht bloß helfen, sondern sich von ihr auch leiten und regieren zu lassen.

Andrerseits freilich steht dann diesem Abhängigkeits- und Auktoritätstriebe als sein entgegengesetzter Pol der gleichfalls immer stärker sich regende Selbständigkeits- und Unabhängigkeitstrieb des Kindes oder vielmehr dessen abnorme und unverständige Bethätigung im kindlichen Eigensinne gegenüber. Treibt der Auktoritätstrieb zu williger und gehorsamer Unterwerfung unter die Leitung der rechtmäßig hiezu Berufenen, so sucht umgekehrt der zum Eigensinn ausgeartete Selbständigkeitstrieb sich dieser Unterwerfung möglichst zu entziehen und nur seinem eigenen Belieben zu folgen. Das Kind will da eben nicht gehorchen und sich fügen, sei es, weil es seinen eigenen, auf anderes gerichteten Wunsch und Willen für berechtigter hält, als die Forderung des Erziehers, sei es, weil es überhaupt, nur um seine Selbständigkeit mit der That zu beweisen, im gegenwärtigen Augenblick sich gar keiner Auktorität unterordnen mag. Ja das Kind verweigert so den Gehorsam nicht selten sogar mit dem ausdrücklichen Bewußtsein, daß das von ihm Geforderte ganz in der Ordnung ist und es auch um seiner selbst willen nichts Besseres thun könnte, als gehorchen. Dergleichen läßt sich dann aber, wenn man überhaupt noch einen Gegensatz von Gut und Böse anerkennt, unmöglich mehr für eine sittlich indifferente und naturgemäß normale Äußerung und Entwicklungsstufe des kindlichen Selbständigkeitstriebes ansehen; vielmehr kann darin, wie auch das ein solches Verhalten unbedingt verurteilende eigene Gewissen des wieder zu sich selbst gekommenen Kindes bezeugt, nur eine abnorme Verirrung jenes Selbständigkeitstriebes

gefunden werden. Und daß diese Verirrung auch durchaus nicht in allen Fällen nur die Folge einer verkehrten erziehlichen Einwirkung ist, dafür liegt der Beweis in der unleugbaren Thatsache, daß Ausbrüche einer eigensinnigen, ja trotzigen Auflehnung wider die sonst anerkannte Auktorität je und je selbst bei solchen Kindern vorkommen, die im allgemeinen als folgsame und wohlgezogene Kinder bezeichnet werden müssen.[2])

Und was kann und muß nun geschehen, um dem zum Gehorsam treibenden Auktoritäts- und Pietätstriebe das Übergewicht zu verschaffen über den ihm so oft hemmend in den Weg tretenden falschen Selbständigkeits- und Unabhängigkeitstrieb? Das erste Hauptmittel hiezu, namentlich während der ersten Jahre unserer Altersstufe, ist eine richtige Gewöhnung. Alle Tugenden, und so auch die Kardinaltugend des Kindes, der Gehorsam, können ja in ihrer ersten Gestalt die Form der Gewohnheit, oder, wie diese schon der gemeine Sprachgebrauch treffend bezeichnet, einer zweiten Natur annehmen, welche der Geist ohne weitere Erwägung und Überlegung folgt, wie wenn es gar nicht anders sein könnte. Je mehr das insbesondere auch beim Gehorsam geschieht, desto leichter und müheloser wird es im einzelnen Falle mit der Unterordnung unter die berechtigte Auktorität gehen, desto weniger wird die Einsprache des Eigensinnes und Eigenwillens mehr dagegen aufkommen können. Und glücklicherweise ist ja nun auch die Herstellung solcher so wohlthätig schützenden Gewohnheiten keine allzuschwere Sache. Denn daß der Geist sich etwas zu einer festen, seine Thätigkeit beherrschenden Gewohnheit macht, das widerspricht an sich seinem Wesen so wenig, daß im Gegenteil innerhalb des menschlichen Seelenlebens Gewohnheiten, wenn sie nicht geflissentlich angebildet werden, von selbst entstehen. Es macht sich nämlich auch hier wieder jenes im innersten Wesen unseres Geistes wurzelnde Streben nach Einheit, Ordnung und Zusammenhang geltend, auf das wir schon so mannigfach von verschiedenen Seiten her geführt worden sind. Diesem Streben entspricht ein festes, stätiges und gleichmäßiges Beharren in der einmal eingeschlagenen Richtung ebenso, wie ihm ein unstätes, ruheloses Hin- und Hergeworfenwerden zwischen entgegengesetzten Richtungen widerstreitet. Und dazu kommt dann noch, daß jede Kraft durch Übung erstarkt, so daß sie das schon wiederholt Vollbrachte immer leichter vollbringt und die entgegenstehenden Hindernisse immer sicherer überwindet. Deshalb bewegt sich auch die Seele im allgemeinen von selbst und „gewohnheits-

mäßig" in einer einmal bis auf einen gewissen Punkt verfolgten Richtung weiter, solange sie nicht durch einen stärkeren Widerstand von außen oder eine energische Gegenwirkung des eigenen Willens aus dieser gewohnten Bahn heraus- und in eine andere Bahn hineingetrieben wird.[3]) Darum sorge nur der Erzieher von Anfang an durch energische Auffassung des Abhängigkeits- und Autoritätstriebes, aber, wenn es sein muß, auch durch andere mehr künstliche Reiz- und Unterstützungsmittel (wie Strafen) dafür, daß im einzelnen Falle ein wirklich entschiedener Gehorsam zustande kommt und eine Einsprache des sich dagegen sträubenden Eigensinns wenigstens nicht endgiltig das Feld behauptet. Gelingt dies dem Erzieher schon gegenüber den ersten Regungen des Eigenwillens, und zwar nicht bloß einmal, sondern wiederholt, so wird mehr und mehr *das Gehorchen selbst dem Kinde zu einer immer leichter sich vollziehenden Gewohnheit* werden, während im entgegengesetzten Falle zu fürchten ist, daß vielmehr die anfangs geschonte und geduldete Eigenwilligkeit mehr und mehr zu einer den Gehorsam erschwerenden und den Geist knechtenden üblen Angewöhnung wird[4]).

Freilich liegt es nun im Wesen und Begriff der bloßen Gewöhnung (im Unterschiede von der Charakterbildung), daß sie dem Zöglinge das, was sie ihm angewöhnt, mehr oder weniger als etwas *ihm zunächst Fremdes* auflegt, ja aufnötigt. Auch die gute Gewohnheit ist daher als Gewohnheit noch nicht eigentlich sittlich, wenigstens *nur erst objektiv, nicht auch subjektiv sittlich*. Wir finden nun aber auch schon auf unserer Altersstufe den wirklichen Anfang einer nicht bloß objektiven, sondern *zugleich subjektiven Sittlichkeit*. Denn schon das Kind kann seinen Eigenwillen aufgeben und sich der berechtigten Autorität im Gehorsam unterwerfen nicht nur, weil es zu gehorchen gewohnt ist und es gleichsam gar nicht anders weiß, sondern auch mit dem ausdrücklichen Bewußtsein, *daß es zu gehorchen schuldig ist und unrecht thäte, wenn es nicht gehorchte*[5]). Allerdings kommt das Kind auch auf diesen Gedanken nicht von sich selbst, sondern es muß ihm derselbe von außen her nahegebracht und gleichsam eingegeben werden. Aber daß nun das Kind eine hierauf gerichtete Mahnung so leicht und rasch aufnimmt und sich aneignet und sie sofort auch selbständig gegen die widerstrebenden Regungen des Eigenwillens festhält und geltend macht, woraus anders läßt sich das doch erklären, als daraus, daß im Geiste des Kindes selbst etwas dieser Mahnung Entsprechendes, nämlich ein *ursprüngliches Organ für die Unter-*

scheidung dessen, was recht und unrecht, vorhanden ist? Ein dem Geiste von Haus aus völlig Fremdes kann ihm entweder gar nicht oder nur mit Mühe aufgenötigt werden; was aber vom Geiste so leicht und lebhaft angenommen und ergriffen wird, wie eben die Unterscheidung von recht und unrecht, gut und böse, das kann nichts dem Geiste Fremdes, sondern das muß etwas ihm ursprünglich Eigenes sein, das wohl in ihm geweckt, nicht aber in ihn erst hineingebracht werden muß.

Hiemit sind wir denn bereits bei der ebenso wichtigen als schwierigen Frage nach dem Wesen und der Wirksamkeit des Gewissens angelangt. Daß auch das Kind schon ein Gewissen hat und auch in ihm schon das Gewissen sich thätig erweist, dafür zeugt eben das frühe Verständnis des Kindes für den Unterschied von recht und unrecht, gut und böse. Das Kind, wenn es nicht gerade einen schlimmen Augenblick unverständigsten Eigensinnes hat, widerspricht nicht im mindesten, sondern erkennt es vielmehr unbedingt als etwas sich von selbst Verstehendes an, wenn der Erzieher ihm sagt, dies oder jenes sei nicht recht und darum auch dem Kinde nicht erlaubt, und wenn es dasselbe gleichwohl thue, so thue es damit etwas Böses, für das es Strafe verdiene.[6]) Das Kind fühlt sich auch, wenn es etwas ihm als unrecht Bezeichnetes gethan, unzweifelhaft dafür verantwortlich und darüber schuldig, und der ihm daraus erwachsende Schmerz wird von ihm auch in ganz eigentümlicher Weise und wesentlich anders empfunden, als sonst irgend ein anderer Schmerz über ein ihm ohne sein Verschulden zugestoßenes Mißgeschick. Das bezeugen uns schon die ganz eigentümlichen Reflexbewegungen einer scheuen Unruhe, eines raschen Wechsels von Erröten und Erblassen ꝛc., in welchen sich unwillkürlich, und gerade bei dem sich noch weniger beherrschenden Kinde am meisten und unwillkürlichsten, der Schmerz eines geschlagenen Gewissens kundgiebt. Ganz besonders aber ergiebt sich der specifische Unterschied des Schuldgefühls von jedem andern Schmerzgefühle aus dem Umstand, daß das Kind bei jedem andern Schmerzgefühle so rasch als möglich seine Zuflucht zu den Eltern und Erziehern nimmt, um ihnen seine Not zu klagen und bei ihnen Hilfe zu finden; dagegen unter der Last des Schuldgefühles sucht es sich vielmehr den Augen der Eltern und Erzieher möglichst zu entziehen, oder, wenn es ihnen nahen muß und es kann sich noch nicht zu einem offenen Bekenntnis und zur Abbitte entschließen, so bemüht es sich, durch übertriebene Zärtlichkeit

oder sonst eine (meist freilich ungeschickte und sich selbst verratende) List seine Schuld so gut als möglich vor ihnen zu verbergen. Noch deutlicher vollends, als gegenüber dem eigenen Thun, offenbart sich das selbständige sittliche Urteil des Kindes in seinen Aussagen über andere, über deren Verhalten es sich nicht selten ganz von selbst als über ein böses und strafbares in der bittersten Weise beschwert.[7])

Aber was ist denn nun eigentlich das Gewissen? Die Etymologie des Wortes, werde dasselbe nun gefaßt = Mitwissen d. h. mit all unserem Thun sich verbindendes, es begleitendes Wissen, oder = in und bei sich Wissen d. h. unmittelbares inneres Bewußtsein, weist jedenfalls zunächst auf ein Wissen oder eine eigentümliche Art des Bewußtseins hin. Was für ein Wissen oder Bewußtsein nun aber das Gewissen ist, das sagt uns die bloße Etymologie des Wortes nicht. Dagegen beschränkt der Sprachgebrauch das Wort konstant auf das sittliche Gebiet, speciell auf das unmittelbare, nicht durch Überlegung und Reflexion erzeugte Wissen einerseits um das, was wir als gut thun und als böse lassen sollen, andererseits um unsern eigenen sittlichen Zustand, ob derselbe im allgemeinen oder im einzelnen Augenblicke in Ordnung ist oder nicht. In beiden Fällen handelt es sich also um ein ursprüngliches (angeborenes) Vermögen unmittelbarer sittlicher Unterscheidung oder eines nicht auf bewußten Gründen und Schlüssen, sondern auf unmittelbarer innerer Erfahrung und einem unwillkürlichen inneren Eindrucke beruhenden Urteiles über das, was gut oder böse, recht oder unrecht ist. Es ist somit unser innerstes Selbstbewußtsein, in dem wir ganz von selbst, ohne eigenes Zuthun innewerden (empfinden oder fühlen), daß und ob etwas, zu dessen Vollbringung uns ein Anreiz oder eine Gelegenheit antreibt, gut oder böse ist, daß und ob etwas, was wir gethan oder in uns aufgenommen haben, gut oder böse war. Eben diese nahe Beziehung des Gewissens zum Selbstbewußtsein verleiht daher auch allen Aussagen und Urteilen unseres Gewissens (sowohl den vorausgehenden des sog. gesetzgebenden, als den nachfolgenden des sog. richtenden Gewissens) jenen so eigentümlich persönlichen Charakter, der überhaupt dem Selbstbewußtsein und seinem Inhalte zukommt, so daß wir kraft unseres Gewissens uns ebenso für unsere Thaten und Zustände als die unsern persönlich verantwortlich, wie zu den an uns ergehenden Aufforderungen persönlich verpflichtet fühlen. Wir können hienach

das Gewissen auch geradezu als das sittliche Selbstbewußtsein des Menschen bezeichnen, womit dann zugleich noch das Weitere gegeben ist, daß das Gewissen nicht bloß die augenblickliche sittliche Gegenwart des Menschen in sich abspiegelt, sondern auch seine sittliche Vergangenheit in sich enthält und aufbewahrt. Ist doch das Selbstbewußtsein als die Einheit unseres geistigen Lebens, als das all unsere zeitlichen Thaten und Leiden zu einem zusammengehörigen Ganzen von bleibendem Werte zusammenschließende Band (§ 10) — ist es doch als solches notwendig und von selbst die Wurzel jedes wirklich unsere Thaten und Leiden als unsere festhaltenden und der Vergessenheit entreißenden Gedächtnisses. Wenn und sofern also unser Gewissen unser sittliches Selbstbewußtsein ist, ist es damit zugleich unser sittliches Gedächtnis, welches eine früher von uns vollbrachte That um deswillen, weil sie äußerlich und zeitlich vorüber und vergangen ist, nicht auch als für uns abgethan ansieht und behandelt, vielmehr sie als etwas noch in die Gegenwart Hereinreichendes und uns auch in der Gegenwart noch sehr nahe Berührendes in unserer Erinnerung bewahrt und immer wieder in unsere Erinnerung zurückruft.[8])

Freilich setzt nun jenes — das Wesen des Gewissens begründende — ursprüngliche Vermögen sittlicher Unterscheidung und Beurteilung selbst wieder einen gleichfalls ursprünglichen Maßstab voraus, nach welchem über gut und böse geurteilt und zwischen dem, was Pflicht oder Nichtpflicht, Schuld oder Nichtschuld ist, unterschieden wird. Dieser Maßstab ist ein in uns selbst vorhandenes Gesetz, das uns, wie jedem lebendigen Wesen in seiner Art, schon von Natur an- und einerschaffen ist und uns die unserer göttlichen Idee und Bestimmung allein entsprechende Richtung unserer gesamten menschlichen Entwicklung vorschreibt. Auch dieses Gesetz macht sich zunächst in uns geltend in der Form eines Triebes, den wir den sittlichen Trieb nennen und der sich von allen andern Trieben hauptsächlich durch ein Doppeltes unterscheidet.[9]) Einmal (materiell), sofern er nicht einen bestimmten besondern Inhalt außer und neben dem Inhalte der anderen Triebe hat, vielmehr als der oberste und allgemeinste Leiter aller andern Triebe nur diesen ihre richtige, durch die Idee unseres menschlichen Wesens geforderte Ordnung und Abstufung anweist. Formell aber unterscheidet sich der sittliche Trieb von den andern Trieben dadurch, daß er sich zwar auch mit der unwillkürlich drängenden Macht eines Triebes äußert, aber doch nicht wie ein bloßer Naturtrieb mit zwin-

gender, seine Forderungen unwiderstehlich durchsetzender Naturgewalt, sondern so, daß er sich durchweg an den freien Willen richtet und von diesem die Anerkennung und Verwirklichung seiner Forderungen erwartet. Statt des starren, blinden Gesetzes des Müssens waltet hier also überall das höhere, geistige Gesetz eines Sollens, das wohl auch den Willen unbedingt bindet und verpflichtet, aber ihn doch nicht zwingt, sondern ihm zugleich die Wahl läßt, ob er sich diesem Gesetze des Sollens unterwerfen will oder nicht.[10])

So sind sittlicher Trieb und Freiheit wesentlich und notwendig zusammengehörige, einander fordernde und ergänzende Begriffe (Korrelatbegriffe). Ohne Freiheit kein sittlicher Trieb, aber ohne sittlichen Trieb auch keine Freiheit! Und zu beiden gesellt sich dann als dritter Korrelatbegriff noch das Gewissen. Denn wie ohne sittlichen Trieb kein Gewissen, so gleichfalls ohne Gewissen keine Freiheit! Von Freiheit und freier Verwirklichung der Anforderungen des sittlichen Triebes durch den Willen kann ja doch nur die Rede sein, wenn und soweit der Wille von jenen Anforderungen des sittlichen Triebes weiß und hievon ein Bewußtsein hat. Das Bewußtsein des sittlichen Triebes ist aber eben das Gewissen. In ihm und nur in ihm thun sich die jeweiligen Bedürfnisse und Anforderungen des sittlichen Triebes kund; daher kann auch nur im Gewissen und durchs Gewissen hindurch der sittliche Trieb an den freien Willen kommen. Und demgemäß ist dann ferner das Gewissen auch der notwendige und einzige Anknüpfungspunkt für jede von außen kommende (göttliche oder menschliche) Einwirkung auf den sittlichen Trieb und den freien Willen. Denn so gewiß jede äußere Einwirkung den rechten, ihr entsprechenden Sinn berühren muß, um überhaupt vernommen und in unser Inneres aufgenommen zu werden und den rechten, ihr entsprechenden Trieb zu treffen, so gewiß gilt dasselbe auch von jeder mit einem „du sollst" an uns herantretenden (göttlichen oder menschlichen) Aufforderung zu irgend einem sittlichen Verhalten. Dieser werden wir als einer uns persönlich angehenden überhaupt nur inne, wenn sie unser sittliches Selbstbewußtsein oder unser Gewissen als den ihr allein gleichartigen Sinn fürs Sittliche berührt und dann durchs Gewissen hindurch unsern mit diesem am nächsten verbundenen sittlichen Trieb so erregt und in Bewegung setzt, daß dieser in der einen oder andern Weise dazu Stellung nehmen muß. Der sittliche Trieb kann sich nämlich zu der so

durchs Gewissen hindurch, also in der unmittelbar persönlichsten Weise an ihn ergehenden Aufforderung unmöglich ganz gleichgiltig verhalten. Er kann sie als eine ihm nicht harmonische und deshalb von ihm nicht anerkannte ab- und zurückweisen; aber wenn er sie annimmt, so muß er sie auch wirklich so annehmen, daß er sie zu seiner eigenen Forderung macht und sie mit der ihm und nur ihm zukommenden unbedingt und persönlich verpflichtenden Macht als seine eigene Forderung an den Willen richtet, und zwar abermals durchs Gewissen als gleichsam sein Sprachrohr hindurch. Nur das in solcher Weise durch das Gewissen und den sittlichen Trieb hindurchgegangene und von beiden selbstthätig angeeignete Gebot hört damit auf, eine äußerliche, tote und fremde („heteronome") Satzung für den Willen zu sein, und wird vielmehr zu etwas den freien Willen persönlich und innerlich Bindendem; daher wie gesagt der einzige Weg, um auf den freien Willen in freier, ihm nicht Gewalt anthuender Weise einzuwirken, die unmittelbare Anfassung des sowohl mit dem sittlichen Triebe als dem freien Willen so nahe zusammenhängenden Gewissens ist.

Aber eben diese so nahe Verbindung sowohl des sittlichen Triebes als des Gewissens mit der Freiheit des Willens hat nun eine noch weitere sehr beachtenswerte Folge. Denn ist der sittliche Trieb in seiner Bethätigung an die Entscheidungen des freien Willens gebunden, so hängt auch seine Entwicklung wesentlich von den Entscheidungen des freien Willens (freilich zugleich auch von anderweitigen Einflüssen) ab. Dieselbe wird sich dann so oder anders gestalten können, und da eine freiheitliche Entwicklung immer ein individuell persönliches Gepräge hat und bekommt, so wird bis auf einen gewissen Grad auch die Entwicklung des sittlichen Triebes bei jedem Menschen eine individuell verschiedene und eigentümliche sein und sein müssen. Ganz besonders aber ergiebt sich aus der notwendigen Zusammengehörigkeit von sittlichem Trieb und Freiheit als unabweisbare Konsequenz auch die reale Möglichkeit einer geradezu abnormen Entwicklung des sittlichen Triebes. Verkehrte Einwirkungen von außen und noch mehr verkehrte Bethätigungen der eigenen Freiheit können ja eine Verkümmerung wie jedes so auch des angebornen sittlichen Triebes zur Folge haben. Sie können den sittlichen Trieb in seiner ganzen Entwicklung hemmen und niederhalten, daß er entweder gar nicht recht erwacht oder nach kurzem Erwachen wieder in einen Zustand der Abstumpfung und toter Ruhe zurücksinkt, in dem er auch da unthätig

bleibt, wo er notwendig sich regen und geltend machen sollte. Der sittliche Trieb kann aber auch in eine wirklich falsche Bahn und Richtung hineingeleitet werden, daß er, statt die ihm durch die göttliche Idee unseres Wesens vorgeschriebene Ordnung unserer Triebe anzustreben, vielmehr diese Ordnung so oder anders verrückt und in Unordnung bringt.

In unserem Gewissen kommt uns nun aber der jeweilige Stand unseres sittlichen Triebes in unmittelbarster Weise zum Bewußtsein. Wenn und wie also der Stand unseres sittlichen Triebes ein jederzeit individuell gearteter ist, so ist es notwendig auch das Urteil unseres Gewissens. Daher ist das Gewissen des einen Menschen keineswegs unbedingt und ohne weiteres maßgebend auch für das Gewissen eines andern; ja ein und derselbe Mensch kann im Verlaufe seiner sittlichen Entwicklung ein sehr verschiedenes, bald weiteres und freieres bald engeres und strengeres, Gewissen haben und bekommen. Noch mehr: wie der sittliche Trieb selbst, so kann auch das Gewissen nicht bloß ganz versagen und in stumpfer Gleichgiltigkeit (als „schlafendes Gewissen") schweigen und ruhig bleiben, wo es notwendig reden und zeugen sollte, sondern es kann auch geradezu irren und irreführen („irrendes Gewissen")[11]). In einer Hinsicht (nach der formalen Seite) irrt freilich das Gewissen niemals; denn es reflektiert in jedem Augenblick mit untrüglicher Wahrheit das Verhältnis einer einzelnen Thätigkeit oder auch unseres gesamten sittlichen Lebens zu dem jeweiligen Stande und der jeweiligen Entwicklungsstufe unseres sittlichen Triebes (also die subjektive Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit unserer Handlung oder unseres ganzen inneren Lebens). Aber materiell kann allerdings das Gewissen so gut als der sittliche Trieb, dessen Reflex im Selbstbewußtsein es ist, irren und irreführen. Denn ist einmal der sittliche Trieb durch fremde Verführung oder eigene Schuld aus seiner richtigen Bahn gebracht, so daß er in irgend einer Weise einem einzelnen Triebe eine verkehrte Stellung anweist (oder wenigstens stillschweigend zugesteht), daß er ihn fälschlich andern über- oder unterordnet, so muß sich das notwendig und von selbst auch im Gewissen kundthun. Das im Gewissen zu stande kommende Bewußtsein sowohl von den Antrieben als dem Befriedigt- oder Verletztsein unseres sittlichen Triebes kann dann unmöglich mehr ein richtiges d. h. der echten Idee unseres menschlichen Wesens entsprechendes sein. Es ist ja auch bekannt genug und eine immer wieder geltend gemachte unleugbare Thatsache, daß die Gewissensurteile

über dieselben Dinge innerhalb verschiedener Lebenskreise oft sehr verschieden, ja geradezu entgegengesetzt lauten, daß nicht selten ein Mensch sich durch sein Gewissen zu etwas als zu einer heiligen Pflicht angetrieben fühlt, was einem andern sein Gewissen als ein Unrecht verwehrt.

Aus all dem folgt nun freilich mit nichten, was je und je mit allzu raschem Schlusse daraus gefolgert worden ist, daß nämlich das Gewissen überhaupt gar keine maßgebende Richtschnur für unser sittliches Leben und Verhalten sei und sein könne. Das Gewissen ist allerdings nicht in dem unmittelbaren Sinne, wie man gemeiniglich sagt und glaubt, die Stimme des wahrhaftigen, nicht irrenden Gottes selbst, vielmehr in höherem Grade, als häufig zugestanden wird, von der Erziehung, vom Zeitgeiste, von nationalen und Familienvorurteilen, wie von der eigenen freien Einwirkung des Menschen abhängig. Es ist auch nicht schon von Haus aus fertig, sondern es muß (durch Einwirkung auf den ihm zu grunde liegenden sittlichen Trieb) auch selbst erst gebildet und erzogen, ja unter Umständen (gleichfalls durch Umgestaltung des sittlichen Triebes) geradezu umgebildet und richtig gestellt werden. Aber auch das irrende Gewissen ist und bleibt für uns in allen Fällen eine sittliche Auktorität, eben weil der ihm zu grunde liegende, von der göttlichen Idee unseres Wesens bestimmte sittliche Trieb immer der (wenn auch nicht schlechthin vollkommene, aber doch relativ) höchste und beste Trieb unseres menschlichen Wesens ist und bleibt. Entgegen der im Gewissen sich ankündigenden Forderung des sittlichen Triebes irgend einem andern Triebe folgen, ist immer sittlich verwerflich, obwohl umgekehrt ein Handeln, das den Anforderungen des Gewissens entspricht, damit allein noch nicht gerechtfertigt ist.

Im ersten Anfange der sittlichen Entwicklung verhält sich übrigens naturgemäß der sittliche Trieb noch vorwiegend empfangend (rezeptiv). Der kindliche Auktoritätstrieb ist hier vorerst noch so ausschließlich mächtig, daß sich ihm auch der sittliche Trieb und damit das Gewissen des Kindes unbedingt unterordnet und demgemäß alles, was Vater und Mutter gebieten, unbedenklich an- und aufnimmt und als sein eigen Gebot dem Willen gegenüber geltend macht. Das Gewissen der Eltern ist so für die erste Kindheitszeit auch das Gewissen der Kinder, deren Gewissensurteile sich noch ganz auf die sittlichen Urteile, die Gebote und Verbote der Eltern gründen und in der That

noch ganz mit diesen zusammenfallen[12]). Dieses Verhältnis wird und muß sich freilich mit der Zeit ändern. Auch das Kind muß allmählich in seinen sittlichen Urteilen selbständiger werden, so daß es gemäß dem auch in seinem sittlichen Triebe waltenden selbständigen Gesetze (der angebornen Idee seines Wesens) anfängt seine eigenen Wege zu suchen. Aber es ist doch nicht gut, wenn jenes unmittelbare Zusammenfallen des eigenen sittlichen Urteiles mit dem Urteile der berechtigten Auktoritäten zu frühe sich löst; und zumal, wenn schon im kindlichen Gemüte sich ernstliche Zweifel darüber erheben, ob das von Vater und Mutter Gebotene auch wirklich gut und recht und der Ungehorsam dagegen wirklich unrecht sei, so ist das in allen Fällen etwas Abnormes, das auf eine gründliche Verrückung des richtigen Verhältnisses auf Seiten der Eltern oder des Kindes oder beider Teile hinweist. Und selbst für die spätere Lebenszeit kann dieses erste Zusammenfallen des sittlichen Urteiles des Kindes mit dem der ersten Erzieher noch eine heilsame Nachwirkung ausüben. Jene einfach, ohne eigene Überzeugung, von den ersten Erziehern an- und aufgenommenen sittlichen Urteile haben ja freilich vorerst nur den Wert von Vorurteilen (d. h. von Urteilen, welche vor dem eigenen selbständigen Urteile mehr nur passiv von andern übernommen werden). Aber eben solche in der frühesten Kindheit an- und aufgenommene Vorurteile haften in der Seele oft besonders fest und zähe, und wie manchem sind schon gute, von treuen Eltern ihm frühzeitig eingepflanzte Vorurteile dieser Art zuletzt der einzige Halt und Anker gewesen, der ihn unter den Kämpfen, vielleicht auch Verirrungen seiner späteren Jahre noch festgehalten oder auf die rechte Bahn zurückgeführt hat!

Einer selbständigeren Entwicklung des Gewissens wird übrigens auf unserer Altersstufe am besten dadurch vorgearbeitet, daß dem mehr und mehr sich regenden Freiheitstriebe des Kindes allmählich auch ein weiterer Raum gelassen wird. Und zwar soll dies nicht nur auf dem im vorigen § besprochenen verhältnismäßig ungefährlichsten Boden des Spieles geschehen, sondern auch im Gebiete des eigentlichen sittlichen Handelns. Die bloße, doch immer einigermaßen mechanische Gewöhnung darf doch nicht das gesamte sittliche Leben und Handeln des Kindes allein beherrschen; es darf auch dem Kinde das Unrechtthun nicht nur einfach unmöglich gemacht, sondern das Kind muß je und je auch geflissentlich an einen Scheideweg gestellt und ihm dabei die Entscheidung für das Richtige, statt äußerlich aufgenötigt, vielmehr

nur innerlich nahegelegt werden durch ermahnenden Zuspruch und Verweisung an sein eigenes Gewissen. Damit wird allerdings mehr gewagt, aber auch der Bildung eines freien, selbständigen Gewissens und Charakters mehr gedient, als mit einer ausschließlichen Pflege der Gewöhnung, welche die Möglichkeit eines auch Andershandelns schon von vornherein gar nicht aufkommen läßt.[13])

---

[1]) Necker de Saussure, a. a. O. I, S. 239: „Zieht man die Erfahrung zu Rate, so sieht man, daß, wenn in dem Kinde ein angeborner Trieb nach Unabhängigkeit vorhanden ist, es eine ebenso natürliche Richtung in sich trägt, seinen Willen dem unsrigen unterzuordnen. Oft thut es, was wir wollen, aus Sympathie gegen uns; dann macht es auch die Erfahrung, daß sein Widerstand vergeblich ist; endlich fühlt es, daß es uns angehört, und freut sich uns anzugehören. — Der Glaube des Kindes, daß es seinen Eltern angehöre, ist Folge eines Vertrauens, und dieses Vertrauen wird einst die Quelle des freien, kindlichen, sich ganz hingebenden Gehorsams, jener Tugend, welche unter allen menschlichen Tugenden allein den Namen der Pietät verdient."

[2]) Die so fein beobachtende und über die Kinderwelt gewiß nicht zu hart urteilende Madame Necker de Saussure sagt gleichwohl a. a. O. I, S. 313 f.: „Es giebt eine momentane Verstockung des Willens, während welcher das Kind an dem Vorsatze, das Gebot zu verletzen, seine Freude haben, darin eine wahre Wollust finden kann. In der That ist die Freude sich der Herrschaft zu entziehen, die man an dem Kinde beobachtet, etwas ganz anderes als Schwachheit, etwas ganz anderes als das Unvermögen, die Opfer zu bringen, welche die Pflicht von ihm fordert. Eine Empörung gegen jedes Gebot ist keine seiner Natur fremde Regung. Es giebt Zeiten, wo das Kind, wie leider der Mensch überhaupt, von einem wilden Taumel ergriffen wird, Zeiten, wo lange schon unterdrückte Begierden wieder die Oberhand gewinnen und die schlechten Neigungen ihre Saturnalien feiern. Dann scheint die Seele an Zank und Streit, an Gewaltthätigkeit, an den Leiden und der Demütigung anderer, an dem Umsturze der Ordnung, kurz an dem Bösen eine Lust zu haben, und diese Lust scheint dann ihr Element zu werden. Es ist dies ein heilloser Zustand des menschlichen Gemütes, dessen Wiederkehr, wenn er einmal vorüber, nur die Vernunft und vorzüglich die Religion zu verhindern vermag, in den Kinder aber trotz aller angewandten Sorgfalt doch zuweilen zurückfallen. Ein sanftes, lenksames, freudig gehorsames Mädchen meiner Bekanntschaft fand zuweilen seine Freude daran, einen offenen Ungehorsam zu bethätigen. Schon in einem Alter von 18 Monaten bemerkte man an ihm das doppelte Bedürfnis, einmal die Ordnung zu beobachten und dann wieder ihr zu trotzen. Eines Tags geriet sie ohne allen Grund in den Zustand offener Empörung. Kleider, Hüte, kurz alles, was in ihre Hand fiel, schleppte sie mitten in die Stube auf den Boden zusammen und hüpfte singend um diesen Haufen mit unaussprechlichem Jubel herum. Der ernste Unwille der Mutter konnte sie darin

nicht stören. Sie fühlte wohl, daß sie unrecht thue; ihr Gefühl verriet die Vorwürfe ihres Gewissens; aber darin, daß sie die Stimme desselben unterdrücken konnte, bestand ihre Lust."

[3]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele II, S. 307 f.: „Eine gewisse Gleich- und Regelmäßigkeit des Wechsels von Ruhe und Bewegung, wie überhaupt der Zustände und Thätigkeiten, Anregungen und Einwirkungen ist ein dem Leib und der Seele gemeinsames Bedürfnis. Wie Leben und Gedeihen des Organismus gefährdet ist, wo er einer schroffen Gegensätzlichkeit, einem wüsten Durcheinander von Hitze und Kälte, Licht und Finsternis, Feuchtigkeit und Trockenheit, Hunger und Sattheit ausgesetzt ist, wie dagegen eine streng geregelte Lebensweise die beste Bürgschaft für die Erhaltung der Gesundheit gewährt, so bedarf auch die Seele zu ihrem natürlichen Wohlsein, zur Entwicklung und Ausbildung ihrer Kräfte einer gewissen Gleich- und Regelmäßigkeit im Kommen und Gehen der Empfindungen, Gefühle, Perzeptionen, Vorstellungen und Strebungen. Daher besitzt sie von Natur einen wenn auch relativ schwachen Trieb zur Wiederholung aller der Funktionen und Akte, die sie im naturgemäßen Verlaufe ihres Lebens einmal ausgeübt hat, und dieser Hang wächst, je öfter sie dieselben übt. Die Natur begünstigt diesen Akt des Repetierens und hat — wahrscheinlich um seiner Nützlichkeit willen — gleichsam eine Prämie auf seine Ausübung gesetzt. Denn obwohl sich nicht ermitteln läßt, wie und wodurch es geschieht, daß jede leibliche Bewegung wie jede psychische Funktion, je öfter sie wiederholt wird, um so leichter und rascher von statten geht, so ist es doch eine ausgemachte Thatsache, daß es geschieht und daß alle sog. Fertigkeiten des Leibes wie der Seele nur durch solche stätige Wiederholung (Übung — Einübung) erworben werden. Die Befriedigung jedes Triebes, also auch dieses Hanges, gewährt der Seele eine Lustempfindung. Daher das angenehme Gefühl, mit dem wir in unsere gewohnte Umgebung, in unsere Häuslichkeit, unsern Familienkreis zurückkehren, mit dem wir unsere gewohnten Beschäftigungen wieder beginnen, unsere alten Bekannten begrüßen oder eine Stadt, eine Gegend, in der wir früher einmal uns aufgehalten haben, wiedersehen. Daher das Vergnügen, das die Übung einer bloßen Fertigkeit rein als solche uns gewährt. Daher aber auch das unangenehme Gefühl bei jeder Unterbrechung unserer gewohnten Beschäftigung, bei jeder Störung unseres Lebensganges und unserer Lebensgewohnheiten, beim Wechsel unseres Wohnorts, bei eintretender Veränderung im Personal unserer Lehrer, Vorgesetzten, Amtsgenossen ꝛc. Denn eben hier liegt die Quelle der großen Macht, welche die Gewohnheit und Angewöhnung bekanntermaßen übt. Nur infolge dieses Bedürfnisses, dieses Triebes, dieser Lust und Neigung nimmt die Seele meist unbewußt und unwillkürlich Gewohnheiten an und gewinnt das Gewohnte lieb. Freilich hat auch diese Lust und Neigung ihr Maß. Wird der Verlauf unseres Lebens zum wechsellosen, mechanischen Einerlei, so tritt das Unlustgefühl der Erschlaffung, der Langeweile ein."

[4]) Vgl. Ulrici, a. a. O. II, S. 395 f.: „Auf der Möglichkeit der Angewöhnung und auf den Faktoren, durch die sie sich bildet, beruht die Möglichkeit einer erziehenden Einwirkung. Zunächst setzt die größere Leichtigkeit, mit welcher oft wiederholte Akte sich vollziehen, voraus, daß die ur-

sprünglichen Kräfte, von denen sie ausgeführt werden, durch die Wiederholung erhöht und gestärkt werden. Je mehr daher ein einzelnes Organ des Leibes, ein bestimmtes Vermögen der Seele geübt wird, um so leichter wird es geschehen, daß dasselbe, obwohl von ursprünglich geringerer Kraft, doch allgemach eine größere Stärke gewinnt als andere von ursprünglich höherer Kraft, die ungeübt brach liegen. Es ist also die Möglichkeit gegeben, die einzelnen Seelenvermögen, Sinneswerkzeuge, Körperorgane durch äußere Einwirkung, durch Anwendung namentlich solcher Reize, welche sie zur Thätigkeit veranlassen, zu kräftigen, ihre Ausübung zu erleichtern, ihre Wirkungen zu erhöhen, kurz sie auszubilden. Alle Erziehung wird daher zunächst, ja im Grunde fortwährend, auf Übung der körperlichen und seelischen Kräfte gerichtet sein, d. h. die ursprünglichen Anlagen zu „Fertigkeiten" auszubilden suchen müssen. In der Übung und Einübung besitzt die Erziehungskunst aber auch das Mittel, einzelne Seelenvermögen vor den übrigen zu begünstigen, ihre Ausbildung vorzugsweise zu fördern, sei es um das notwendige Gleichgewicht zwischen allen herzustellen, sei es um demjenigen das Übergewicht zu verschaffen, dem die Leitung der übrigen gebührt." — Necker de Saussure I, S. 233. 239: „Solange die Seele noch ohne Gewalt über sich selbst und der Wille, wenn auch scheinbar sehr lebendig, doch in der That noch völlig unfrei ist, weil er, dem jedesmal stärksten Triebe folgend, nur einer blinden Macht gehorcht, so lange leiten wir das Kind durch Gewohnheiten, welche es infolge der Sorgfalt, mit der wir es behandeln, und der Regelmäßigkeit, die wir dabei beobachten, gar leicht und natürlich annimmt. Gewiß darf dieses sanfte, allerdings etwas maschinenmäßige Mittel nicht ausschließlich angewendet werden; allein zu entbehren ist es in keinem Falle, da man bei der Erziehung die Gewohnheiten, die das Kind zuverlässig annimmt, nur entweder für oder gegen sich haben kann. Nur durch ein inkonsequentes und launenhaftes Benehmen könnte man etwa das Kind von der Annahme gewisser Gewohnheiten abhalten, wenn ihm dann nicht Inkonsequenz und Launenhaftigkeit nach unserem Beispiel selbst zur Gewohnheit werden. — Unter allen Gewöhnungen der Kindheit ist aber die Gewöhnung an Gehorsam die notwendigste, weil man mittelst derselben alle andern brechen oder erzeugen kann."

[5]) Vgl. Necker de Saussure II, S. 217: „Der Gehorsam der Kinder ist doppelter Art. Die eine Art geht aus der Gewöhnung daran seit dem frühesten Alter hervor, und dieser Gehorsam ist daher als ein unfreiwilliger, fast maschinenmäßiger zu betrachten. Die andere Art dagegen hat ihre Quelle in dem Pflichtgefühle und dem Entschlusse, die gefühlte Pflicht zu erfüllen. Zuerst gehorchte es, ohne etwas dabei zu denken; jetzt aber entsteht in ihm der Gedanke, daß es gehorchen sollte." — Dieselbe, I, S. 82. 296: „Es giebt eine Pflicht, welche das Kind sehr leicht begreift, und wenn es sich derselben erinnert, stets und ohne Vorbehalt anerkennt, welche es auch so ziemlich in das Verständnis aller andern Pflichten einführt, — nämlich die Pflicht des Gehorsams gegen diejenigen, von welchen es sich ganz und gar abhängig weiß, welchen der Himmel sein Schicksal anvertraut hat."

[6]) Vergl. Palmer, in Schmids Encyklop. 1. Aufl. II, 899: „Schon frühe, selbst noch ehe es reden kann, ist dem Kinde der Gegensatz von gut und böse etwas unmittelbar Einleuchtendes. Was böse oder gut, das weiß freilich das Kind aus sich selber noch nicht; aber daß das ein Dilemma ist, in dem es selber sich befindet, das begreift es. Deshalb hat auch der Erzieher zunächst die Aufgabe, diesen Gegensatz, rein formell, in des Kindes Bewußtsein so unerschütterlich fest zu machen, daß er ihm nicht nur nie verloren geht, sondern durch all sein Denken durchschlägt, so daß ihm unwillkürlich bei jeder menschlichen That die Kategorien Gut und Böse vor die Seele treten."

[7]) Vergl. Palmer, a. a. O. S. 900: „Wenn das Kind irgend etwas gethan hat, was wider der Eltern Gebot war, so ist ihm, wenn es Vater und Mutter unter die Augen treten soll, nicht wohl dabei. Dieses Unbehagen, diese Furcht wird das aufmerksame Auge des Erziehers ihm ansehen, auch wenn es dasselbe zu verbergen sucht, um sich nicht zu verraten. Freilich täuschen wir uns nicht: diese Furcht ist zunächst noch nichts anderes als die Furcht vor Strafe oder Schande; bleibt die Entdeckung aus, wird keine Strafe verhängt, so steht die Sache bei den meisten Kindern — auch bei den unverdorbenen und im ganzen aufrichtigen — nicht so, daß nun desto mehr Strafe im Innern, in der Qual des Gewissens fühlbar wäre, sondern wenn sich der Thäter vor der Strafe sicher weiß, so ist auch sein Gewissen zufrieden. Der Fall, daß ein kleiner Missethäter selber gewünscht hätte, die Strafe zu erleiden, um in seinem Gewissen Ruhe zu haben, ist wohl ein sehr seltener. — Des Kindes Gewissen besteht also in den meisten Fällen eben darin, daß es Strafe erwartet. Erfolgt sie nicht, geht eine Reihe von Übertretungen ungestraft hin, dann erlahmt auch sein Gewissen. Es ist mit der Jugend wie mit einem ganzen Volke: Ist die Justiz eine blinde und lahme, so geht das Rechtsgefühl des Volkes allmählich unter; es muß immer seinen Halt an der Wahrnehmung haben, daß das Recht eine reelle, objektiv existierende Macht ist." — Necker de Saussure, II, S. 218. 263 f. 270; „Das Gefühl einer gewissen Unbehaglichkeit und Verlegenheit, das auch schon das kleine Kind befällt, wenn es unser Gebot überschritt, ist das erste Erwachen des Gewissens in ihm. — Ein Kind verbirgt vielleicht sorgfältig etwas, welches lange Gegenstand seines Verlangens war, und setzt sich dann ganz still zu seiner Mutter. Es möchte sich gern ganz ruhig verhalten, aber, zu aufgeregt um sich in dieser Ruhe erhalten zu können, fängt es an der Mutter schön zu thun. Dabei steigt ihm aber plötzlich das Blut ins Gesicht, dessen Ausdruck zugleich zärtlich und verlegen wird; dies und selbst die Übertreibung seiner Freundlichkeit gegen die Mutter reicht hin es zu verraten. — Alle diese Kriegslisten und meist nicht sehr tief angelegten Kombinationen des Kindes müssen vereitelt werden; man muß sie entdecken und durchbrechen und so zeigen, daß man sich nicht hintergehen läßt. Wenn du seine interessierten Liebkosungen mit entschiedener Kälte, seine wahrhaften Äußerungen aber mit entschiedener Wärme aufnimmst, so wird sein Gewissen es den wahren Grund deines Benehmens nicht verkennen lassen."

[8]) So wenig Übereinstimmung bis jetzt gerade auch über die wissenschaftliche Bestimmung des Begriffs des Gewissens sich findet, so wenig darf doch eine

genauere Erörterung dieses Begriffs in einer Psychologie, zumal einer pädagogischen, fehlen. Unsere obige Darstellung trifft, wenn auch nicht ganz, doch am meisten zusammen mit der gründlichen Entwicklung von Palmer in der Schmid'schen Encyklopädie, 1. Aufl. II, S. 890 ff. Hier heißt es namentlich auch über den Zusammenhang des Gewissens mit dem Selbstbewußtsein, S. 893: „Das Gewissen ist nicht nur das Bewußtsein, daß die That, und zwar als meine That, vollbracht ist und ich sie nicht mehr von mir, von meiner Persönlichkeit und den meinen Wert bestimmenden Prädikaten loslösen kann, sondern es ist auch die fortwährende Richtung des Gedächtnisses, die beharrliche Fixierung des Selbstbewußtseins auf diese That, so daß der sittliche Sinn fortwährend diese That und ihre Häßlichkeit anschauen muß, auch wenn der Wille, der sie verschuldet hat, immer wieder die Gedanken davon ablenken möchte." — Vgl. auch Reiff, christliche Glaubenslehre, zweite Auflage, I, S. 189: „Um sich zu wissen, was die Hauptfunktion des Gewissens ist, ist Sache des Selbstbewußtseins. Von ihm haben alle Gewissensfragen ihren persönlichen Charakter, von ihm ihre Kraft, den Menschen im Innersten zu fassen, von ihm ihre lebenswarme, individuelle Färbung. Und wiederum ist deshalb das Zeugnis des Gewissens ein so sicheres, so tief innerliches, selbsteignes. Man müßte geradezu das eigene Selbstbewußtsein verleugnen, wollte man die Aussagen des Gewissens leugnen. Auch kommt daher die Thatsache, daß mein Gewissen nicht für andere verbindlich ist, sondern nur mir vorzuschreiben, mich zu richten hat."

[9]) Vgl. Trendelenburg, Naturrecht, S. 38. 41: „Es kann dem Menschen keine andere Aufgabe gegeben sein, als die Idee seines Wesens zu erfüllen; der Mensch kann keine andere fassen und keine andere anerkennen; eine Aufgabe, welche der Idee seines Wesens widerspricht, würde an ihm abgleiten oder müßte wie das Böse von ihm zurückgestoßen werden. — Die Idee des Menschen ist das Treibende im Leben des einzelnen und in der Geschichte der Menschheit; dabei ist aber der Mensch im großen Stile gemeint, im Stile der göttlichen Idee, welche ihre Züge der Weltgeschichte einzeichnet. — Ulrici, Praktische Philosophie, I, S. 110: „Das Gefühl des Sollens weist auf eine ethische Bestimmung des menschlichen Lebens und Wesens hin; es ist nur erklärlich, wenn dem Menschen von Natur ein ethisches Ziel als Zweck seines Daseins, seiner Entwicklung und Bildung gesetzt und seinem Wesen als ursprüngliche Bestimmtheit eingeprägt ist, in ähnlicher Art, wie dem Leben der Raupe die Bestimmung eingepflanzt ist, ein Schmetterling zu werden. Diese Bestimmtheit ist es, welche, indem sie die Seele afficiert, das Gefühl des Sollens hervorruft." — Lotze, Mikrok. II, S. 334 f.: „Wir glauben uns zur Mitarbeit an dem Aufbau einer übersinnlichen Weltordnung berufen, und wie unklar uns auch der Plan der letztern und der Sinn unseres eigenen Beitrags zu ihr bleiben mag, so fühlen wir doch, daß alles, was uns als Pflicht erscheint, den letzten Grund seiner Verbindlichkeit darin hat, daß es nicht nur dem Begriff unserer thatsächlich vorhandenen Natur, sondern ihrer Bestimmung entspricht."

Mit der Erörterung des sittlichen Triebes stehen wir an den psycho-

logischen Wurzeln der Ethik, die ja eben das Wesen und die Bethätigung des sittlichen Triebes näher darzulegen hat. Die oben von uns angedeutete Begriffsbestimmung dürfte wohl am meisten mit dem Platonischen Begriff der Gerechtigkeit zusammenfallen, so daß wir den sittlichen Trieb auch bezeichnen könnten als den auf die Herstellung der Gerechtigkeit oder einer gerechten Ordnung unseres Lebens gerichteten Trieb. Auf ein bestimmtes einzelnes Lebensgebiet kann der sittliche Trieb schon darum nicht beschränkt werden, weil jeder menschliche Trieb irgendwie der sittlichen Beurteilung und Leitung unterliegt. So ist dem sittlichen Triebe sein Stoff in der Gesamtheit aller andern Triebe gegeben, und seine Aufgabe ist eben, diese sämtlichen Triebe in das richtige Verhältnis zu einander oder in das richtige Verhältnis der Über-, Neben- und Unterordnung zu bringen. Kein einzelner, auf ein bestimmtes, einzelnes Lebensgebiet beschränkter Trieb fällt darum mit dem sittlichen Trieb einfach zusammen, auch nicht der so oft mit ihm identifizierte Liebestrieb, da weder die Sittlichkeit im Lieben allein aufgeht, noch das Lieben als solches, wenn dabei die Objekte der Liebe nicht richtig geordnet werden, schon an und für sich sittlich ist. — So hat also der sittliche Trieb in der Verwirklichung der Idee des Menschen oder in der Herstellung der — der göttlichen Bestimmung des Menschen entsprechenden vollkommenen Ordnung der verschiedenen, das Wesen des Menschen bildenden Triebe und Kräfte seinen ganz bestimmten Inhalt. Anders das Gewissen, das als sittliches Selbstbewußtsein eben nur den jeweiligen Stand des sittlichen Triebes und das Verhältnis des jeweiligen Momentes (teils einer vorliegenden Gelegenheit zum Handeln, teils einer eben vollbrachten Handlung) zu dem derzeitigen Stande des sittlichen Triebes in sich abspiegelt. Ihm kommt daher ein selbständiger Inhalt nicht zu, sondern es ist zunächst und nach seinem eigentlichen Wesen nur ein formales, das Verhältnis zweier gegebenen Größen (des augenblicklichen Thatbestandes einer- und des sittlichen Triebes andrerseits) zum Ausdruck bringendes Vermögen. Gewissen und sittlicher Trieb gehören freilich trotz alledem so wesentlich und unmittelbar zusammen, daß sehr häufig nicht nur im populären, sondern auch im wissenschaftlichen Sprachgebrauche das Wort Gewissen in einem allgemeinern, auch den sittlichen Trieb in sich befassenden Sinne verstanden wird, wie z. B. genau genommen auch nicht eigentlich vom Gewissen, sondern von dem ihm zu grunde liegenden sittlichen Triebe gilt, was Reiff in seiner „christlichen Glaubenslehre", I, S. 190 f. und seinem Vortrage „Glaube und Gewissen" 1868, S. 21 sagt: „Hätte das Gewissen nicht einen ursprünglichen Inhalt, wäre es wie ein unbeschriebenes Blatt Papier, das sich nur durch Erfahrung füllte, könnte jeder beliebige Inhalt in demselben niedergelegt werden, hätte dann der Mensch ein Kriterium für die Wahrheit? wäre er nicht urteilslos jedem Religionsabenteurer preisgegeben und müßte einfach gutheißen, was ihm dieser zur Gewissenspflicht machen will? So aber ist es in der That nicht. Der Mensch trägt in seinem Innern eine Saite, welche von der Schöpferhand Gottes selbst ursprünglich auf den richtigen Ton gestimmt worden ist. Was wirklich Wahrheit ist, macht unwillkürlich diese Saite mitklingen, wie schwach es auch sein möge; was keine Wahrheit ist, läßt sie regungslos, weil es ihren Ton nicht trifft. — Bekannt

ist jene Glockenprobe, welche darauf beruht, daß man mit irgend einem Instrument die Skala durchspielt, innerhalb welcher der Ton liegen kann. Wird ihr Ton getroffen, so wird sie unfehlbar von selber mitklingen, ohne daß sie angeschlagen wurde. So kann ich etwas nur als meine Pflicht innewerden, wenn es die Glocke meines Herzens erklingen macht. Was ist nun jenes Gesetz, das im Herzen geschrieben, was der Ton, auf den unser Wesen gestimmt ist? Allerdings nichts, das in entwickelten Begriffen oder gar in formulierten Sätzen vorliegt: angeborne Ideen oder Moralprincipien giebt es nicht. Wie die Vernunft, so ist auch das Gewissen etwas Elastisches, auf Entwicklung Angelegtes. Aber so gewiß Gott dem Menschen das Gesetz seines Wesens, das Ziel seiner Bestimmung als reale Thatsache, als treibende Kraft (Trieb) eingepflanzt hat, so gewiß hat er ihm auch irgendwie ein Innesein davon als Mitgift anerschaffen." —

[10]) Vgl. Ulrici, Praktische Philosophie, I, S. 104: „Das Gefühl des Sollens ist ein Gefühl der Gebundenheit des Willens als Willens, und somit zwar keineswegs ein Gefühl des Zwanges (Müssens), sondern im Gegenteil ein Gefühl, das die Freiheit voraussetzt und sie bestätigt, aber sie doch insofern bindet, als es ihr eine Richtschnur ihres Verhaltens bezeichnet. Ohne die Freiheit wäre das Gefühl des Sollens unmöglich, ohne sie könnte es nur ein Gefühl des Müssens geben, aber ohne das Gefühl des Sollens wäre die Freiheit völlig ungebundene Willkür, der gegenüber Recht und Sittlichkeit unmöglich wäre." — Horwicz, a. a. O., II[b], S. 475: „Das Müssen ist der Ausdruck des leidenden Unterworfenseins unter die Bedingungen des Organismus und der Natur. Ich muß weinen, wenn ich traurig bin; ich muß Schmerzen leiden, wenn ich krank bin. Auch das Sollen ist ein Unterworfensein, aber nicht unter ein totes Gesetz, unter ein starres Fatum, sondern unter einen lebendigen Willen. Das Sollen ist also die Herrschaft eines höheren Willens über einen niederen. Aber es ist die Herrschaft eines Willens über einen Willen. Der beherrschte Wille bleibt trotz seines Unterworfenseins Wille d. h. Spontaneität. Die Herrschaft ist also keine so unbedingte, als es beim „Muß" der Fall ist. Der Sollende kann auch nicht wollen und muß nicht thun, was er soll; der Müssende aber muß, er mag wollen oder nicht."

[11]) Vgl. Palmer, a. a. O. S. 896 f.: „Es kann in einem Menschen die böse Lust so überhand nehmen, daß der sittliche Trieb allmählich erlahmt. Die Nichtbefriedigung desselben, die im Anfang eben jene Reaktion hervorrief, wird, wenn sie beharrlich sich fortsetzt, diese müde machen und zuletzt zum Schweigen bringen. Das Gedächtnis, die gesamte Einbildungskraft wird durch andere angenehmere Dinge so vollauf beschäftigt, daß die Erinnerung an gethanes Böse nicht mehr aufkommen kann, und wenn auch einmal solch ein Schatten aus dem Grabe der Vergangenheit aufsteigt, so ist das Gesamtgefühl durch jenen Fleischesdienst so abgestumpft, daß kein Erschrecken, kein Unbehagen mehr dadurch erzeugt wird. — In diesem Falle ist, wenn wir genauer zusehen, zunächst nicht das Gewissen selbst korrumpiert, sondern der sittliche Trieb ist von seinen rechten Objekten ab- und auf falsche hingelenkt. Seine eigentümliche Aufgabe erfüllt das Gewissen auch jetzt, so viel an ihm ist,

aber, getäuscht durch ein falsches Signal, läßt es sich nun auch am unrechten Orte vernehmen und schweigt infolge dessen gerade da, wo es rufen sollte."

[12]) Vgl. Necker de Saussure, I, S. 296 f.: „Ein Kind von einigem Gefühl hat gewöhnlich eine Person, welcher es anzugehören glaubt. Dieser Person glaubt es auch für sein Benehmen verantwortlich zu sein; gegen alle übrigen Menschen aber ist sein Verhältnis von viel geringerer Innigkeit. Hat es mit solchen zu thun, deren Autorität ihm ferner liegt, so zieht es sich aus dem Handel, so gut es immer kann, während die Verweise des von ihm anerkannten Herrn und Meisters in seinem Herzen ihren Widerklang finden. Dieser ist sein Gewissen. Von seinem im voraus geahnten Ausspruche erwartet es Lossprechung oder Verurteilung. Ihn glaubt es im Momente der Versuchung leibhaftig vor sich stehen zu sehen, und nicht selten steht er so lebhaft vor seinem inneren Auge, daß es ihm nicht mehr ungehorsam sein kann und in natürlicher Folge seiner lebhaften Einbildungskraft sich sogar von ihm beobachtet wähnt. Darum verwundert es sich auch gar nicht darüber, wenn sein Herr und Meister das Ansehen hat, als wisse er, was es ferne von ihm gethan. Die Vorstellung eines unsichtbaren Zeugen seines Thuns hat nichts an sich, was diesem Alter als Widerspruch erschiene. Ist aber das Kind, sei es aus Vergeßlichkeit oder aus Schwachheit, der Versuchung unterlegen, so regt sich beim Wiedererscheinen seines Herrn und Meisters sofort auch sein Gewissen. Während es ohne irgend eine Gemütsbewegung dem Eigentümer der Blumen oder Früchte, die es entwendete, in die Augen sehen könnte, überzieht alsbald Schamröte sein Gesicht, wenn es den Stellvertreter seines Gewissens erblickt. Diese Art von Gewissen ist allerdings schon etwas; doch brauchen wir noch ein anderes Gewissen als dieses."

[13]) Vgl. Necker de Saussure, I, S. 79 f.: „Soll der Zögling künftig einmal Herr seiner selbst und seiner Handlungen werden, so muß ihn die Erziehung in zwei verschiedene, scheinbar entgegengesetzte Lagen zugleich versetzen: die eine, in der er sich unterwerfen muß, damit er sich gewöhne seinen launenhaften Trieben zu widerstehen, und die andere, in welcher er sich frei fühlen soll, damit sich in ihm ein selbständiger Wille bilden könne. Diese schwierige Aufgabe, die größtmögliche individuelle Freiheit mit dem strengsten Gehorsam gegen die Gesetze in Einklang zu bringen, wird selten in ihrem ganzen Umfange erkannt. Die Folge davon ist, daß auch aus den Erziehungen und vielleicht vorzugsweise aus den scheinbar sorgfältigsten Erziehungen so wenig Menschen mit eigentümlichem, stark ausgesprochenem Charakter hervorgehen." — Palmer, a. a. O. S. 898: „Schon um überhaupt erziehen zu können, muß der Erzieher das Gewissen des Kindes wecken, damit er daran einen Bundesgenossen hat, der auch, wo das Kind nicht unter seinen Augen ist, dasselbe vor Schlimmem bewahrt."

§ 17.

Der natürliche Trieb des Kindes, sich einer höheren Macht und Autorität vertrauend und liebend unterzuordnen und hinzugeben, findet

allerdings im Verhältnis des Kindes zu Vater und Mutter eine gewisse vorläufige Befriedigung (S. 158). Aber es steht doch nicht allzulange an, bis es auch dem Kinde mehr oder weniger deutlich zum Bewußtsein kommt, daß auch Vater und Mutter nicht der höchste, schlechthin vollkommene Gegenstand seiner Verehrung und Liebe sind und sein können. Jedenfalls widerspricht das Kind nicht im mindesten, wenn die Eltern selbst es von sich weg und über sich hinaus auf einen andern, noch Höheren hinweisen, den eben darum das Kind noch mehr als Vater und Mutter zu ehren und zu lieben schuldig sei. Das Kind nimmt das ohne besondere Schwierigkeit, ja auch ohne besondere Verwunderung an, eben weil ihm der Trieb einer nicht bloß halben und geteilten (relativen), sondern *ganzen und völligen* (*absoluten*) *Unterordnung und Hingebung* schon von Natur innewohnt. Kraft dieses Triebes genügt dem Kinde nur etwas *schlechthin Vollkommenes*, dem es um deswillen auch eine unbedingte und völlige Liebe und Verehrung widmen kann; und wo ihm also etwas so schlechthin Vollkommenes gezeigt wird, da wendet sich dem das kindliche Interesse von selbst und unwillkürlich zu.

Jenen in nichts Endlichem seine Befriedigung findenden Trieb nach absoluter Unterordnung und Hingebung nennen wir darum mit Recht *den religiösen Trieb des Menschen.*[1]) Denn in ihm liegen die psychologischen Wurzeln alles **religiösen Lebens;** ja in ihm wurzelt auch *unser natürlicher Zusammenhang mit dem göttlichen Wesen selbst*, sofern Gott eben im religiösen Triebe und mittelst desselben schon von Natur dem Menschen innewohnt und sich ihm bezeugt[2]). Zwar entwickelt sich auch der religiöse Trieb nicht ohne die Mitwirkung der überhaupt die angebornen Triebe weckenden und erregenden menschlichen Erzieher; aber das schließt doch keineswegs aus, daß *auch Gott selber unmittelbar durch seinen unser innerstes Wesen durchwirkenden Geist uns zu sich zieht* und die Entfaltung unseres religiösen Triebes mitbestimmt. Solches innere *von* Gott *zu* Gott Gezogenwerden ist allerdings noch nicht die Religion selbst, da diese wesentlich zugleich Sache der menschlichen Freiheit (des sich *Ziehenlassens*) ist; aber es ist doch ihr tiefster und letzter Grund und darum derjenige Punkt, an welchen auch die zur Religion erziehende menschliche Thätigkeit anknüpfen muß, wenn sie wirklich religiöses Leben, nicht nur totes religiöses Wissen erzeugen will.

Und was ist nun nach dem Bisherigen das Wichtigste bei der so

die Entwicklung des religiösen Triebes wenigstens zum Teil mitbestimmenden Einwirkung der menschlichen Erziehung? Offenbar dies, daß der Erzieher das Kind, statt es schlechthin an seine Person zu binden und dabei festzuhalten, vielmehr so frühe als möglich über sich hinaus auf den hinweist, der allein jenes unbedingte Vertrauen und jene absolute Hingebung verdient, welche das sich selbst noch nicht recht verstehende Kind so willig jedem ihm freundlich Begegnenden entgegenbringt.[3]) Am leichtesten und sichersten wird dies erreicht auf dem praktischen Wege, daß nämlich der Erzieher sich selbst gemeinsam mit dem Kinde im Gebete unter Gott stellt und so Gott thatsächlich vor und mit dem Kinde als die über beiden stehende, höhere und höchste Macht anerkennt.[4]) Damit wird auch am gewissesten die immerhin nicht unbedenkliche Gefahr vermieden, daß das Kind aus sich selbst durch allmähliche Beobachtung von allerlei Mängeln seiner Erzieher auf die Entdeckung kommt, wie wenig doch dieselben eine absolute Autorität und ein unbedingtes Vertrauen für sich in Anspruch nehmen können. Mit dieser praktischen Weckung und Pflege des religiösen Triebes kann und muß sich dann freilich auch schon beim Kinde eine gewisse theoretische Belehrung über Gott und göttliche Dinge verbinden, die sich allerdings zunächst nicht an den (beim Kinde überhaupt noch ziemlich ruhenden) urteilenden und schließenden Verstand,[5]) sondern an die im Kindesalter so besonders rege und lebendige Einbildungskraft wenden wird. Dieser vor allem sind die religiösen Wahrheiten nahezubringen mittelst Einkleidung in die anschauliche Form religiöser Erzählungen (namentlich aus dem Gebiete der biblischen Geschichte), wie auch zum Teil mittelst der religiösen Kunst (Bilder, religiöse Poesie und Musik). Daß hiebei die kindliche Einbildungskraft sich oft noch recht kindliche Vorstellungen über Gott und göttliche Dinge macht, ist ebenso natürlich als vorerst noch ungefährlich.

Von höchster Bedeutung ist es dagegen, daß im Bewußtsein des Kindes die Aussagen und Urteile des Gewissens so frühe als möglich in die engste Beziehung zu der höchsten göttlichen Autorität gebracht werden. Wohl ist die Stimme des Gewissens nicht unmittelbar die Stimme Gottes selbst, da ja das Gewissen als das angeborne sittliche Selbstbewußtsein (und Gedächtnis) an sich und zunächst zu unserem eigensten menschlichen Wesen gehört (S. 152 f.). Aber ist auch das Gewissen nicht unmittelbar Gottes Stimme in uns, so ist es dies doch unmittelbar, sofern jene schlechthinnige, keinen andern

Anspruch anerkennende Unbedingtheit, mit der das Gewissen seine Urteile fällt und seine Anforderungen stellt, sich nur darauf gründen kann, daß die den sittlichen Trieb und damit das Gewissen bestimmende Idee unseres Wesens eine göttliche, von Gott selbst gesetzte und gewollte und darum schlechthin berechtigte Idee ist. Wenn also der sittliche Trieb und das Gewissen von unserem Willen die Verwirklichung unserer Idee fordern, so fordern sie damit in Wahrheit von ihm nichts anderes als die Erfüllung des göttlichen Willens.[6])

Ja auch in noch unmittelbarerer Weise kann und soll das Gewissen Gottes Stimme wenigstens mehr und mehr werden. Denn sittlicher und religiöser Trieb, obwohl an sich unterschieden, gehören doch unter allen Trieben am nächsten und engsten zusammen. Der sittliche Trieb ist es ja, der den verschiedenen menschlichen Trieben ihre durch die Idee unseres menschlichen Wesens geforderte Ordnung und Stellung bestimmt und anweist. Indem er aber dieses thut, muß er natürlich dem aufs Höchste gerichteten religiösen Triebe auch die höchste und oberste Stelle über allen andern Trieben einräumen und die Beziehung zu Gott zu der alle andern Lebensbeziehungen beherrschenden und eigentümlich bestimmenden machen. Dann aber muß schließlich auch er selbst sich dem eben im religiösen Triebe waltenden Göttlichen unterordnen, so daß je länger je mehr Gott selber mittelst unseres sittlichen Triebes und unserer Freiheit alle unsere Lebensbeziehungen beherrscht und insbesondere auch in unserem (so zurechtgestellten) Gewissen uns seinen Willen kundthut.[7])

Der Natur der Sache nach ist dies aber nirgends leichter zu erreichen, als beim Kinde, das am wenigsten geneigt und versucht ist, bei der Abstraktion eines unpersönlichen Gesetzes stehen zu bleiben, das vielmehr überall nach Persönlichem verlangt und mit Persönlichem in eine persönliche Beziehung zu kommen begehrt. Der ursprünglich noch schlummernde sittliche Trieb muß ja überhaupt durch die erziehende Thätigkeit der Erwachsenen erst geweckt, entwickelt und gebildet werden. Je früher und entschiedener er also in die seinem eigenen Wesen entsprechende innere Verbindung mit dem religiösen Triebe gebracht wird, desto müheloser und sicherer wird sich diese Verbindung vollziehen, desto fester wird sich aber auch dem Kinde für sein ganzes Leben das Bewußtsein einprägen: Ich habe es in meinem Gewissen nicht bloß

mit einem wohlmeinenden Berater zu thun, dessen Worten ich nach Belieben folgen oder auch nicht folgen kann, sondern ich habe es da mit einer höhern, über mir stehenden, ja höchsten Macht zu thun, deren Gebot und Urteil unbedingt auch gegen all mein eigenes Gutdünken und Wünschen gilt und die mich darüber, ob ich ihrem Gebote unweigerlich folge, richten und zur Verantwortung ziehen wird.

---

[1]) Vgl. O. Pfleiderer, Wesen der Religion, erste Auflage, S. 69: „Der Grundtrieb des Menschen ist ein unendlicher. Er wird durch keinen einzelnen Genuß, kein endliches Objekt schlechthin und für immer beruhigt und befriedigt. Immer bleibt noch ein Mangel, eine Leere zurück, die durch endlose Endlichkeiten nicht ausgefüllt werden kann." — Reiff, Glaubenslehre, I, S. 186: „Der religiöse Trieb ist das Gottesbedürfnis im Menschen, der Zug zur Hingabe an Gott und zur Erfüllung mit dem Leben Gottes, die Gravitation in dem Menschenherzen nach seinem und aller Dinge Urgrund, wie solche schon unsere geschöpfliche Bestimmung in sich schließt. Es ist der nie ganz gestillte Hunger und Durst, der uns zu den Lebensrealitäten der Glaubenswelt hinzieht und der, wenn er mächtig sich regt, alle Kräfte des Menschen bis hinab in die Tiefen seiner leiblichen Natur aufbieten und in Bewegung setzen kann."

[2]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, II, S. 434 f.: „Alles von Gott Geschaffene kann nur dadurch bestehen, daß seine schöpferische Kraft fortwährend in es einstrahlt, fortwährend darin wirkt als das primum movens, welches die bedingten Naturkräfte beständig erregt und in Thätigkeit erhält. Und ist nun das Geschöpf ein fühlendes, perzipierendes, des Bewußtseins fähiges, so ist diese Selbstoffenbarung Gottes im Geschöpfe notwendig zugleich eine Offenbarung für das Geschöpf. Indem Gott schaffend und erhaltend in der menschlichen Seele sich offenbart, offenbart er sich notwendig auch der menschlichen Seele, wenn auch zunächst in einer Form, die noch keine Vorstellung, keine Erkenntnis, kein Wissen, sondern bloß die Grundlage und Möglichkeit eines solchen enthält. Es kommt nur darauf an, ob die Seele ihrerseits feinfühlend genug ist, um diese Offenbarung auch zu perzipieren."

[3]) Gegen diejenigen, welche (wie z. B. Rousseau und Basedow) eine so frühe Weckung und Pflege des religiösen Lebens verwerfen, bemerkt mit vollem Recht Necker de Saussure, I, S. 321. 326 f.: „Wartet man denn mit der Bemühung, dem Kinde den Vaternamen lieb und heilig zu machen, auf die Zeit, in der es fähig sein wird, sich vollkommen deutlich zu machen, worin denn eigentlich die Vaterschaft besteht? Nennt man ihm den Namen Vaterland nicht früher mit Liebe, als bis es sich von den Verhältnissen eines Bürgers eine Vorstellung machen kann? — Wenn es eine bestimmte Zeit für den Anfang der Religion im Menschen giebt, wenn sich ihr Anfang nicht in den die Kindheit einhüllenden Nebelwolken verliert, wenn es Erinnerungen giebt, die älter sind als sie, dann ist sie auch nicht mehr die unzertrennliche Gefährtin unseres Daseins. — Wer wie Rousseau die Macht dauernder Erinnerungen und frühester Gewohnheiten durch einen Knalleffekt, durch einen

Theatercoup ersetzen will, kennt das menschliche Herz schlecht. An tausend unvorhergesehenen Umständen würde die vorausberechnete Wirkung einer solchen Scene scheitern oder im Falle des Gelingens doch nur einen vorübergehenden Eindruck machen. Bald würde das Leben wieder seinen gewöhnlichen Lauf nehmen und die religiösen Vorstellungen mit sich hinwegführen, während im Gegenteil der Lauf des Lebens selbst sie wieder bringen wird, wenn man dafür gesorgt hat, sie an alle Erinnerungen der Kindheit anzuknüpfen."

[4]) Vgl. Waitz, allgemeine Pädagogik, S. 286: „Die Religion darf der eigentlichen Kinderzeit nicht fremd bleiben, weil nur, was in dieser gepflanzt wird, zu einer allumfassenden Gemütsmacht allmählich heranwachsen kann. Die beste und sicherste Art der Wirksamkeit auf das Kind auch in dieser Richtung ist das Beispiel. Der aufrichtige Ausdruck des gläubigen Gebetes, der religiösen Demut und Erhebung, den das Kind am Erwachsenen vor sich sieht, ist es hauptsächlich, von dem die Begründung seines eigenen Glaubens kommen muß. Die beste Vermittlung der Religion geschieht dadurch, daß die Mutter das Kind beten lehrt und mit ihm betet."

[5]) Vgl. Necker de Saussure, I, S. 336 f.: „Wie fängt man es denn an, dem Kinde Kenntnisse jeder andern Art beizubringen? Man sagt ihm, daß die Erde rund sei, lange bevor es möglich ist, ihm zu beweisen, daß dem so ist. Man erzählt ihm die Geschichte vergangener Jahrhunderte als eine wahrhaftige, ohne ihm die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses der Alten auseinanderzusetzen; man spricht ganz einfach die Thatsachen als Thatsachen aus, und die Kritik derselben wird einem reiferen Alter vorbehalten. Warum sollte man denn in Beziehung auf die Religion einen andern Weg einschlagen? Wie wir es auch anfangen mögen, immer werden allein wir und nicht unsere Beweisführungen es sein, denen es glaubt. — Das Kind ist ja kein erst zu bekehrender Ungläubiger, und es ist ihm gegenüber völlig unnütz, Beweise auf Beweise zu häufen."

[6]) Vgl. Trendelenburg, Naturrecht, S. 56 f.: „Das Gewissen ist die Rückwirkung oder Vorwirkung des ganzen Menschen gegen den selbstsüchtigen Teil. Weil der ganze Mensch in der Idee gegründet ist und seine Idee ihren Ursprung in Gott hat, geht die Empfindung des Gewissens durch den eigenen Zug ihres Wesens in das Verhältnis zum Göttlichen zurück. In diesem Sinne ist das Gewissen die göttliche Stimme in uns, und das Gewissen tief inwendig und unbestochen sucht die Ehre bei Gott und nicht bei den Menschen. Im Gewissen ist der Mensch auf sich selbst und seinen Gott gestellt; er denkt selbst, er fühlt selbst; aber was er denkt und was er fühlt, denkt er nicht als seine Willkür und fühlt er nicht als sein Belieben, sondern als das für den Willen Notwendige." — Martensen, christliche Ethik, I, S. 461: „Das majestätische: du sollst! läßt sich aus unserem idealen Wesen allein nicht erklären. Jener majestätische Imperativ setzt vielmehr eine Macht voraus, die nicht bloß innerhalb des Menschen selbst thront, sondern über ihm. Wenn wir daher sagen, daß wir in dem Gewissen die Stimme Gottes vernehmen, so reden wir nicht von besondern Offenbarungen und Inspirationen. Vielmehr sagen wir, daß wir im Gewissen ein unabweisliches, von uns selbst unabhängiges

Zeugnis vernehmen eines permanenten Abhängigkeitsverhältnisses, in welches wir alle gestellt sind, ein Zeugnis, welches den Menschen in seinem Innern die Gegenwart eines übermenschlichen, überweltlichen, übergeschichtlichen Princips erkennen läßt." — Reiff, Glaubenslehre, I, S. 192 f.: „Wo immer ein Gewissen noch wirksam ist, verleiht es seinen Aussagen den Charakter einer absoluten Autorität, über welche hinaus es für den Menschen eine höhere nicht mehr giebt. So wenig aber im Universum zwei Absolute möglich sind, so wenig kann es in dem menschlichen Herzen zwei absolute Mächte geben. — Gleichwie ein Mensch, der irgend noch religiös ist, die Naturereignisse des Regens und Sonnenscheins, des Donners und Blitzes unmittelbar auf Gott bezieht, ohne erst die lange Reihe der natürlichen Zusammenhänge und des kosmologischen Beweises zu durchlaufen, so wird ein nicht gar zu sehr depraviertes Gewissen in seinen Aussagen die Autorität Gottes ehren und um dieser willen ihnen folgen. Das Gewissensgesetz ist eine Größe, welche erst der Ethiker zwischen die Gewissensaussage und Gott in die Mitte schiebt, ganz wie das Naturgesetz ein Abstraktum ist, mit welchem erst der Physiker und nicht der gewöhnliche Mensch rechnet." — J. Köstlin, der Glaube, S. 27 f. 32 f. 34: „Im Gewissen vernehmen wir Aussprüche, welche, wenn auch noch so sehr auf Einzelheiten gerichtet, doch auf die allgemeinsten ewigen Grundgesetze des Thuns sich zurückbeziehen, und welche, so sehr sie auch an die Individualität des einzelnen und seiner Zustände sich anschließen, doch in jedem einzelnen Falle mit Unbedingtheit ihr Gebot oder Verbot, ihr Lob oder ihren Tadel kundgeben. — Es sind, aufs allgemeinste ausgedrückt, Gesetze, deren wir so unmittelbar innewerden. Als in unserem eigenen Wesen begründete, ja dieses Wesen selbst mitkonstituierende Gesetze dürfen wir sie ansehen, da wir, soweit wir ihnen entsprechen, ja gerade auch mit uns selbst und erst in Harmonie fühlen. Aber als solche Grundnormen unseres Wesens existieren sie vor und unabhängig von unserem Willen, gesetzt durch einen höheren Willen, der in ihnen uns offenbar wird. — Die Form, in welcher die höchsten Gebote uns sich bezeugen, ist die eines unmittelbar wirkenden Triebes; es ist der einzige unbedingt fordernde Trieb, den wir in uns vorfinden, ganz nur sich stützend auf die Autorität, die er in sich selbst trägt. — Wenn wir nun aber Gott als eine Macht anschauen dürfen, die dem von ihr Begründeten auch selbst fortwährend innewirkt, so haben wir hier ein solches Innewirken noch in ganz besonderem Sinne anzuerkennen; denn hier liegt ja auf dem von Gott Begründeten selber unmittelbar der Charakter der Unbedingtheit."

[7]) Die hier geforderte Unterordnung des sittlichen Triebes unter den religiösen Trieb widerspricht nur scheinbar der oben S. 153 ausgesprochenen Behauptung, daß die Ansprüche des sittlichen Triebes als des höchsten Triebes denen aller andern Triebe vorausgehen müssen. Als formal ordnender Gerechtigkeitstrieb steht ja freilich der sittliche Trieb auch über dem religiösen, dem er gleichfalls die ihm gebührende Stelle innerhalb der Gesamtheit der menschlichen Triebe anweist; aber material betrachtet ist der sittliche Trieb als abhängig und bestimmt von der Idee des Menschen, deren Verwirklichung seine

Forderung und Aufgabe ist, zugleich auch abhängig und bestimmt von dem religiösen Triebe, der ja auf die Verwirklichung des Höchsten, was die Idee des Menschen in sich schließt, gerichtet ist. (Es ist dies ähnlich, wie die subjektive Freiheit des Menschen einerseits und formal betrachtet dem sittlich-religiösen Triebe übergeordnet ist, sofern von ihr die Verwirklichung des sittlich-religiösen Triebes abhängt, andrerseits aber und material betrachtet auch wieder dem sittlich-religiösen Triebe untergeordnet, sofern die Freiheit nur, wenn sie sich vom sittlich-religiösen Triebe leiten und bestimmen läßt, zu ihrer wahren Gestalt und Vollendung kommt.) Eine richtige und gesunde Entwicklung muß daher zu einer möglichst nahen Einigung beider Triebe (des sittlichen und religiösen Triebes) führen. Denn nur im innigsten Bunde mit dem religiösen Triebe kann der sittliche Trieb die wahre d. h. nicht eine willkürlich von uns erdachte, sondern die von Gott gesetzte und gewollte Idee unseres Wesens verwirklichen; und nur im innigsten Bunde mit dem sittlichen Triebe (und dem Gewissen) kann der religiöse Trieb wirklich an unsern freien Willen kommen und diesem unserem Willen gegenüber seine Anforderungen und Bedürfnisse als etwas uns persönlich Berührendes und Verpflichtendes geltend machen. Indem so jene Einigung dem sittlichen Triebe erst seinen höchsten und wertvollsten Inhalt und dem religiösen Triebe erst seine uns innerlich bindende und verpflichtende Kraft verleiht, wird eben dadurch die Furcht und Liebe Gottes zum obersten, die Herrschaft über unser ganzes Leben und Streben für sich in Anspruch nehmenden Gesetze unseres Wesens.

§ 18.

Das **Gefühl** als die erste und unmittelbarste Lebensäußerung der angebornen Triebe entsteht eben darum vor allem bewußten Erkennen und Wollen, ja ist geradezu die Voraussetzung des letzteren, sofern die Seele ihre erkennende und begehrende Thätigkeit nur dem zuwendet, was irgendwie in ihr ein Gefühl der Lust oder Unlust erregt und dadurch das Interesse der Seele wachruft und auf sich zieht.[1]) Hieraus ergiebt sich der für das Verständnis des kindlichen Seelenlebens höchst wichtige Satz, daß, je weniger in demselben das klare Selbstbewußtsein und die freie Selbstbestimmung schon erwacht und entwickelt ist, um so ausschließlicher eben das Gefühl vorwiegt und sich geltend macht. Und dieses selbst hat dann eine weitere doppelte Folge von größter Bedeutung: einerseits, daß das Gefühlsleben auf der Stufe seiner höchsten Stärke noch am wenigsten durch klare und feste Gesetze bewußten Erkennens und Wollens geregelt ist, und andrerseits, daß die ersten Anfänge bewußten Erkennens und Wollens noch am meisten vom Gefühle beherrscht und abhängig sind.

Die Gesetz- und Regellosigkeit des kindlichen Gefühls-

lebens zeigt sich vor allem in der für unsere Altersstufe so besonders bezeichnenden Maßlosigkeit der Gefühle. Das Kind, — und zwar je jünger es ist, um so mehr — ist außer stande, das, wovon es im jeweiligen Augenblicke in Freude oder Leid bewegt wird, mit dem, was sonst nicht nur seiner Gegenwart, sondern auch seiner Vergangenheit und Zukunft angehört, in eine den augenblicklichen Eindruck mäßigende und ausgleichende Beziehung zu bringen. Es geht ganz und gar in der unmittelbaren Gegenwart auf und vergißt über der augenblicklichen Lust oder Unlust alle seine sonstigen Freuden und Leiden, und zwar dergestalt, daß es entweder ganz und gar glücklich oder ganz und gar unglücklich ist.

Mit dieser Maßlosigkeit des kindlichen Gefühls hängt dann ferner nahe zusammen die ihr nur scheinbar widersprechende Unbeständigkeit und Flüchtigkeit desselben. Denn eben, weil einerseits jedes augenblickliche Gefühl sich der ganzen Seele des Kindes bemächtigt, andrerseits aber jeder neue Augenblick eine neue Erregung und damit ein neues Gefühl bringen kann, ohne daß doch das Kind das Neue mit dem Alten zu vermitteln und auszugleichen imstande wäre, — eben darum kann das eine Gefühl aufs rascheste nicht nur mit irgend einem andern, sondern vielleicht mit dem geradezu entgegengesetzten wechseln. Oder sehen wir nicht oft genug, wie dasselbe Kind innerhalb weniger Minuten jetzt in maßloser Ausgelassenheit alle Zügel schießen läßt, und dann gleich darauf in ebenso maßlosem Schmerze bis zum Tode betrübt oder unerträglich verstimmt erscheint?[2]) — Aus demselben Grunde ist auch das Kind wohl der Steigerung eines einzelnen Gefühles bis zum vorübergehend die ganze Seele erschütternden Affekte, nicht aber einer dauernd das Gefühl und den Willen sich unterwerfenden Leidenschaft fähig.[3]) —

Als Folge der bezeichneten Maßlosigkeit zeigt sich aber beim Kinde endlich auch noch ein völliger Mangel an Selbstbeherrschung in Bezug auf das augenblickliche Gefühl. Das, was im Augenblicke seine ganze Seele erfüllt, zu verbergen oder zu verschweigen, ist dem Kinde nahezu unmöglich; es thut sich in dieser Hinsicht auch nicht den mindesten Zwang an, sondern giebt sich jederzeit einfach und ohne Zurückhaltung, wie es ihm zu Mute ist. Was es denkt und empfindet, — sein Wohlgefallen wie sein Mißfallen, seine Befriedigung wie seine Enttäuschung, seine Zuneigung wie seine Abneigung, — das alles giebt das Kind mit der rücksichtslosesten Offenheit und Unverhüllt-

heit heraus, so daß es dadurch, wie bekannt, seiner Umgebung nicht selten die peinlichste Verlegenheit bereitet („Kinder und Narren sagen die Wahrheit").

Die besprochene Eigentümlichkeit des kindlichen Gefühlslebens verdient nun aber von seiten der Erziehung eine sorgfältige Beachtung, da aus derselben, obwohl sie an sich in der Kindesnatur selbst begründet und darum nichts eigentlich Abnormes ist, doch Abirrungen der verschiedensten und bedenklichsten Art hervorgehen können. In gewissem Sinne macht sich hier freilich manches von selbst. Denn zu dem eigentümlichen Wesen des Gefühls im Unterschiede von der erkennenden und wollenden Thätigkeit der Seele gehört auch dies, daß während die Kraft des Erkennens und Wollens durch häufige Wiederholung derselben Thätigkeit erstarkt, dagegen das Gefühl durch häufigere Wiederholung desselben Gefühls geschwächt wird. Des Neuen bemächtigt sich das Denken und Handeln viel schwerer als des schon bekannten Alten, wogegen das Gefühl durch das bekannte Alte schwerer und weniger tief erregt wird als durch das Neue. So stumpft dieselbe Gewohnheit, welche die Kraft des Denkens und Wollens übt und erhöht, ganz von selbst die Kraft und Schärfe des Fühlens ab.[4]) — Je häufiger daher das Kind mit denselben Dingen, Vorgängen und Erscheinungen zu thun bekommt und je seltener ihm ganz Neues und Unerwartetes mehr begegnet, desto weniger werden es die Dinge noch übermäßig aufregen, desto ruhiger und gemäßigter wird es sich vielmehr zu ihnen verhalten. Dann und wann macht sogar schon ziemlich frühe das maßlose Entzücken über alles seinem Gegenteile, einem blasierten „Nichtsmehrbewundern", Platz. Daneben aber ist es dann doch auch Sache der eigentlichen Erziehung, das Kind nicht nur (negativ) vor unnötigen Gefühlsaufregungen zu bewahren, sondern auch (positiv) ausgleichend und beruhigend auf sein aufgeregtes Gefühlsleben einzuwirken. Dies ist eben dadurch möglich, daß man das Kind in Bezug auf die Reize und Anregungen, die man an dasselbe herantreten läßt, einer weisen Beschränkung unterwirft. Das Kind soll nicht in zu raschem, unvermitteltem Wechsel mit zu vielerlei Neuem und immer wieder Neuem bekannt und beschäftigt werden, sondern sich mehr und mehr auch in einen bestimmten kleineren Erfahrungskreis hineinleben, und zwar so, daß dabei die einzelnen Erfahrungen durch ihre häufigere Wiederkehr dem Kinde gewohnt werden und es also nimmer so aufregen. Hiedurch bilden sich allmählich

jene *festeren und bleibenderen Gefühlsbestimmungen*, welche, frei von dem zufälligen Wechsel und der stürmischen Heftigkeit der ersten Einzelgefühle, ein ruhigeres Gleichgewicht der Seele nicht nur darstellen, sondern auch auf dem Gebiete des Denkens und Handelns herstellen. Die Pflanzung und Pflege solcher gleichmäßigeren Gefühlsstimmungen ist dann auch das beste Gegenmittel gegen die gerade bei Kindern so häufige *Launenhaftigkeit*, die eben darin besteht, daß das der ersten Kindheit eigene schroffe und unberechenbare Überspringen von einem Gefühl in das gerade entgegengesetzte, wie die maß- und rücksichtslose Geltendmachung des jeweiligen Gefühles sich auch in die Altersstufe noch hineinerstreckt, von der billigerweise schon eine größere Besonnenheit und Herrschaft über das Gefühlsleben erwartet werden könnte.[5]) —

Das so starke Vorwiegen des Gefühls im Kindesalter hat nun aber, wie gleichfalls schon oben angedeutet, noch die weitere Folge, daß eben im Kindesalter *auch das bewußte Erkennen und Wollen noch ganz besonders vom Gefühle bestimmt und abhängig* ist. Wir können dies auch so ausdrücken, daß beim Kinde — und zwar je jünger es ist, um so mehr — das *warme Gemüt ganz entschieden vorschlägt* gegen den ruhig abwägenden Verstand und den kalt entschlossenen Willen. Denn „Gemüt" ist ja in der That nichts anderes als die Fähigkeit und das Bedürfnis der Seele, nicht nur zu fühlen, sondern auch *gefühlsmäßig zu denken und zu handeln* d. h. nicht nur in Empfindungen der Lust und der Unlust des persönlichen Wertes, den die einzelnen Erlebnisse und Erfahrungen für uns haben, inne zu werden, sondern uns auch *in unserem Denken und Handeln durch das Bewußtsein dieses Wertes leiten und bestimmen zu lassen*.[6]) — Nichts ist aber gewisser, als daß das Kind in seinem ganzen Denken und Handeln sich nicht sowohl durch die Rücksicht auf die (mittelst unbefangener sachlicher Untersuchung festzustellende) wirkliche Beschaffenheit der Dinge bestimmen läßt, als vielmehr durch die Rücksicht auf den persönlich angenehmen oder unangenehmen Eindruck, welchen die Dinge auf die so oder anders durch sie angesprochene kindliche Seele machen. Es kann auch davon nicht entfernt die Rede sein, daß etwa die Erziehung dieses Vorwiegen des Gemütes im kindlichen Seelenleben als etwas Abnormes anzusehen und einfach zu bekämpfen hätte, wie wir dies in extremster, aber auch naturwidrigster Weise in Rousseaus Emil finden. Nein, eine warme gemütliche Färbung des Denkens und Wollens hat innerhalb der richtigen Grenzen

sogar auf allen Altersstufen ihre volle Berechtigung und ist vollends für die kindliche Altersstufe *das allein Natürliche und Normale*. Denn das vom Gefühl losgelöste und es verleugnende Denken und Wollen kann, wie es nicht aus der Mitte unseres persönlichen Lebens hervorgeht, so auch nichts zur Bildung unserer Persönlichkeit beitragen; und doch hat zumal das Kind, das noch nichts für andere wirken kann, seinen Lebenszweck noch ganz und gar in sich selbst und der Bildung seines eigenen persönlichen Wesens. Deshalb wäre ein völlig gemütloses, rein verständiges, rein nach kalter, sachlicher Überlegung handelndes Kind, wie es eben Rousseau als Ideal eines Kindes zeichnet, jedenfalls nur das Zerrbild eines Kindes, wenn es überhaupt möglich wäre.

Hiebei kommt es allerdings nicht nur darauf an, *daß* überhaupt Gefühle das Erkennen und Handeln bestimmen, sondern von größter, ja entscheidender Bedeutung ist der *Inhalt* der so auf das Denken und Wollen einwirkenden Gefühle. Was diesen betrifft, so machen sich freilich auch auf unserer Altersstufe noch die *sinnlichen*, dem physischen Selbsterhaltungstriebe entstammenden Gefühle am unmittelbarsten und mächtigsten geltend. Dieselben sind auch jetzt nicht einfach zu unterdrücken, sondern nur auf ihr richtiges Maß und in ihre richtige Stellung zu bringen, was hauptsächlich dadurch geschieht, daß man ihnen *in anderen, höheren Gefühlen* ein Gegengewicht, ja eine höhere Kraft gegenüberstellt.[7]) Schon nach dem obigen Gesetze, wonach das Gefühl durch Wiederholung und Gewohnheit sich abstumpft, muß ja eben durch die Gewohnheit des Essens und Trinkens der erste Glanz, in welchem diese Sinnesgenüsse für das Kind dastehen, allmählich erbleichen, so daß das Kind selbst nach andern, nicht nur neueren, sondern auch *edleren und besseren Freuden und Genüssen* zu verlangen anfängt. Aber diese andern und höheren Freuden müssen dann dem Kinde wirklich geboten werden, und zwar dadurch, daß man außer dem physischen Selbsterhaltungstriebe auch die andern, höheren Triebe des Kindes angemessen pflegt und nährt, damit diese aus sich die ihrer Natur entsprechenden höheren Gefühle erzeugen.[8]) Hieher gehört vor allem der schon öfters berührte *Geselligkeits- und Beschäftigungstrieb* des Kindes. Man gebe sich nur gebührend mit dem Kinde ab und biete ihm Mittel und Gelegenheit, sich angenehm zu unterhalten und zu beschäftigen; man trete nur selbst in einen angemessenen geistigen Verkehr mit ihm und führe ihm sonst passende Gesellschaft zu: so wird in dem allem das Kind bald Freuden entdecken, die ihm selber mehr

gelten als die Freuden eines rein physischen Sinnengenusses. Ebenso pflege man schon frühe den angebornen Wissens- und Schönheitstrieb des Kindes, indem man ihm wieder (zwar nicht allzuvielen, aber doch genügenden) neuen Erkenntnis- und Erfahrungsstoff zuführt und es im Bilde und der Wirklichkeit, in Lied und Gesang möglichst viel Schönes und harmonisch Geordnetes sehen und hören läßt: so wird das Kind auch darin ein Glück und eine geistige Befriedigung finden, neben der ihm der Genuß des Essens und Trinkens bald nicht mehr als der einzige und höchste Genuß erscheint.[9])

Ganz besonders wichtig sind nun aber auch hier wieder die sittlichen und religiösen Gefühle, denen als unmittelbaren Kundgebungen der höchsten und edelsten Triebe auch unter den Gefühlen die höchste Stelle zukommt. Wir nehmen beide zusammen; denn wie nach dem Obigen der sittliche und der religiöse Trieb zwar an sich unterschieden sind, aber beide ihre Vollendung nur haben und erreichen in ihrer innigsten Vereinigung, so gilt ganz dasselbe auch von dem sittlichen und religiösen Gefühle. Im sittlichen Gefühle als solchem erfahren wir zunächst nur den uns unseres persönlichen Wertes beraubenden Widerspruch oder die unsern persönlichen Wert erhöhende Übereinstimmung einer einzelnen Handlung oder unseres gesamten Zustandes mit der Idee unseres eigenen Wesens, so wie jener Widerspruch oder jene Übereinstimmung im Urteile unseres uns entweder verurteilenden und verwerfenden oder unser Thun und Wesen billigenden Gewissens sich uns ankündigt. Das religiöse Gefühl dagegen läßt uns die Seligkeit oder Unseligkeit erfahren, welche darin liegt, daß wir uns entweder unter der schützenden Obhut und in der Gemeinschaft einer absoluten Macht und Liebe, oder ohne sie allein der Macht der Endlichkeit überantwortet wissen.[10]) Beides sind offenbar Gefühle der höchsten und obersten Ordnung, denen alle andern Gefühle, nicht nur die physisch-sinnlichen, sondern auch die sonst geistigen, sich unterordnen müssen. Aber beide erhalten doch ihre ganze und volle Bedeutung erst durch ihre lebendige Einigung: wenn wir nämlich in unserem sittlichen Gefühle uns nicht nur von und vor uns selbst, sondern von und vor Gott gerichtet und verurteilt oder anerkannt und gerechtfertigt wissen; und wenn wir ebenso in unserem religiösen Gefühle die Seligkeit der Gemeinschaft mit Gott und die Unseligkeit des Geschiedenseins von ihm als etwas sich nicht von selbst nach bloßen Naturgesetzen Machendes, sondern als die Frucht und

Folge unseres eigenen Verhaltens gegen Gott und seinen Willen erkennen.

Alle diese Erfahrungen kann nun aber auch das Kind schon an und in sich selbst machen; ja es kann sie nicht nur machen, sondern sie auch — mittelst des gerade an diesem Punkte zuerst mit klarer Entschiedenheit hervortretenden Selbstbewußtseins — als Erfahrungen seines eigenen inneren Lebens erkennen und sich zum Bewußtsein bringen. Und letzteres eben ist von einer nicht hoch genug anzuschlagenden praktischen Bedeutung. Denn an sich ist ja das Kind nur zu sehr geneigt, einfach jedem seiner Gefühle zu folgen und, was ihm gefällt und zusagt, um deswillen auch ohne weiteres für recht und erlaubt zu halten. Davor bewahrt auch keine bloß von außen kommende Belehrung über das, was recht oder unrecht sei, da diese für sich allein auch wieder nur ein äußeres, gedächtnismäßiges Wissen von dem, was gut oder böse, Gott wohlgefällig oder mißfällig ist, zu erzeugen vermöchte. Anders aber ist es, wenn das Kind den Unterschied von gut und böse, fromm und unfromm in unmittelbarer, aber dabei bewußter Erfahrung in und an sich selbst erlebt. Hat es einmal seine bewußte Aufmerksamkeit darauf gerichtet, wie es ihm zu Mute war, wenn es ein gutes, und wie, wenn es ein böses Gewissen hatte, was es empfand, wenn es sich unter der Obhut und im Frieden Gottes wußte, und was, wenn es sich bewußt war, Gott beleidigt und sich ihm entfremdet zu haben: gewiß, dann hat damit das Kind eine ungemein wichtige Lebenserfahrung und einen gewaltigen Fortschritt in seinem inneren Leben gemacht. Mit Worten freilich wird das Kind den eigentümlichen Unterschied dieser Erfahrungen und Gefühle von allen andern Erfahrungen und Gefühlen nicht zu beschreiben imstande sein, wie im Grunde auch wir Erwachsene es nicht können. Aber thatsächlich sind doch jene Gefühle so specifischer Natur, daß sie, einmal nicht nur erlebt, sondern mit Bewußtsein beachtet, für immer unvergeßlich und ein unentreißbares Eigentum des Geistes bleiben. Wie wichtig darum, daß auch die Erziehung jene höchsten Gefühle des Kindes nicht nur weckt und pflegt, sondern auch an diesem Punkte zuerst und so bald als möglich das Kind auf die Stufe des Selbstbewußtseins oder des bewußten Achtens auf das in seinem eigenen Innern Vorgehende erhebt! Denn nur dadurch wird im Kinde der lebendige Grund einer nicht bloß äußerlich anerlernten und angewöhnten, sondern in den Tiefen des eigenen

Gemütes wurzelnden Sittlichkeit und Frömmigkeit gelegt; nur damit fängt das bisher noch ganz von fremder Einwirkung und fremdem Urteile abhängige Kind an, allmählich, wenn auch nur in den allerersten Elementen, ein eigenes, sittlich-religiöses Urteil zu gewinnen und mehr oder weniger selbständig zu unterscheiden zwischen dem, was gut oder böse, göttlich oder bloß endlich und kreatürlich ist.

---

[1]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol., II, S. 137: „Alles, was im bewußten Willen auftritt, muß seine erste Quelle und seinen unwillkürlichen Ursprung im Gefühle haben, also in demjenigen, was seinem Grundcharakter nach der Willkür entrückt ist, was vielmehr als ein vor aller bewußten Freiheit Vonselbstsichmachendes anerkannt werden muß." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 317: „Die Gefühle sind die ersten Äußerungen des eigenen, inneren Lebens der Seele, sie sind nicht nur die ersten Zeichen, in denen ihre an sich unbewußten Bedürfnisse und Triebe und die von ihnen ausgehenden Thätigkeiten sich ihr kundgeben, sondern auch die ersten Impulse ihres ihr allgemach zum Bewußtsein kommenden Thuns und Lassens. Je mannigfaltiger, je klarer und bestimmter, je reiner, stärker und inniger ihre Gefühle, desto reicher wird das Leben der Seele sein, und desto mehr werden meist auch die von ihnen ausgehenden Impulse in Wort und That sich geltend machen."

[2]) Vgl. Lotze, Mikrok., II, S. 368 f.: „Wir finden es natürlich, daß das kindliche Lebensalter, dazu bestimmt, vorurteilslos und noch ohne besondere Neigungen die Eindrücke anzusammeln, an denen es sich bilden kann, eine besondere Leichtigkeit der Anregung und des Übergangs von einer Gemütslage zur andern zeige. — Es ist notwendig für das Kind, daß auch an geringe Eindrücke und wenig auffallende Wahrnehmungen sich doch schnell ein leicht erregtes Gefühl knüpfe, und nicht minder, daß diese Gefühle rasch mit ihren Anlässen wechseln. Es stände schlimm, wenn nicht in dem Kinde das Lachen unmittelbar auf die Thräne folgen könnte, und wenn statt der glücklichen Vergeßlichkeit für Unlust, selbst in gewissem Grade für die erziehende Strafe ein nachtragendes Gedächtnis für Unrecht, Beleidigungen und Schmerzen die unbefangene Empfänglichkeit auf lange hinaus durch dauernde Stimmungen trübte."

[3]) Vgl. Lotze, medizinische Psychol., S. 520: „Im Gegensatze zu den Stimmungen als dauernden Gefühlslagen bezeichnen wir mit dem Namen der Affekte jene Erschütterungen des Gemüts, die bald aus plötzlichen Eindrücken unvorbereitet entstehen, bald aus permanenten Stimmungen sich auf zufällige Anstöße ebenso entwickeln, wie chronische Krankheitsanlagen in akute, fieberhafte Paroxysmen übergehen können." — J. H. Fichte, Psychol., II, S. 138 f.: „Die Neigung wird zum Affekte, sobald sie stark genug ist, um wenigstens vorübergehend das ganze Bewußtsein in Beschlag zu nehmen; jeder permanent gewordene, nicht bloß vorübergehende Affekt wird zur Leidenschaft.

Letztere durchdringt und beherrscht dauernd das Bewußtsein, indem auch die Erkenntnisthätigkeit in ihren Umkreis gezogen und einzig dem Gegenstande dienstbar gemacht wird, dergestalt, daß nichts anderes im Bewußtsein dagegen aufkommen kann."

[4]) Vgl. Horwicz, psychologische Analysen, I, S. 359 f.: „Leidentliche Zustände werden durch Wiederholung schwächer wegen der sich steigernden Reaktion der Seele, während aktive Veränderungen leichter von statten gehen, indem durch die Wiederholung die Hindernisse überwunden werden. So geht die Gewohnheit nach zwei Seiten auseinander, — passiv und aktiv, Abstumpfung und Übung. Die Abstumpfung erfolgt am Gefühl; Lust und Unlust werden schwächer. Kein anderes Element unterliegt dieser Abstumpfung. Das Objektive, die Wahrnehmung, wird gerade kräftiger und schärfer, wird geübt, nicht abgestumpft. „Der Mensch wird alles gewohnt", sagt man und versteht darunter, daß durch häufige Wiederholung jeder Genuß seinen Reiz, jeder Schmerz seinen Stachel verliert. Freilich können auch umgekehrt ganz gewohnte und dadurch gleichgiltig gewordene Empfindungen durch Entfremdung und längeres Pausieren wieder ihren ursprünglichen Gefühlsreiz bekommen." — Erdmann, psychol. Briefe, S. 197 f.: „Was wir gewohnt sind, beherrscht uns nicht mehr. Man ist auf falschem Wege, wenn man meint, die Gewalt eines Triebes durch einfache Entsagung zu schwächen: dadurch wird sie nur größer, wie die Erfahrung an jedem Kinde lehrt, dem man den Genuß von Speisen untersagt, die durch ihre Neuheit reizen. Ein weit sichereres Mittel ist die Befriedigung. Ist man derselben gewohnt, so ist der Genuß keine so große Sache mehr. Inkonsequenterweise pflegen manche darüber den Kopf zu schütteln, daß die Befriedigung von der Gewalt des Genusses befreie, während sie es hinsichtlich der unangenehmen Empfindungen ganz natürlich finden, daß der Mensch sich daran gewöhnen und dagegen abhärten solle."

[5]) Vgl. hiezu Rob. Kübel in den Süddeutschen Blättern, 1875, S. 241 ff.; speciell S. 248, wo es heißt: „Laune ist ein zufällig dominierendes Stimmungsmoment. Wer seiner Herrschaft über seine Stimmung sich so völlig begeben hat, daß er machtlos dem Wechsel der Launen preisgegeben ist, heißt launisch."

[6]) Das Wort „Gemüt", (oder wie man dafür auch häufig sagt, „Herz") gehört zu den vielgebrauchtesten und doch schwerst definierbaren Worten. Zweifellos hängt das Gemüt am nächsten mit dem Gefühle zusammen, ist aber doch nicht ohne weiteres mit demselben identisch. Ein Gefühlsmensch ist darum noch nicht ein Gemütsmensch; er kann sich im Gegenteil auch sehr „ungemütlich" in sich selbst und seinen Gefühlen abschließen. Ein Gemütsmensch dagegen hat wohl ein lebhaftes Gefühlsleben; aber er hat dieses nicht allein und hat es nicht allein für sich, sondern er tritt aus sich heraus, freilich so, daß er dabei alles nicht sowohl sachlich als persönlich auffaßt und behandelt, daß er sich in seinem ganzen Erkennen und Handeln nicht sowohl durch sachliche Gründe als durch persönliche Gefühlseindrücke und Gefühlsstimmungen leiten läßt. — Vgl. hiezu besonders Ulrici, Leib und Seele, II, S. 317 f.: „Der Sprachgebrauch unterscheidet mit Recht den gemütvollen vom bloß gefühlvollen Menschen.

Denn das Gefühl kann in reichem Maße vorhanden sein, ohne im äußern Benehmen, in Wort und That des Menschen erkennbar zu sein. — Von Gemüt überhaupt, von Stärke, Wärme, Innigkeit, Tiefe des Gemüts sprechen wir nur da, wo die Äußerungen, das Benehmen, Thun und Lassen des Menschen aus einem kräftigen, reichen, innigen Gefühlsleben unmittelbar hervorquellen, wo *also die vom Gefühl ausgehenden Impulse und Motive die Lebensführung des Menschen vorzugsweise bestimmen.* Je mehr dabei die ethischen Gefühle und Motive vorwalten, desto mehr wird das Gemütsleben durch Kraft und Tiefe sich auszeichnen; je mehr die ethischen Gefühle zurücktreten, desto mehr sinkt das Gemüt zur bloßen flachen Gemütlichkeit herab." — Dasselbe meint wohl auch *Rob. Kübel*, wenn er a. a. O. S. 244 sagt: „Das Ich (die Einheit von Gefühl, Denken und Wollen) unter dem Typus des Gefühls ist das Gemüt, wie das Ich unter dem Typus des Denkens der Geist und das Ich unter dem Typus des Wollens der Charakter ist. — Immer ist, wo mein „Gemüt" in Betracht kommt, mein ganzer Mensch beteiligt. Wir sagen von einem Menschen, er hat Gemüt, wenn alles, was wir an ihm wahrnehmen, uns hineinsehen läßt in seiner Seele Tiefen, in sein eigenstes Innenleben, statt uns bloß etwa z. B. seinen scharfen Verstand, seine Willensenergie ꝛc zu zeigen. Gemütlich ist es uns da, wo andere und wo wir selbst wir selbst sein dürfen, wo unser innerstes Leben angeregt, gefördert und in behagliches Gleichgewicht versetzt wird. Ungemütlich ist es da, wo wir, ohne solche Befriedigtheit in uns selbst, bloß denken, arbeiten, kämpfen müssen." — Vgl. hiezu auch *Deinhardt* in der Schmid'schen Encyklopädie, II, S. 695: „Gemüt ist nur da vorhanden, *wo ein geistiger Inhalt von meinem subjektiven Interesse durch und durch erfüllt ist.* Die religiösen Wahrheiten z. B. des Christentums sind ein objektives Gedankenmaterial, welches ich in mein Gedächtnis und selbst in den reflektierenden Verstand aufnehmen kann, ohne daß das Gemüt etwas damit zu thun hat. Tritt aber der Punkt ein, wo ich für diese Wahrheiten ein Gefühl habe, wo ich ihrer im Innersten gewiß bin, wo ich daran glaube, sie liebe und darauf hoffe, wo ich als dieses individuelle Subjekt für sie lebe und sterbe, so sind sie Sache des Gemüts geworden. Es geht einem auch mit Menschen so, daß man sie oft jahrelang beobachtet und sich ihr Dichten und Trachten zum Bewußtsein bringt, ohne daß man irgend eine Sympathie für sie hat; und insoweit hat unser Gemüt wenig oder nichts damit zu thun. Sobald aber der Zeitpunkt eintritt, wo wir eine bestimmte Sympathie oder Antipathie gegen sie bekommen, daß wir sie lieben oder hassen, dann haben wir sie in das Gemüt aufgenommen."

[7]) Vgl. *J. H. Fichte*, Psychol. II, S. 138: „*Gefühl kann nur durch intensiveres Gefühl*, nur dadurch, daß ein stärkeres Gefühl und ein intensiverer Trieb dagegen ins Feld geführt wird, bekämpft oder geheilt werden." — *Ulrici*, Leib und Seele, II, S. 239: „Über unsere Interessen und Gefühle haben wir unmittelbar keine Gewalt; sie können wir nicht durch einen bloßen Willensakt beseitigen oder mindern; sie verlieren sich nur, wenn die Umstände und Verhältnisse sich ändern, andere Gefühle und Interessen in uns wachrufen und damit unsere Aufmerksamkeit auf andere Objekte lenken."

[8]) Vgl. Lotze, Mikrok., I, S. 320 f.: „Mit Unrecht wiederholt man den alten Einwurf, daß es dem Begriffe der Lust an einem innern Beurteilungsgrunde fehle, der uns ihre höheren und edleren Formen von den gemeineren unterscheiden oder irgend eine derselben als die höchste erkennen lehre. — Es ist so, daß die einzelnen Formen der Lust der Art nach verschieden, daß die eine der andern über- oder untergeordnet ist, daß jedes, an sich positiv, doch negativ werden kann im Vergleich zu andern, und daß nur die Befriedigung des Gewissens selbst, die Lust also an der Übereinstimmung jeder einzelnen Lust mit dieser Gesetzgebung über alle, diesem Schwanken ihres Wertes entzogen ist." — Rümelin, Reden und Aufsätze, S. 67 f.: „Die dem Menschen eigentümlichen, humanen Triebreize treten nicht wie die animalischen Triebe als ungestüme Forderungen unserer Natur auf, welche sich bis zur brennenden Leidenschaft steigern lassen, sondern als sanftere und mildere Reize. Aber als Ersatz für ihre schwächere sinnliche Triebgewalt haben sie ein von ihrem Auftreten unzertrennliches Gefühl, daß die Lustgefühle, welche sie bieten, von anderer, reinerer, höherer Art seien und sich den übrigen Lustempfindungen als die vornehmeren, als die Wertgefühle gegenüberstellen."

[9]) Vgl. Necker de Saussure, II, S. 175. 192: „Schon im Kinde verkündet die Bewunderung ihre edle Natur und zeigt, daß ihre Quelle reiner ist als die aller sinnlichen Genüsse. Gewiß wird ein Kind, dem man Kuchen giebt, damit sehr zufrieden sein; aber die Begierde, mit welcher es ihn verschlingt, wird gewiß nicht den Ausdruck wahrer Heiterkeit haben. Schenkt man ihm aber ein artiges Ding, etwa eine hübsche Puppe, so wird es tanzen, singen und alle die es liebt, herbeirufen, damit sie an seiner Freude teilnehmen. Sein ganzes Dasein wird gewissermaßen erweitert erscheinen, und es wird von einer Heiterkeit strahlen, die kein anderes Vergnügen so zu geben vermöchte. Die Bewunderung ist eben darum ein so fruchtbares Gefühl, weil sie das Herz erweitert und veredelt; denn dieses Gefühl trägt einen sittlichen, selbst einen religiösen Kern der Liebe in sich, die den Menschen mit seinen Nebenmenschen in Übereinstimmung setzt und ihn treibt, bis zu Gott sich zu erheben. Versagen wir den Gefühlserregungen dieser Art, deren das Kind allein wahrhaft fähig ist, jede Teilnahme, so wird es sich bald derselben gewissermaßen schämen und sich dann den gemeineren Erregungen und Genüssen hingeben. — Warum unterhalten wir uns nicht zuweilen mit den Kindern, ohne mit ihnen zu moralisieren, ohne sie zu tadeln, ja selbst ohne sie unterrichten zu wollen? Eine freie und heitere Unterhaltung ist für sie immer bildend, regt den schlummernden Geist an und läßt sie den unsrigen in sich aufnehmen. Willst du also dein Kind liebenswürdig machen, so höre ihm geduldig zu, enthülle den Sinn, der oft hinter seinen sonderbarsten Ausdrücken verborgen liegt, fasse seine Eigentümlichkeit richtig auf, sympathisiere mit den Gestalten seiner Einbildungskraft und lasse, wo möglich, deine eigene thätig werden. Wenn wir ihnen so erscheinen, daß sie glauben können, uns selber angenehm zu unterhalten, so sind sie darüber herzlich erfreut; aus dieser Freude entwickeln sich mannigfache Geistesfunken, und Gedanken treten aus ihrem Kopfe hervor, die wir gar nicht darin vermuteten, und die vorher vielleicht auch gar nicht darin vorhanden waren."

[10]) Vgl. O. Pfleiderer, Wesen der Religion, erste Auflage, S. 77: „Beim religiösen Triebe handelt es sich nicht um endliche Triebe, von deren Befriedigung oder Nichtbefriedigung Sein oder Nichtsein des Menschen nicht unbedingt abhängt, sondern um den Grundtrieb, der unser Wesen konstituiert, der eben deswegen unbedingt seine Befriedigung erheischt und dessen Befriedigung eben darum auch eine unendliche Lebensförderung, vollkommene Lust und Seligkeit in sich schließt. Um Seligkeit und nur um Seligkeit ist es dem Frommen als solchem zu thun."

Drittes Kapitel.

Das Knaben- und Mädchenalter.

§ 19.

Diese Altersstufe, die vom 7.—14. (resp. 16.) Lebensjahre reicht, umfaßt das sog. *schulpflichtige Alter*, das (im Unterschied von der „Spielzeit" der vorangegangenen Jahre) als die *grundlegende Lernzeit* zu bezeichnen ist. Mehr und mehr treten jetzt nämlich an das Kind auch ernstere *Lebensaufgaben* heran, für welche seine Kräfte immer planmäßiger in Anspruch zu nehmen sind. Dabei handelt es sich indes noch nicht um die Ausfüllung eines eigentlichen Lebensberufes im Dienste der menschlichen Gesellschaft, sondern nur erst um *die eigene intellektuelle und sittliche Ausbildung des Kindes* als allgemeine Vorbereitung und Vorbedingung für die spätere Erfüllung eines eigentlichen Lebensberufes.

Zu diesem Behufe wird übrigens von jetzt an außer der Thätigkeit der Familie auch noch die Mitwirkung der den Übergang von der Familie zum öffentlichen Leben bildenden *Schule* erfordert.[1]) In der *Familie* selbst macht sich neben dem für die früheren Stufen vorzugsweise maßgebenden mütterlichen Einflusse mehr und mehr auch der Einfluß des *Vaters* geltend. Denn des Vaters Wille und Urteil ist es vornehmlich, was dem Kinde die allgemeine Lebensrichtung, die es einzuschlagen hat, vorzeichnet, während die Mutter vornehmlich das Gemütsleben des Kindes gestaltet.[2]) Gleichwohl kann auch der — ohnedies durch anderweitige Beschäftigungen zu oft unterbrochene — Einfluß des Vaters die erziehliche und vollends die unterrichtliche Einwirkung der Schule in keiner Weise ersetzen.

---

[1]) Vgl. *Waitz*, allgemeine Pädagogik, S. 213 f.: „Die Schule läßt das Kind den ersten umfassenderen Blick in das wirkliche Leben thun; die Welt beginnt sich ihm aufzuschließen; es lernt Menschen kennen, die gleiche Ansprüche

machen und keine Rücksichten nehmen, wie sie im Hause gewöhnlich waren. Die Schule bildet die richtige Übergangsstufe vom häuslichen zum öffentlichen Leben; sie stellt sich als eine bedeutende Erweiterung des ersteren dar und als eine Vorbereitung auf das letztere."

[2]) Vgl. Waitz, a. a. O. S. 202 ff.: „Pflege und früheste Erziehung des Kindes gehören von Natur der Mutter, deren Lebensaufgabe ganz innerhalb der Familie fällt. — Wie der Vater die äußere Einheit der Familie darstellt, so stellt die Mutter die innere dar, weil sie als das natürliche Band der einzelnen Familienglieder zu einem jeden derselben ein noch unmittelbareres Verhältnis hat als diese unter einander. Sie vertritt vorzugsweise das Gemütsleben der Familie, aus welchem das Gemüt der Kinder hervorgewachsen ist, und vermag daher am ersten dieses zu öffnen, wo es sich verschließen, es zu erheitern und mit sich zu verständigen, wo es sich verständigen möchte; sie vermag auch später noch die Gefühlswelt richtig zu leiten, sie lebendig zu erhalten und ihr die Stelle zu sichern, welche sie im Leben einnehmen soll. — Das Verhältnis des Kindes zum Vater ist von Anfang an ein wesentlich anderes als das zur Mutter. Die Berufsthätigkeit nimmt den bei weitem größten Teil seiner Zeit in Anspruch und nötigt ihn zu einer mehr oder weniger häufigen Absonderung von der Familie. In seinem Berufe arbeitet er für die Befriedigung eines der wesentlichen Interessen der Menschheit, und eben deshalb steht er als das allein vollkommen selbständige Haupt der Familie da, welches die Lebensordnung derselben bestimmt, wie sie der Förderung seiner Lebenszwecke am angemessensten ist. Der Geist der Familie kommt von ihm; sein Urteil über den Wert der äußeren Dinge, der Personen und ihrer Handlungen ist entscheidend und giebt die Norm, nach welcher man sich im Leben richtet, er bestimmt die Verhältnisse, in die sich die Familie zu anderen setzt, ihre Stellung nach außen, er bezeichnet das Zweckmäßige und Unzweckmäßige, das Nützliche und Schädliche."

§ 20.

Schon auf der vorigen Altersstufe konnte und sollte die natürliche Eigentümlichkeit des einzelnen Kindes namentlich in der freien, ungezwungenen Selbstbeschäftigung und im Spiele hervortreten und sich geltend machen. Aber eine höhere, die sorgfältigste Beachtung von seiten der Erziehung fordernde Bedeutung gewinnen die natürlichen Verschiedenheiten der Individualität doch erst auf unsrer Altersstufe. Hier treten ja an das Kind zum ersten Male ernstere Lebensaufgaben heran; hier soll es vorbereitet werden für die Stelle, die es dereinst innerhalb des Ganzen der menschlichen Gesellschaft einzunehmen berufen ist. Die gesamte Gliederung der menschlichen Gesellschaft beruht aber im letzten Grunde eben auf der ursprünglichen Verschiedenheit der Gaben und Kräfte des einzelnen Menschen. Gilt doch beim Menschen nicht nur das allgemeine Naturgesetz der

Individuation, kraft dessen es in der ganzen Welt nirgends zwei (nicht bloß gedachte, sondern) real existierende Dinge giebt, die durchaus und in jeder Hinsicht ununterscheidbar einander gleich wären: sondern bei ihm gilt außerdem noch das höhere Gesetz der geistigen Organisation und der Liebe, kraft dessen jedes freie Wesen, neben dem, daß es in und für sich selber etwas ist, auch zugleich im Ganzen der Menschheit und für dasselbe zu leben und seinen eigentümlichen Beitrag zum Bestehen und Gedeihen desselben zu leisten bestimmt ist.[1]) Zudem werden ja eben durch die ernste Arbeit in noch höherem Maße, als durch das bloße Spiel, sämtliche Kräfte des Kindes, auch die bis dahin noch schlummernden, wachgerufen und in die ihnen eigentümliche Thätigkeit versetzt, was dann von selbst zur Folge hat, daß überhaupt die ganze Eigenart des Kindes sich immer bestimmter ausprägt. In der That Aufforderungen und Gründe genug, der **natürlichen Individualität** oder dem individuellen Naturelle des Kindes von jetzt an eine immer sorgfältigere Beachtung zuzuwenden!

Jede Individualität beruht nun aber auf einem eigentümlichen Mischungsverhältnisse der allen Dingen derselben Art gemeinsamen (identischen) Grundkräfte. So haben auch alle Menschen eben als Menschen dieselben menschlichen Grundkräfte gemein; aber diese Grundkräfte sind im Naturelle jedes einzelnen Menschen neu und anders als in allen andern gemischt, freilich so, daß dabei immerhin noch zwischen menschlicher Besonderheit und menschlicher Individualität zu unterscheiden ist. Auch die menschliche Gattung zerfällt ja keineswegs bloß in eine Unzahl gleichweit von einander abstehender Individuen. Vielmehr steht zwischen der menschlichen Gattung im allgemeinen und den einzelnen menschlichen Individuen noch eine ganze Reihe menschlicher Besonderheiten, wie die des Geschlechtes, der Lebensalter, der Rassen, Völker und Stämme ꝛc., — als natürliche Folge davon, daß die allgemein menschlichen Grundkräfte auch wieder in Mischungen auftreten, welche zwar nicht allen, aber doch einem größeren oder kleineren Kreise von Menschen gemeinsam sind. So trägt jeder Mensch die allgemein menschlichen Grundkräfte zunächst in jener besonderen Ausprägung seines Geschlechtes, seines Alters, seiner Rasse, seines Volkes und Stammes in sich; aber jeder unterscheidet sich dann auch innerhalb dieser Besonderheit wieder specifisch und individuell von allen andern seines Geschlechtes, seines Alters, seines Volkes ꝛc.[2])

Von größter Wichtigkeit ist nun aber hiebei die Frage, ob das individuelle „Naturell" etwas schlechthin Unveränderliches und Sichgleichbleibendes oder etwas Veränderliches und Wandelbares ist. Gegen eine schlechthinige Unveränderlichkeit desselben, deren Behauptung sich auch mit der Annahme einer wirklichen Freiheit des Menschen nicht vertrüge, zeugt schon die Eine unleugbare Thatsache, daß auch das Naturell die zeitliche Entwicklung der verschiedenen Lebensalter durchläuft und jede angeborne Kraft des Menschen sich auf jeder Altersstufe anders als auf der vorangegangenen und nachfolgenden darstellt. Weshalb dann aber nur der Fortschritt des Alters eine Abänderung des Naturells sollte bewirken können, ist in der That nicht abzusehen. Im Gegenteil ist es schon an sich sehr wahrscheinlich und auch durch vielfältige Erfahrung bestätigt, daß Einwirkungen der verschiedensten Art das Naturell oft ziemlich anders gestalten, als nach seiner ursprünglichen Anlage zu erwarten war.

Nichtsdestoweniger kann jedoch auch andrerseits von einer gewissen Unverwüstlichkeit und Unveränderlichkeit des individuellen Naturelles geredet werden. Denn so mannigfach auch die durch die verschiedenen Einwirkungen hervorgebrachten Veränderungen desselben sein mögen: in der Regel d. h. überall da, wo nicht außerordentliche Ursachen auch außerordentliche Wirkungen zur Folge haben, zieht sich doch durch alle Veränderungen und durch die ganze Lebensentwicklung eines Menschen ein gewisser gleichmäßiger Typus, eine gewisse nur ihm eigentümliche, beharrliche Art des Denkens, Fühlens und Wollens hindurch. Selbst nach einem vielleicht längeren Verschwinden bricht dieser eigentümliche Typus oft auf einmal wieder mit unwillkürlicher Macht vervor, — zum klaren Beweis, daß wirkliche Natur und angeborne Eigenart, wenn auch zeitweise zurückgedrängt und mannigfach verändert, doch nie oder nur in seltenen Ausnahmsfällen ganz und völlig verwischt und unterdrückt werden kann.[3])

Und was ergiebt sich nun aus dem Bisherigen insbesondere für das Werk der Erziehung? Vor allem dies, daß also auch die Erziehung nicht genötigt ist, das individuelle Naturell des Zöglings sich schlechthin nach seinen eigenen Gesetzen entwickeln zu lassen, daß sie vielmehr auch ihrerseits bestimmend und abändernd auf dasselbe einzuwirken vermag. Ob und wieweit sie sich zu solchen Abänderungen veranlaßt sehen wird, das hängt freilich zuletzt von der normalen oder abnormen Beschaffenheit des Naturells, resp. von der Ansicht des

Erziehers über diese Beschaffenheit ab. Wer der Ansicht ist, daß das angeborne Naturell des einzelnen als solches etwas schlechthin Berechtigtes und Normales sei, der kann sich folgerecht auch keine andere Aufgabe setzen, als das Naturell so ungestört wie möglich seiner eigenen Entwicklung zu überlassen und dem im Naturell Angelegten einfach so, wie es ist, zu seiner Verwirklichung zu verhelfen (vgl. auch hier Rousseaus Emil als reinsten und konsequentesten Ausdruck dieser Anschauung). Wer dagegen von der Voraussetzung eines angebornen („radikalen") Bösen ausgeht, das dann eben auf dem Boden des angebornen Naturells sich vor allem geltend machen wird, der muß notwendig anders urteilen und verfahren. Ein solcher kann das Naturell unmöglich mehr so einfach sich selbst und seiner eigenen Entwicklung überlassen; er kann auch die natürlichen Schwächen oder Schroffheiten, die einer unbefangenen Beobachtung mehr oder weniger in jedem Naturelle entgegentreten, nimmer für etwas an sich Normales oder Unschuldiges ansehen, das sich mit den Jahren von selbst verlieren und ausgleichen werde. Vielmehr muß er dieselben als etwas an sich Abnormes und Unberechtigtes erkennen, das er eben mittelst der Erziehung umzuändern und zurechtzustellen sucht und suchen muß.

Letzteres freilich nur so, daß dabei auch die andere von uns oben hervorgehobene Seite der Sache, nämlich die relative Unveränderlichkeit des individuellen Naturells, nicht übersehen wird. Denn die natürliche Eigenart des einzelnen kann nicht nur in der Regel nicht gänzlich unterdrückt und verwischt werden, sondern sie soll es auch nicht, da sie als etwas von Gott selbst Gesetztes und Gewolltes eine Berechtigung hat, die auch durch eine abnorme Beschaffenheit nicht aufgehoben wird. Auch wenn und indem die Erziehung das individuelle Naturell umzuändern und zurechtzustellen sucht, darf und soll sie dasselbe doch nicht zerstören, sondern nur reinigen und läutern. Nicht einmal die Einseitigkeit der natürlichen Individualität kann und soll durch die Erziehung schlechthin beseitigt werden, da ja keine einzelne endliche Individualität die Idee des Menschen in allseitiger Vollkommenheit darstellen kann, jede also bis auf einen gewissen Grad einseitig ist und sein muß; nur der abnormen d. h. derjenigen Einseitigkeit, welche der Idee des Menschen widerspricht (nicht nur: sie nicht erschöpft), darf und soll die Erziehung entgegentreten. Ihre Aufgabe ist somit in dieser Hinsicht eben die: aus den allerdings oft ziemlich verwischten und verstörten Zügen des angebornen Naturells die göttliche Idee dieses bestimmten

Menschen als den in seinem Naturell angelegten gottgewollten „Idealmenschen" herauszufinden und nach dem Bilde dieses Idealmenschen das Naturell zu gestalten teils durch einfache Entwicklung teils aber auch durch zurechtstellende Umbildung desselben. Auch alle wirkliche Selbsterziehung beruht schließlich darauf, daß der einzelne in richtiger Selbsterkenntnis (Erkenntnis seines eigentümlichen Selbsts im Lichte der sittlichen Idee) sich so zu sagen sein eigenes, individuell-persönliches Ideal schafft und dieses dann nach Möglichkeit zu verwirklichen sucht.[1])

Am besten kann so freilich die natürliche Eigentümlichkeit des einzelnen Kindes gepflegt und berücksichtigt werden in der Familienerziehung. In der Familie herrscht ja überhaupt eine ungezwungenere Freiheit als in der Schule, und überdies ist auch die Zahl der in ihr zu erziehenden Kinder eine kleinere. Hier bewegt sich darum das Kind am zwangloseſten seiner Eigenart gemäß; hier kann darum diese Eigenart auch am ehesten erkannt und ihr die ganze erziehliche Einwirkung leichter angepaßt werden als in der Schule, die schon wegen der größeren Anzahl ihrer Kinder nur in geringerem Maße individualisierend verfahren kann. Trotzdem hat auch nach dieser Seite die Schule einen eigentümlichen, durch die Familie gar nicht zu ersetzenden Wert. Schon daß in der Schule die einzelnen Kräfte des Kindes energisch angespannt und in Anspruch genommen werden, — schon das trägt auch zur kräftigeren Entwicklung ihrer eigentümlichen Wirkungsweise bei. Noch wichtiger ist jenes durch die Schule vermittelte Zusammentreffen so vieler ungleichartiger Individualitäten, das zwar einerseits auf manche Einseitigkeiten und Schroffheiten der individuellen Eigenart einen abschleifenden und ausgleichenden Einfluß ausübt, aber andrerseits dieselbe auch herausfordert und dadurch verschärft.

Im einzelnen erfordern von den das Naturell bildenden natürlichen Besonderheiten und individuellen Eigentümlichkeiten eine genauere Besprechung: die intellektuellen Unterschiede der Anlagen und Fähigkeiten, die gemütlichen Unterschiede der natürlichen Neigungen und der Temperamente und endlich der Geschlechtsunterschied.

---

[1]) Vgl. G. Baur, Grundzüge der Erziehungslehre, 3. Auflage, S. 143 f.: „Im Begriffe des endlichen Geistes liegt es, daß er, mit Selbstbewußtsein von andern sich unterscheidend und mit Freiheit sein eigenes Selbst bestimmend, ein eigentümliches Leben lebe; und der Begriff der Menschheit als eines Ganzen, in welchem der möglichste Reichtum geistigen Lebens in fortschreitender

Entwicklung sich darstellen soll, bringt es mit sich, daß die einzelnen Seiten dieses reichen Lebens durch einzelne dafür besonders ausgerüstete Menschen vertreten werden, indem nur, wenn die gesamte Energie der einzelnen die Förderung dieser einzelnen Seiten sich zur Aufgabe macht, deren ganzer Reichtum sich entfalten kann und nur so die Menschheit, für verschiedene Berufsarten bestimmte Glieder zu einem Ganzen verbindend, einen wahren Organismus darstellt. — In der That ist ein frisches Wachstum des mannigfaltigen geistigen Lebens der Menschheit nur dann möglich, wenn seine einzelnen Seiten nicht von solchen ausgebildet werden, die, ursprünglich allen andern gleich, nur durch die Macht zufälliger Umstände in ein besonderes Fach menschlicher Thätigkeit hineingeworfen worden sind, sondern von solchen, die eine angeborne, ursprüngliche Richtung ihrer Anlagen und Kräfte auf ein solches Fach hinweist. Endlich beruht auf dem Bewußtsein, daß der eine ursprünglich weder alles kann noch können soll, was die andern können, das Gefühl wechselseitiger Unentbehrlichkeit, welches die Menschheit zu einem innig verbundenen Ganzen vereint und von den Tiergattungen sie unterscheidet, in welchen jedes einzelne in ungleich höherem Grade dem andern gleich ist und, sobald nur die Mittel zu seiner körperlichen Erhaltung nicht fehlen, sich selbst genügt."

[2]) Vgl. J. Müller, Lehre von der Sünde, 2. Aufl. II, S. 60: „Das Leben des selbstbewußten, freien Geistes ruht auf einer Naturbasis, zu der nicht bloß die leibliche Seite unseres Daseins, sondern auch unser psychisches Leben gehört, ja die selbst in das eigentlich geistige Gebiet eintritt in der Gestalt von angebornen Talenten und entsprechenden Neigungen, die mit der bewußtlosen Sicherheit und Notwendigkeit eines Naturtriebes nach ihren Gegenständen streben. Auch ist diese Naturbasis als solche nicht etwa eine bloß allgemein menschliche, in allen gleiche Potenz, sondern sie besondert sich in den engern Gebieten innerhalb der Gattung und individualisiert sich in den einzelnen. Jeder wird geboren nicht bloß als Mensch überhaupt, sondern als dieser bestimmte Mensch, hineingestellt in den Gegensatz der Geschlechter, das besondere Gepräge eines der Menschenstämme an sich tragend, einer bestimmten Volkstümlichkeit angehörig, den Typus einer Familie in stärkern oder schwächeren Zügen ausdrückend, von allen andern einzelnen durch diese ihm eigentümliche physische und psychische Bildung, durch diese Anlagen und Neigungen, durch dieses unendlich mannigfaltige, genau ebenso in keinem andern wiederkehrende Gewebe seiner ursprünglichen Organisation sich unterscheidend." — J. H. Fichte, Psychol. II, 64 f.: „Wir verstehen unter dem Worte Naturell die ursprüngliche, durchaus unwillkürlich wirkende, zugleich aber in jedem Subjekte verschieden individualisierte Anlage zum Erregtwerden gewisser Gefühle und ihnen entsprechender Triebe. Das Naturell umfaßt daher alles, was ursprünglicher- oder vorbewußterweise im Subjekte niedergelegt ist. Ein Individualisierendes ist es insofern, als all die Verschiedenheiten von Temperament, Stimmung, Gefühls- und Willensrichtung, Neigung oder Abneigung (bis zu einzelnen unerklärlichen Idiosynkrasieen herab), wie sie im bewußten Leben der Subjekte hervortreten, nicht von außen in sie hineingekommen oder erst durch spätere Bewußtseinseindrücke hervorgebracht sind (wiewohl sie durch letztere gehemmt oder gefördert werden können), sondern die

Anlage dazu in ihr vorbewußtes Dasein zurückreicht, so gewiß die Spuren davon schon in den frühesten Kundgebungen des Bewußtseins sichtbar werden. Schon in den frühesten Äußerungen des Kindesbewußtseins unterscheidet sich ein Individuum vom andern nicht nur durch stärkere oder schwächere Regsamkeit seines Sinnenlebens, sondern ganz ebenso durch die Verschiedenheit seiner Gemütsanlagen, durch stärker oder schwächer hervorstechende Selbstliebe dem natürlichen Wohlwollen gegenüber oder umgekehrt, durch leichtere oder trägere Erregbarkeit des Mitgefühls, durch größere oder geringere Energie der Vorstellungs- und Denkprozesse ꝛc. Ebenso besitzen alle diese Anlagen ein bestimmt individualisiertes Kraftmaß, welches, an einer gewissen Grenze angelangt, unüberschreitbar ist und durch bewußte Reflexion weder gesteigert noch vermindert werden kann." — Sigwart, in der Schmid'schen Encykl. IX, S. 414: „Fragen wir, wovon es abhängt, mit welchem Inhalt sich ein menschliches Leben erfüllt, so sind es neben den äußern Bedingungen, welche durch die natürliche und gesellschaftliche Umgebung feststehen, Unterschiede, deren natürliche Ursprünglichkeit in der Praxis nie, in der Theorie nur von den extremsten Empiristen geleugnet worden ist, nämlich die Unterschiede der specifischen Begabung für gewisse Gebiete des Vorstellens, sei es des erkennenden oder des künstlerischen, die Unterschiede der Anlagen und Talente, und ebenso Unterschiede der Gemütsart, die sich in herrschenden Neigungen und Willensrichtungen aussprechen und welche der natürliche Charakter im Unterschied von dem anerzogenen genannt werden können. Und da sich die lebendige Thätigkeit sowohl des Vorstellens als des Handelns fortwährend im Gefühl reflektiert und das, woran ein Mensch Freude hat, am sichersten verrät, wes Geistes Kind er ist, so sind im engsten Zusammenhange mit der natürlichen Begabung und dem natürlichen Charakter auch Dispositionen des Gefühls gegeben, vermöge deren Verschiedene von Verschiedenem in entgegengesetzter Weise afficiert werden." — Martensen, christliche Ethik, S. 105 f.: „Jede menschliche Persönlichkeit hat eine bestimmte Individualität, eine ursprünglich gegebene Eigentümlichkeit, durch welche dieses Einzelwesen von allen andern verschieden ist, an welcher es also zwar seine Beschränkung, seinen in der Liebesgemeinschaft mit andern auszufüllenden Mangel hat, in welcher es aber zugleich seinen Reichtum, seine besondere Begabung, sein Eigenes in der tiefsten Bedeutung des Wortes besitzt. Obschon das menschliche Individuum ein Erzeugnis seiner Eltern, seine Eigentümlichkeit eine Mischung von Vater und Mutter ist: dennoch ist in jedem menschlichen Individuum ein Neues, auch wo dieses nicht erfahrungsmäßig sichtbar wird, vorhanden, ein Neues, das bis dahin gerade so nicht dagewesen ist und auch künftig so nicht wiederkommen wird." —

[3]) Vgl. J. H. Fichte, Nationalerziehung ꝛc., S. 19 f.: „Es ist ein unleugbarer Erfahrungssatz, daß die ursprünglichen Eigentümlichkeiten niemals völlig verlöschen oder in andere sich verwandeln durch die Macht des Lebens. Vielmehr zeigen sie sich als das eigentlich Beharrliche im Wechsel desselben; an der erhöhtesten Bildung, an dem besonnensten Charakter scheinen sie dennoch unwillkürlich hindurch, wenigstens ihm selbst noch deutlich empfindbar." — Luthardt, Moral des Christentums, S. 23: „Die Grundlage unseres Wesens

selbst können wir nicht ändern; diese ist uns gegeben. Wer phantasielos ist, der bleibt es sein Lebenlang, und wer nicht poetisch begabt ist, der wird durch alle Anstrengung und Übung kein Dichter, so viele Verse er machen mag. Einem jeden sind Schranken gezogen, über welche er nicht hinauskann."

4) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, II, S. 322: „Daher gilt es für die erste Regel aller Erziehungskunst, die Individualität des Kindes nicht nur zu beachten, sondern auch zu achten, es also nicht über das angeborne Maß seiner Kräfte anzustrengen, seine vorherrschenden Anlagen, Triebe, Strebungen und Neigungen nicht zu unterdrücken, sondern zu fördern und auf das rechte Ziel zu leiten, unter ihnen diejenigen zu heben und vorzugsweise auszubilden, welche geeignet sind, das von andern bedrohte Gleichgewicht zu sichern und eine größtmögliche Harmonie zwischen allen herzustellen." — Jean Paul, Levana, 1807, I, S. 87 f.: „Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei zu machen strebt. Am hellsten erscheint jedem Menschen dieser sein individueller Idealmensch (wenn auch nur hinter Wünschen und Träumen) in der Blütezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter. Wenn nur jeder sich es recht klar bewußt wäre, was er damals hätte werden wollen und zu welchen andern und höhern Wegen und Zielen das eben aufgeblühte Auge hinaufgesehen, als später das einwelkende! Später verwelkt bei der Menge der Idealmensch von Tag zu Tage; aber die Klage eines jeden: was hätt' ich nicht werden können! bekennt das Dasein oder Dageweseinsein eines ältesten Adam neben und vor dem alten Adam. Derselbe Normalmensch, der in jeder bessern Seele der stehende Hauslehrer bleibt und schweigend fortlehrt, bilde stellvertretend von außen die kindliche Seele und mache deren eigenen Normalmenschen los, frei und stark; nur aber muß er vorher erraten werden." — Martensen, christliche Ethik, I, S. 116 f.: „Die natürliche Individualität ist von Anfang an eine relativ veränderliche. Wir sagen: relativ. Denn ein Grundgepräge ist freilich vorhanden, welches von der Geburt bis zum Tode immer dasselbe bleibt, eine Naturbestimmtheit, eine Mitgabe, welche der Mensch durch alle Lebensalter hindurch mitnehmen muß und von welcher er ebenso wenig geschieden werden kann wie von seinem eigenen Ich, das unter allem Wechsel der Jahre und Erlebnisse dasselbe bleibt im Greise wie im Kinde. Jedoch ist diese natürliche Individualität bildsam und empfänglich für Umbildung. Von vornherein ist sie nicht fertig und abgeschlossen, vielmehr einem ersten Entwurfe, einem weiter auszuführenden Grundrisse zu vergleichen, welcher sowohl zum Bessern als zum Schlechtern entwickelt werden kann, entweder in Übereinstimmung oder auch in Widerspruch mit dem Urbilde, das der Mensch in sich trägt. Das Leben des Tieres ist die naturnotwendige Entfaltung seiner Individualität; und alles, was das Tier thun mag, das thut es, weil es einmal so ist, wie es ist. An den Menschen ist dagegen die Forderung gestellt, daß er seine natürliche Individualität zum Organe der Persönlichkeit d. h. nicht der abstrakten, sondern seiner in ewiger Eigentümlichkeit gerade so und nicht anders bestimmten Persönlichkeit mache, daß er sie zu diesem Zwecke bilde, überwinde, beherrsche und allmählich umgestalte.

§ 21.

Die **intellektuellen Unterschiede** unter den verschiedenen Menschen beziehen sich teils auf die leichtere oder schwerere Auffassung und die größere oder geringere Selbständigkeit der denkenden Verarbeitung der Objekte überhaupt, teils auf die vorherrschende Neigung und Befähigung für irgend ein einzelnes Erkenntnisgebiet insbesondere. Daß aber in dieser Hinsicht unter den verschiedenen Individuen eine natürliche und ursprüngliche Verschiedenheit besteht, das ist eine Thatsache, die sich jeder unbefangenen Beobachtung so unmittelbar aufdrängt, daß sie in der That „wohl je und je in der Theorie, in der Praxis aber eigentlich nie geleugnet worden ist“ (S. 192). Schon die unbestreitbare Erfahrung, daß einzelne hervorragende Talente sich allen entgegenstehenden Hindernissen zum Trotz Bahn brechen, und daß bei gleichem Unterricht und gleichem Fleiß doch oft so verschiedene Resultate erzielt werden, beweist zur Genüge das Vorhandensein ursprünglich verschiedener und individuell gearteter Anlagen und Fähigkeiten.[1]) Es giebt unzweifelhaft harte, schwerfällige und beschränkte Köpfe, welche nur Weniges und auch dieses nur mühsam sich anzueignen imstande sind und sich jedenfalls mit einer vorherrschend passiven Aufnahme des ihnen Dargebotenen begnügen ohne Streben nach einer selbständigeren eigenen Verarbeitung des Aufgenommenen; es giebt aber auch regsame, leichte und vielseitige Köpfe, welche mühelos eine reiche Fülle von Stoff aus verschiedenartigen Gebieten aufzufassen und denselben auch mit mehr oder weniger Selbständigkeit zu bewältigen befähigt sind. Solche Unterschiede, die sich dann im einzelnen wieder aufs mannigfaltigste besondern, treten uns zweifellos auch schon im schulpflichtigen Alter entgegen. Ja auch das auf einem einzelnen Erkenntnisgebiete mit besonderer Energie und Selbständigkeit der Aneignung und Verarbeitung sich bethätigende eigentliche *Talent* kündigt sich wenigstens in seinen Anfängen schon auf unserer Altersstufe an, während allerdings das wirklich schöpferische und neue Bahnen brechende *Genie* hier kaum schon zu erkennen sein möchte.

Freilich handelt es sich auch bei den natürlichen Unterschieden der individuellen Fähigkeiten und Talente *nicht um schlechthin feste, unveränderliche Größen*. Denn wie Mangel an Pflege oder eigenem Ernst und Fleiß auch ein entschiedenes Talent verkümmern lassen kann, so kann umgekehrt eine tüchtige Ausbildung des Vorhandenen und noch mehr ein andauernder und angestrengter eigener Fleiß manche Mängel der natürlichen Begabung ausgleichen und bis auf einen gewissen

Grad ergänzen. Aber immer nur bis auf einen gewissen Grad; denn über eine bestimmte Grenze hinaus vermag auch die sorgfältigste Ausbildung und der ernsteste Fleiß das angeborne Kraftmaß nicht zu steigern. Deshalb wird eine vernünftige Erziehung zum voraus auf den vergeblichen Versuch, aus jedem beliebigen Kinde jedes Beliebige machen zu wollen, verzichten. Sie wird vom einzelnen Kinde nicht mehr, als ihm wirklich erreichbar ist, fordern und erwarten; sie wird ihm aber ebensowenig hemmend entgegentreten auf dem Wege, auf welchen das Kind eben durch seine eigene Natur und individuelle Begabung hingewiesen ist.

Wie sehr eine so geflissentliche Berücksichtigung der individuellen Anlagen und Fähigkeiten durch den allgemeinen Zweck der Erziehung und des Unterrichts gefordert ist, beweist ja auch die thatsächliche Teilung der Schulen in niedere und höhere, — eine Teilung, die zwar nicht allein, aber doch wesentlich auch auf den Unterschied einer niedern und höhern Begabung sich gründet. Unter richtigen Verhältnissen wenigstens müssen die sog. höheren Schulen bei der Mehrzahl ihrer Schüler auch auf eine höhere Begabung rechnen können, wogegen die niederen Schulen niemand ausschließen dürfen und also auch Kindern geringerer und geringster Begabung einen Platz einräumen müssen. Innerhalb der einzelnen Schulen selbst kann dann freilich, je größer die Zahl der sie besuchenden Kinder ist, um so weniger die Individualität und individuelle Begabung jedes einzelnen Kindes noch besonders berücksichtigt werden. Vielmehr muß jede Schule aus der Summe der in ihr jeweilig vorhandenen Begabungen gleichsam einen mittleren Durchschnitt ziehen und nach diesem Durchschnittsmaße die Höhenlage ihres jeweiligen Gesamtunterrichts bemessen. Ein so ausgleichendes und verallgemeinerndes Verfahren ist ein unbedingtes Erfordernis jedes wirklichen Massenunterrichts; es ist aber nicht etwa nur ein notwendiges Übel, sondern auch insofern etwas Heilsames, als dadurch das einseitige Talent verhindert wird, sich zu frühe gegen anderweitige, allgemeine Bildungselemente abzuschließen. Und bei alle dem bleibt ja auch innerhalb jenes verallgemeinernden Verfahrens für eine mehr individualisierende Behandlung noch immer ein ziemlicher Spielraum übrig, indem sowohl der eigentliche Unterricht als besonders die der Selbstbeschäftigung überlassenen Aufgaben in der mannigfachsten Weise bald über das Durchschnittsmaß der Klasse hinaus — bald unter dasselbe heruntergehen können.

[1]) Vergl. G. Baur in Schmids Encykl. III, S. 678: „Die Erfahrung lehrt zu deutlich, daß unter äußern Verhältnissen, welche, soweit menschliche Beurteilung reicht, völlig gleich sind, daß nicht etwa unter Brüdern bloß, sondern selbst unter Zwillingsbrüdern eine verschiedene Begabung von den ersten selbständigen Regungen des Geistes an sich geltend macht, und zwar als spezifische Anlage für eine bestimmte Lebenssphäre. — Es kann den Erzieher nicht niederschlagen, daß die individuelle Bestimmtheit ihn hindert, alles, was er will, aus dem Zögling zu machen, da er den höhern Beruf hat ihn so zu bilden, wie Gott ihn haben will."

§ 22.

Auch die natürlichen Unterschiede der Gemütsart beziehen sich sowohl auf den verschiedenen Inhalt der das Erkennen und Wollen bestimmenden Gefühle (materialer Unterschied), als auf die verschiedene Art und Weise, wie diese Gefühle hervortreten und das Erkennen und Wollen bestimmen (formaler Unterschied).[1])

Nach der materialen Seite handelt es sich hier also um die individuelle Verschiedenheit der natürlichen Neigungen und Lebensrichtungen, oder, wie man auch wohl sagt, des **natürlichen Charakters** (im Unterschiede vom sittlichen Charakter), ob nämlich ein Mensch seine Befriedigung vorzugsweise in einer theoretischen oder in einer praktischen Beschäftigung mit den Dingen findet, ob die niedern, sinnlichen oder die höhern, geistigen Gefühle (und Triebe) bei ihm überwiegen, ob er mehr einen Zug zu einsamem Fürsichbleiben oder zum geselligen Leben in der Gemeinschaft mit andern hat, ob er auch in der Gemeinschaft mit andern mehr sein eigenes Selbst geltend zu machen oder selbstloser an andere sich hinzugeben geneigt ist, und dergl.[2]) Daß es in diesen und den ähnlichen Beziehungen natürliche und darum schon frühe unwillkürlich hervortretende Unterschiede unter den einzelnen Menschen giebt, ist eine Thatsache, deren Anerkennung sich keine unbefangene Beobachtung entziehen kann; nicht minder klar ist aber auch, daß es sich hier um Differenzen handelt, die in ganz anderer Weise als die Differenzen der natürlichen Begabung unter den sittlichen Gegensatz von „normal" und „abnorm" fallen. Daher darf auch die Erziehung diese individuellen Unterschiede des natürlichen Charakters noch weniger übersehen, als die Unterschiede der intellektuellen Anlagen und Fähigkeiten. Liegt doch in ihnen je nach ihrer Beschaffenheit eine ganz bedeutende Förderung oder aber Erschwerung der gesamten erziehlichen Arbeit; ja letztere kann überhaupt ihre Aufgabe, einen wahrhaft sittlichen Charakter

in individueller Ausprägung zu begründen, nur erfüllen, wenn sie zwar einerseits die abnormen Einseitigkeiten und schlimmen Auswüchse des natürlichen Charakters zu bekämpfen und abzuschneiden, aber doch auch andrerseits jede berechtigte Eigentümlichkeit des natürlichen Charakters zu schonen und auszubilden sich bemüht.

Die formale Verschiedenheit der natürlichen Gemütsart ergiebt den vielbesprochenen Begriff des **Temperaments**. Dieses ist nämlich nichts anders als die natürliche Gemütsart des einzelnen, nach ihrer formellen Seite betrachtet, oder als die eigentümlich geartete natürliche Erregbarkeit des durch die Objekte in bestimmter Weise angefaßten und in bestimmter Weise darauf reagierenden Gefühls.[3])

Hiebei ist freilich in dem oben (S. 187) dargelegten Sinne zwischen einer besondern und einer individuellen Gestalt des Temperamentes zu unterscheiden. Es giebt unzweifelhaft ein nationales Temperament, das zwar nicht bei allen Angehörigen eines Volkes in gleicher Weise sich findet, aber doch bei einer überwiegenden Mehrzahl derselben. Es giebt ebenso ein vorwiegendes Temperament der verschiedenen Alters- und Lebensstufen, und die nach dieser Seite hin in besonders anschaulicher Weise von Lotze gegebene Darstellung ist sicherlich eine in der Hauptsache sehr treffende und durch die Erfahrung bestätigte. Es wird namentlich nicht in Abrede gezogen werden können, daß die natürliche Gemütsart des Kindes, und zwar je jünger dasselbe ist um so mehr, das Bild des gewöhnlich sogenannten sanguinischen Temperamentes an sich trägt; d. h. einer nicht sehr wähleriſchen und von den verschiedenartigsten Eindrücken fast gleich lebhaft bewegten, aber dabei wenig ausdauernden und rasch und leicht auf Anderes, ja Entgegengesetztes überspringenden Erregbarkeit. Dies schließt jedoch nicht aus, daß diese so eine ganze Altersstufe (und wohl auch ganze Völker) charakteristisch unterscheidende sanguinische Art gleichwohl auch als individuelle Eigentümlichkeit bestimmter einzelner Personen hervortritt. Schon auf der ersten Stufe der Kindheit entdeckt eine genauere Beobachtung allerlei Spuren individueller Temperamentsunterschiede, die, je weiter das Kind im eigentlichen Knaben- und Mädchenalter vorrückt, um so schärfer und deutlicher sich ausprägen. Im Vergleich mit den Erwachsenen werden wohl die meisten Kinder, und zwar zumeist auch noch auf der Stufe des Knaben- und Mädchenalters, als Sanguiniker erscheinen. Vergleicht man aber die Kinder selbst unter

einander, so macht nur das eine und andere von ihnen den Eindruck, daß es auch in späteren Jahren noch eine vorherrschend sanguinische Erregbarkeit zeigen werde; dagegen bei einem zweiten macht sich schon jetzt ein mehr phlegmatischer Typus (mit vorherrschend ruhiger, langsam bedächtiger, aber zäh ausdauernder Art) bemerklich; bei einem dritten ein mehr cholerischer Typus (mit vorherrschend kräftig energischer und entschieden nach außen durchgreifender Art), bei einem vierten endlich ein mehr sentimental-melancholischer Typus (mit vorherrschend einwärts gekehrter und alles zur Nährung des inneren Gefühlslebens verwendender Art). Dieser angeborne Individualtypus zieht sich dann durch alle die verschiedenen Lebensalter hindurch, indem er zwar auf jeder Altersstufe eine dieser Altersstufe entsprechende besondere Färbung annimmt, aber dabei doch auf jeder Altersstufe dieses Individuum charakteristisch von allen andern Individuen derselben Altersstufe unterscheidet.[4])

So finden wir denn insbesondere auch beim Temperament die schon oben dem Naturell überhaupt beigelegte Verbindung einer gewissen unverwüstlichen Unveränderlichkeit mit einer gewissen, von verschiedenen Einwirkungen abhängigen und durch sie bestimmbaren Veränderlichkeit. Scheint da und dort auch ein schärfer ausgeprägtes Temperament gänzlich zu verschwinden und sich in sein gerades Gegenteil zu verwandeln, so ist das entweder nur ein Schein, bei dem entweder die frühere oder die jetzige Beobachtung geirrt hat, oder, wenn es Thatsache ist, so ist es dazu kaum je anders gekommen als unter einem naturwidrigen Drucke der äußern Verhältnisse oder einer völlig verkehrten Behandlung bezw. Mißhandlung von seiten ungeschickter Erzieher.[5]) Denn allerdings nimmt auch hier unter den das Temperament bestimmenden, bezw. abändernden Einwirkungen die der Erziehung eine der ersten Stellen ein. Die Erziehung darf und soll zwar ein eigentümliches Temperament niemals ganz unterdrücken und zerstören, da auch das Temperament als ein wesentlicher Bestandteil des dem Menschen anerschaffenen Naturells etwas an sich Berechtigtes ist; ja selbst eine etwas schärfere Ausprägung des Temperamentes ist um deswillen noch nicht notwendig etwas Bedenkliches, kann vielmehr eben im Interesse einer individuellen Ausgestaltung des sittlichen Charakters auch in dieser entschiedeneren Form auf Schonung und Pflege Anspruch haben.[6]) Aber trotz alledem kommt doch der Erziehung auch dem Temperamente gegenüber Recht und Pflicht zu, je nach Umständen nicht nur schonend und pflegend sondern auch bessernd und umgestaltend auf dasselbe

einzuwirken. Keinem Unbefangenen kann es ja entgehen, daß jene unberechtigten Einseitigkeiten, Schwächen und Maßlosigkeiten des Naturelles, von denen wir früher geredet, sich auf keinem andern Gebiete so häufig finden als eben auf dem des Temperamentes. Ist es auch zweifellos wahr, daß durchaus nicht jeder Sanguiniker ein leichtsinniger und unzuverlässiger, jeder Choleriker ein schroffer und rücksichtslos gewaltthätiger, jeder Phlegmatiker ein träger und stumpfer und jeder Melancholiker ein unklar träumerischer und schwärmerischer Mensch ist, so kann doch ebensowenig geleugnet werden, daß den entschiedenen Vertretern der einzelnen Temperamente wenigstens eine gewisse natürliche Hinneigung zu den bezeichneten Eigenschaften innewohnt. Und das darf dann auch die Erziehung sicherlich nicht übersehen. Sie muß vielmehr solchen natürlichen Mängeln und Einseitigkeiten des Temperaments damit steuern, daß sie die — ihr natürliches Gegengewicht bildenden entgegengesetzten Seiten des Gemütslebens geflissentlich stärkt und so nach und nach eine gewisse Umstimmung des angebornen Temperamentes herbeiführt. Jedenfalls dient dies, daß etwas „Temperamentssache" ist, einem an sich sittlich verwerflichen Verhalten so wenig zur Rechtfertigung, als umgekehrt unwillkürliche Äußerungen des Temperaments um deswillen, weil sie wirklich sittlichen Handlungen gleichen, auch schon als solche gelten können. So ist immerhin das Temperament klar und scharf zu unterscheiden vom sittlichen Charakter; das schließt jedoch keineswegs aus, daß gleichwohl das Temperament (wie der natürliche Charakter) zur Bildung des sittlichen Charakters in einer besonders nahen und wesentlichen Beziehung steht. Trägt doch, wie eine genauere Beobachtung zeigt, jedes Temperament in seiner Art gewisse natürliche Dispositionen sowohl zu bestimmten Tugenden als zu bestimmten Untugenden in sich, — allerdings nicht in dem Sinne, daß diese Tugenden und Untugenden von selbst und mit Naturnotwendigkeit aus dem Temperamente hervorgingen, wohl aber in dem Sinne, daß bei gewissen Temperamentseigenschaften gewisse Tugenden leichter zu erreichen sind, zugleich aber die Versuchung zu gewissen Untugenden besonders naheliegt. Eben deshalb ist dann auch für den Erzieher eine genauere Kenntnis des individuellen Temperaments seiner Zöglinge von großer Wichtigkeit; denn dieselbe ist ja die Bedingung dafür, daß der Erzieher einerseits die natürliche Hilfe und Unterstützung, die ihm gewisse Temperamentseigenschaften bieten, sich entsprechend zu nutze macht, und daß er andrer-

seits den dem Werke der Erziehung von gewissen Temperamentseigenschaften drohenden Gefahren beizeiten möglichst vorbeugt.[7])

---

[1]) Vgl. Sigwart, in Schmid's Encykl. IX, S. 414: „Sehen wir uns um, wo die Differenzen der einzelnen Menschen liegen, so springt vor allem ein doppelter Gesichtspunkt der Unterscheidung entgegen. Es ist einerseits die Verschiedenheit der Gegenstände ihrer Thätigkeit, die Verschiedenheit des Inhalts, der ihr Vorstellen erfüllt, der Verhältnisse, die ihr Gefühl in Lust oder Unlust affizieren, der Ziele, denen ihr Begehren und Bestreben zugewendet ist; und andrerseits die Verschiedenheit der Art ihrer Thätigkeit. Nennen wir jenes die materiellen, dieses die formellen Differenzen."

[2]) Vgl. Sigwart, a. a. O. S. 414: „Zu den materiellen Differenzen gehören auch Unterschiede der Gemütsart, die sich in herrschenden Neigungen und Willensrichtungen aussprechen und welche der natürliche Charakter im Unterschiede von dem anerzogenen genannt werden können." — Ebenso redet auch J. H. Fichte, Psychol. II, 65 von einer „ursprünglichen Verschiedenheit der Gemütsanlagen", da ein Mensch vom andern schon vom ersten Anfang an sich unterscheidet „durch stärker oder schwächer hervorstechende Selbstliebe, durch leichtere oder trägere Erregbarkeit des Mitgefühls ꝛc."

[3]) Wir geben von den verschiedenen Definitionen des Temperaments wenigstens einige neuere. Sigwart, a. a. O. S. 418 sagt: „Fragen wir zunächst den populären Sprachgebrauch, so verstehen wir unter Temperament unzweifelhaft das Maß der Erregbarkeit des Gefühls, und bezeichnen damit denjenigen Unterschied der Menschen, nach welchem die einen leicht und die andern schwer, die einen rasch, die andern langsam in eine stärkere Gefühlserregung geraten." — J. H. Fichte in seiner Psychol. I, S. 67 erklärt die Temperamente für „die verschiedenen ursprünglichen Kraftmaße eines jeden individuellen Seelenwesens (seine relative Stärke oder Schwäche — Energie oder Phlegma), wie die bleibende Richtung der Kraftverteilung, entweder nach der Seite der Empfänglichkeit als Beweglichkeit der Umstimmung oder nach der Seite des selbständigen Beharrens als Stätigkeit innerlichen Sinnens und Fühlens (Gegensatz des sanguinischen und melancholischen Temperaments)." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 131 versteht unter Temperament „die ursprüngliche Bestimmtheit des Grades und Maßes von Geschwindigkeit, Intensität und Energie, mit welcher je nach dem Naturell des Menschen nicht nur die Außenwelt auf die Seele wirkt, sondern auch umgekehrt die Bewegungen, Aktionen und Reaktionen der Seele auf die Außenwelt erfolgen." — Wundt in der „physiologischen Psychologie", S. 816 sagt: „Die Temperamente sind die eigentümlichen individuellen Dispositionen der Seele zur Entstehung von Gemütsbewegungen, wobei es sich teils um den verschiedenen Grad der Stärke, teils um den verschiedenen Grad in der Schnelligkeit des Wechsels der Gemütsbewegungen handelt." — Lotze endlich in seiner Medizinischen Psychologie S. 561 und im Mikrokosmus, II, S. 366 f. faßt die Temperamente als „formelle Verschiedenheiten, die sich in der Geschwindigkeit, der Mannigfaltigkeit, der Intensität, der Konsequenz oder Unstätigkeit zeigen, mit welcher der Wechsel

der Vorstellungen, der Gefühle und der Strebungen in der Seele vor sich geht." — „Wie sehr alle diese formalen Eigentümlichkeiten auf die Stimmungen des Gemüts, auf die Entwicklung der Intelligenz und die Bildung des Charakters einwirken müssen und denselben verschiedengeartete Begünstigungen und Hindernisse bieten, ergiebt sich von selbst; ebenso, wie sehr dieselben Eigentümlichkeiten mit körperlichen Dispositionen zusammenhängen müssen, mögen sie nun zum Teil von ihm erzeugt sein, zum Teil rückwirkend sie selbst erst hervorbringen." —

Über diesen letztern Punkt, nämlich das Verhältnis des Temperaments zur leiblichen Organisation vgl. außerdem noch Ulrici, Leib und Seele, II, S. 134. 136: „So sehr man heutzutage geneigt ist, die Seele in schlechthinige Abhängigkeit von der Organisation ihres Leibes zu stellen, so hat man sich doch bisher vergeblich bemüht, den Grund der verschiedenen Temperamentseigentümlichkeit der Menschen in der Verschiedenheit ihrer leiblichen Beschaffenheit nachzuweisen. Die sorgfältigste physiologische Forschung hat nichts derart zu ermitteln vermocht: weder das Nerven- noch das Blutsystem, weder die Lymphe und Lymphgefäße noch die Muskeln zeigen irgend einen der Verschiedenheit der Temperamente entsprechenden Unterschied. — Nichtsdestoweniger ist es sehr wahrscheinlich, daß die Modifikationen des Temperaments auf den verschiedenen Altersstufen bedingt und vermittelt sind durch die organischen Differenzen, die sich in ihnen finden, namentlich durch die höhere Reizbarkeit des Nervensystems, die noch ungeschwächte Kraft der Sinne, die größere Weichheit, Biegsamkeit und Geschmeidigkeit der Knochen und Muskeln, den rascheren Verlauf des Ernährungsprozesses ꝛc., — Vorzüge, die das Kindes- und erste Jünglingsalter auszeichnen, allgemach aber mehr und mehr schwinden und den entgegengesetzten Eigenschaften Platz machen." — Ähnlich Sigwart, a. a. O. S. 406: „Die Einsicht hat sich allmählich Bahn gebrochen, daß der durchgängige Zusammenhang geistiger Eigentümlichkeiten mit bestimmten erkennbaren Zügen körperlicher Konstitution nicht stattfinde; daß man also aus äußeren Zeichen wie Magerkeit oder Fettleibigkeit, schwarzen oder blauen Augen, weißer oder gelber Haut nicht auf Gemütsart und Charakter schließen dürfe; und daß, wenn auch die ausgesprochenen Unterschiede auf geistigem Gebiete ohne Zweifel eine organische Grundlage haben oder wenigstens von entsprechenden Unterschieden der Organisation begleitet seien, wir doch bei unserer gänzlichen Unkenntnis des bestimmten Zusammenhangs zwischen organischem und geistigem Leben nicht imstande seien, jene organischen Grundlagen anzugeben, sie jedenfalls nicht in augenfälligen und erkennbaren Zügen suchen dürfen. —

[4]) Festzuhalten ist hier vor allem, daß es in Wirklichkeit nicht bloß vier, sonder unzählig viele Temperamente giebt, so viele eigentlich, als überhaupt Individuen. Es dürfte auch bis heute noch keinem der so oft wiederholten Versuche gelungen sein, die bekannte Vierzahl der Temperamente aus Wesen und Begriff des Temperamentes so abzuleiten, daß sich daraus eine zwingende Notwendigkeit, eben diese vier und nur sie anzunehmen, ergäbe. Man darf darum auch, wie Sigwart (a. a. O. S. 420) sagt, „diejenigen, welche weder dem einen noch dem andern Temperamentsbilde gleichen, nicht etwa für

Bastardkinder der Natur halten, verurteilt, namenlos in der Welt umherzugehen, weil sie weder dem sanguinischen noch dem phlegmatischen, weder dem cholerischen noch dem melancholischen Musterbild, wie es dieser oder jener gezeichnet hat, gleichsehen: denn der Reichtum der menschlichen Lebensformen ist viel zu groß und die Gegensätze sind viel zu mannigfaltig gemischt, als daß man mit so wenig Kategorien mehr als die allervagsten und unbestimmtesten Unterschiede angeben könnte." Praktische Gründe empfehlen nun aber gleichwohl den Anschluß an die hergebrachte Vierteilung, nach der im allgemeinen 1) ein lebhaft bewegliches, 2) ein ruhig gleichmäßiges, 3) ein kräftig energisches und 4) ein still in sich gekehrtes Temperament unterschieden wird. Näher charakterisiert z. B. Lotze in der Mediz. Psychol. S. 563 ff. die 4 Temperamente folgendermaßen: „Wenn Vorstellungen rasch und in lebhaftem Wechsel eine Menge anderer reproduzieren und an jede sich ein Äquivalent des Gefühls und des Strebens knüpft, dabei aber mit der leichteren Erregbarkeit zugleich eine geringere Nachhaltigkeit jeder einzelnen Äußerung verbunden ist, so ergiebt dies das ohngefähre Bild des sanguinischen Temperaments. Im phlegmatischen Temperament sind weder Intelligenz, noch Gemüt, noch Willenskraft ursprünglich geschmälert, aber ihre wechselseitige Erregbarkeit ist geringer; dasselbe neigt zu Gewöhnungen, welche zwar einen gleichmäßigen, aber einen armen Charakter verleihen. Das sentimentale Temperament hat seine Eigentümlichkeit nicht darin, daß es beständig zur Unlust, sondern daß es überhaupt beständig zu Gefühlen erregt wird, und daß alle Empfindungen und Wahrnehmungen in ihm zum Ausgangspunkte länger dauernder Stimmungen werden, in welchen der harmonische oder disharmonische Wert der Eindrücke nachgenossen wird. Es ist hier eine allgemeine Erhöhung der Empfänglichkeit für den affektiven Wert, der allen unsern Erregungen neben ihrem Inhalt eigen ist. Dem cholerischen Temperamente endlich eignet eine schwierige Erregbarkeit zugleich mit großer Energie der einmal provozierten Rückwirkung. Der wesentliche Zug desselben liegt in der Beschränkung, mit welcher die scharf aufgefaßten Eindrücke nur die nächsten zu ihm gehörigen Vorstellungen sachgemäß reproduzieren." — In eigentümlicher Weise bestimmt Luthardt, Moral des Christentums, S. 32 ff. den Unterschied der vier Temperamente nach unserm Verhältnisse zur Außenwelt. Das melancholische Temperament besteht nach ihm darin, daß wir uns der Berührung der Außenwelt entziehen und uns auf unser Inneres zurückziehen. Das phlegmatische Temperament setzt sich zwar in ein Verhältnis zur Welt, aber mehr nur in das der ruhigen Beobachtung, da man vieles gewähren läßt, weil man warten kann. Das sanguinische wie cholerische Temperament setzen sich dagegen in ein lebhaftes Verhältnis zur Außenwelt, nur jenes so, daß es sich von der Außenwelt überwiegend bestimmen läßt, dieses so, daß es die Außenwelt von sich aus bestimmt und gestaltet und ihr das eigene Gepräge aufdrückt durch die Kraft des Willens.

In der für uns besonders wichtigen Frage nach dem Verhältnis der verschiedenen Temperamente zu den verschiedenen Lebensaltern stehen sich am meisten entgegen Lotze und Sigwart. Lotze führt im Mikrok. II, S. 367 ff. in einer Darstellung, deren anziehende Feinheit auch Sigwart aner-

kennt, den Gedanken aus, daß jeder Mensch im Verlaufe seines Lebens nach einander sämtliche vier Temperamente durchlaufe oder doch bei normaler Entwicklung durchlaufen sollte. Das Kindesalter, sagt er, ist die naturgemäße Zeit des sanguinischen Temperaments; denn das Kindesalter ist dazu bestimmt, vorurteilslos und noch ohne besondere Neigungen alle möglichen und möglichst viele Eindrücke aufzusammeln, ohne durch einen schon festgewordenen Vorstellungskreis darin beschränkt und gehindert zu sein. Diese Leichtigkeit der Anregung und des Übergangs von einer Gemütslage in die andere begünstigt sehr die so schnelle geistige Entwicklung des Kindes. Aber dieser Vorzug des Anfangs wird zum Nachteil für den Fortgang. „Der Sanguiniker, dessen Temperament seine natürliche Frist überlebt hat, macht nicht mit Unrecht den Eindruck eines altgewordenen Kindes, und die gesellige Liebenswürdigkeit, die seiner allseitigen Erregbarkeit und dem leichten Eingehen in alle Situationen gerne zugestanden wird, entschädigt nicht für den Mangel an Zuverlässigkeit.“ „— „Solche Fehler zu bessern, ohne die schönen Seiten dieses Temperamentes zu opfern, ist die Aufgabe der weitern Entwicklung, indem das sanguinische Temperament der Kindheit sich in das sentimentale des Jünglingsalters umsetzt. Ich wähle diesen Namen, um eine Ungenauigkeit zu vermeiden, welche die gewöhnliche Bezeichnung des melancholischen Temperamentes einschließt.“ Dieses sentimentale Temperament besteht nämlich „in der formalen Geneigtheit, überhaupt Stimmungen nachzuhängen, sie aufzusuchen und sie mit größerer Lebhaftigkeit und in weiterer Ausdehnung zu erzeugen, als die Veranlassung rechtfertigt.“ „Es ist so die natürliche Färbung des Gemütslebens im Jünglingsalter, und auf ihm beruht, sobald es die Grenzen seines berechtigten Vorkommens nicht überschreitet, ein großer Teil unserer edelsten Ausbildung.“ Aber „für sich allein und dauernd würde es nur zu einer Virtuosität führen, die sich selbst gefällt und sich selbst genießt, aber keine Pflichten und Aufgaben kennt.“ — „Daher muß als Nachfolger des sentimentalen Temperamentes im Mannesalter das cholerische sich ausbilden, dessen zu frühes Auftreten der Vollständigkeit der menschlichen Entwicklung ebenso entgegenstehen würde als sein Ausbleiben. Das cholerische Temperament als das vorzugsweise praktische strebt energisch die Erreichung bestimmter abgegrenzter Ziele an, kann sich aber dabei von einer engherzigen Beschränktheit des geistigen Lebens und einer eigensinnigen Starrköpfigkeit nur dann frei erhalten, wenn auch im Mannesalter noch etwas übrig geblieben ist von der sanguinischen Erregbarkeit und Beweglichkeit und von dem sentimentalen Eingehen auf alles, was seiner Natur nach das menschliche Gemüt in Anspruch nehmen kann.“ — Die Verbesserung der Einseitigkeiten des cholerischen Temperaments liegt endlich in dem phlegmatischen, das die natürliche Stimmung des höheren Alters ist. „Ein unwandelbares Gleichgewicht würde unerträglich und widerlich sein an der Seele, die noch ihrer Entwicklung entgegenzugehen und aus den mannigfachen Erschütterungen des Lebens die Form ihrer Bildung erst zu gewinnen hat; aber dieselbe Ruhe ist ehrwürdig an dem Geiste, der jene Erschütterungen bereits überwunden und durch mannigfache Erfahrungen gelernt hat weder durch die wechselnden Eindrücke von Gefühl zu Gefühl sich treiben zu lassen noch einseitig eine einzige Form und Richtung

menschlicher Bestrebungen vor allen übrigen zu bevorzugen." — Mit dieser Lotze'schen Darstellung stimmt auch Kriebitzsch (Inter folia fructus, S. 13 ff.) insofern überein, als auch er das sanguinische Temperament als das bei der überwiegenden Mehrzahl der Kinder vorherrschende, dagegen die andern Temperamente als nur ausnahmsweise bei ihnen vorkommend erklärt. „Die Momente des sanguinischen Temperaments, des fröhlichen, leicht erregten, leicht gerührten, leicht gereizten, flüchtigen, gutmütigen, treten in dem kindlichen Gemüt entschieden in den Vordergrund und verhalten sich zu den andern wie das Gewohnte zur Ausnahme oder wie die Grundfarbe zu einzelnen Beimischungen." — Anders Sigwart, der in direkter Bekämpfung der Lotze'schen Zusammenstellung des kindlichen und des sanguinischen Temperamentes a. a. O. S. 420 f. sagt: „Unter den Kindern sind in Bezug auf das Temperament keine geringeren Unterschiede zu finden als in jedem andern Lebensalter. Träge und lebhafte, ruhige und zornige, in ihren Stimmungen veränderliche und gleichmäßig gestimmte Naturen finden wir in der Kleinkinderschule eben so gut als in späteren Altern; und unter sonst gleichen Bedingungen wird meist die Verschiedenheit der Kinder in der Verschiedenheit des späteren Alters wieder zu erkennen sein. Wenn das sanguinische Temperament häufig das kindliche heißt, so ist dies nur insofern berechtigt, als der Mangel an Abstumpfung gegen eine Reihe von Eindrücken und der Mangel an Zusammenhang im Denken und Wollen die momentane Lebhaftigkeit begünstigt, mit der neue Eindrücke aufgenommen werden, und der laute Ausdruck der Freude noch nicht konventionell gehemmt ist; aber nicht in dem Sinne, als wäre jene „allseitige Empfänglichkeit" gleichmäßig vorhanden, denn die Neugier, durch welche sie sich verrät, ist sehr verschieden; als könnte nicht phlegmatische Unbeweglichkeit von Jugend an vorhanden sein, oder der kleine Mensch nicht cholerisch mit dem Fuße auf den Boden stampfen, wenn er kaum stehen gelernt hat, oder sich durch keinen neuen Reiz aus einer melancholisch eigensinnigen Laune bringen lassen. Wir verwechseln leicht das Bild des kindlichen Benehmens, das uns am meisten gefällt, mit dem allgemeinen Wesen des kindlichen Alters." Dabei leugnet auch Sigwart keineswegs die Veränderlichkeit des angebornen, individuellen Temperamentes, da ja Erziehung und Selbstbildung, wie günstige und widrige Schicksale einen Menschen verändern können, „daß man ihn nicht wieder kennt"; aber er schreibt dabei dem bloß natürlichen Fortschritt der Lebensalter keinen solchen Einfluß zu wie Lotze. In welcher Weise wir zwischen beiden Anschauungen glaubten vermitteln zu müssen, erhellt aus dem Texte.

[5]) Vgl. Sigwart, a. a. O. S. 421. 422: „Fortwährende Mißhandlung kann in dem geduldigsten Menschen die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit großziehen, die man als cholerisches Temperament bezeichnet, fortwährende Übersättigung den Empfänglichsten zu phlegmatischer Blasiertheit treiben. — Ganz besonders ist die Aufmerksamkeit zu richten auf scheinbare und wirkliche Veränderungen des Teperaments, die sich im Verlaufe der Erziehung einstellen, und es ist da zu fragen, ob es nicht Fehler in der Erziehung selbst sind, welche aus einem lebhaften und offenen Kinde ein indolentes und schüchternes, aus einem heitern und gleichmäßigen ein verdrossenes und reizbares gemacht haben."

[6]) Vgl. Sigwart, a. a. O. S. 422: „Es giebt keinen Normalmenschen

und kein Normaltemperament in dem Sinne, daß alle einzelnen demselben müßten mit Aufgabe ihrer natürlichen Unterschiede angenähert werden. Zweck der Erziehung kann also niemals sein zu uniformieren; der eine Geist schließt die mancherlei Gaben nicht aus, am allerwenigsten die Verschiedenheiten, welche nicht den Inhalt des Wissens und Wollens, sondern nur ihr Maß und die Art ihrer Verknüpfung betreffen; keine Art von Verknüpfung der Thätigkeiten unter einander, kein Maß von Erregbarkeit hindert an und für sich die Erfüllung des Lebens mit vernünftigem Inhalt und die Übereinstimmung seiner Funktionen unter der Herrschaft der sittlichen Idee. Wir werden weder eine vollständige Apathie für das sittliche Ideal erklären noch auf der andern Seite jedem zumuten, gleich stark und nachhaltig bewegt zu werden. So gilt es also nicht die Unterschiede zu zerstören, sondern sie so zu erhalten, daß sie den Zweck des Ganzen, sich ergänzend, dienen."

[7]) Vgl. Sigwart, a. a. O. S. 423: „Mit verschiedenen individuellen Lebensformen sind auch verschiedene Gefahren für die harmonische und glückliche Ausbildung der menschlichen Kräfte verknüpft. Große Erregbarkeit des Gefühls gefährdet die Besonnenheit und das konsequente Festhalten vernünftiger Zwecke und Grundsätze; mangelnde Erregbarkeit vermindert die naturgemäßen Impulse, welche sowohl dem Vorstellen als dem Handeln aus dem Gefühlsleben kommen. Hier will jedes Individuum als ein für sich durchgängig bestimmtes genommen sein und für sich studiert werden, und jedes stellt der Erziehung seine besondere Aufgabe. Die Aufgabe selbst kann aber in nichts anderem bestehen als darin, durch Pflege und Kräftigung der von Natur schwächeren Kräfte den andern ein Gegengewicht zu geben, und zwar so, daß von ihrer verwendbaren Kraft möglichst wenig verloren gehe, wohl aber möglichst viel in den Dienst der Selbstbeherrschung komme. Der selbstbewußte, durch unablässige Übung gekräftigte Wille kann auch dem von Natur Ruhigen den Impetus des Temperamentes ersetzen, dem von Natur nach innen zu beschaulicher Vertiefung in sich Gekehrten die Kraft des Handelns geben, den Unruhigen und Zerfahrenen, für jeden äußern Eindruck Empfänglichen zur Stätigkeit härten, die übersprudelnde Kraft des Heftigen in den Dienst der Besonnenheit und den Gehorsam des Gesetzes nehmen. Diesem Willen zur Macht zu verhelfen ist wie die Aufgabe der Erziehung überhaupt, so auch die einzige Universalmethode, um die Einseitigkeiten des Temperaments auf ihr mit den sittlichen Zielen des Menschen verträgliches Maß zu beschränken." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 133 f.: „Es versteht sich von selbst, daß das angeborne Temperament durch die äußern Umstände und Verhältnisse, durch Lebensgang und Schicksal mannigfach modifiziert werden kann, indem die ursprüngliche Anlage hier begünstigt, gefördert, ausgebildet, dort beeinträchtigt, gehemmt, unterdrückt wird. Ebenso kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Wille des Menschen, nachdem ihm die Eigentümlichkeit seines Naturells zum Bewußtsein gekommen, das angeborne Temperament mäßigen, bändigen, in seinen Wirkungen unschädlich machen kann." — Über die in den einzelnen Temperamenten liegenden Dispositionen zu bestimmten Tugenden wie Untugenden vgl. auch die schöne Ausführung bei Martensen, christliche Ethik, II, a. S. 9 ff.

§ 23.

In Bezug auf den **Geschlechtsunterschied** ist das Kindesalter noch ziemlich indifferent, und nur erst auf dem Gebiete des Spieles tritt derselbe, wie wir gesehen haben, allmählich mehr hervor. Dagegen wird er nun auf der Stufe des Knaben- und Mädchenalters immer bedeutsamer, obwohl er auch hier im Vergleich mit spätern Altersstufen erst in seinen Anfängen sich zeigt und zum Teil nur im Vorwiegen dieser oder jener Seite bei dem einen und andern Geschlecht besteht.[1]) Übrigens finden wir gerade in dieser Hinsicht einen beachtenswerten Unterschied zwischen den niederen und höheren Volksschichten. Denn wie überhaupt beim eigentlichen Volke die Entwicklung langsamer vor sich geht und das Individuelle später und weniger scharf hervortritt, als unter den künstlicheren Verhältnissen der städtischen Bevölkerung, so gleichen sich dort auch Knaben und Mädchen viel mehr und viel länger. Schon aus diesem Grunde ist die Trennung der Geschlechter in den Landschulen weniger nötig als in den städtischen Schulen, in denen freilich vor dem zehnten Lebensjahre eine solche Trennung gleichfalls kein eigentliches Bedürfnis ist.

Am richtigsten wird wohl der allgemeine Unterschied der beiden Geschlechter auf den allgemeinen Gegensatz vorherrschender Empfänglichkeit und vorherrschender Selbstthätigkeit zurückgeführt. Bei dem weiblichen als dem vorherrschend empfänglichen Geschlecht überwiegt nämlich einerseits die Anschauung, und andrerseits das Gefühl, — die Anschauung, welche die Dinge so wie sie sind, in ihrer Ganzheit und einheitlichen Einzelerscheinung hinnimmt und sich aneignet, — das Gefühl, welches die Objekte und äußern Einwirkungen aufs tiefste in das eigne Selbst hereinnimmt, und sich liebend und genießend an sie hingiebt und alles nach den dadurch im eigenen Selbst hervorgebrachten Eindrücken bemißt. Zwar fehlt dabei auch das erkennende und handelnde Verhalten zu den Objekten keineswegs, aber alles Erkennen und Handeln ist aufs unmittelbarste bestimmt vom Gefühl und seinen subjektiv-persönlichen Antrieben. Daraus ergiebt sich auch die vorherrschende Bestimmung des weiblichen Geschlechtes für das Leben und die Wirksamkeit in der Familie; denn eben in der Familie handelt es sich vornehmlich um eine unendliche Vielheit genau zu beachtender Einzelheiten, wie um eine weniger durch allgemeine Gesetze als durch die naturwüchsige Sitte und durch unmittelbare Beziehungen bestimmte Lebensordnung. Anders das männliche Geschlecht, das nach der bei

ihm vorherrschenden Selbstthätigkeit überwiegend im Elemente des — die Dinge nicht einfach hinnehmenden, sondern sie bearbeitenden und umgestaltenden — Denkens und Wollens sich bewegt, wie es auch die Dinge nicht sowohl nach subjektiv-persönlichen Eindrücken als nach sachlichen Rücksichten beurteilt und behandelt. Zwar mangelt andrerseits auch dem männlichen Geschlecht das Gefühl nicht; aber dieses bestimmt bei ihm nicht so unmittelbar und ausschließlich wie beim weiblichen Geschlecht das Erkennen und Handeln, sondern bildet mehr nur einerseits den Antrieb zur Bildung klarer Gedanken und Entschlüsse, wie andrerseits den Abschluß, in welchem ein befriedigend abgelaufenes Erkennen und Handeln zu seiner vorläufigen Ruhe kommt. Deshalb geht auch die Bestimmung des Mannes nicht in der Familie auf, sondern der Mann ist zugleich zu einer allgemeineren Wirksamkeit fürs große Ganze der menschlichen (nationalen, bürgerlichen und kirchlichen) Gemeinschaft berufen.[2])

Nun ist es freilich wahr, daß das vorzugsweise empfänglich zu den Objekten sich verhaltende und vorzugsweise durch gemütliche Beweggründe bestimmte Kindesalter überhaupt einen mehr weiblichen als männlichen Typus an sich trägt; aber darum tritt doch dieser eigentümlich weibliche Typus beim Mädchen viel bestimmter hervor als beim Knaben, der, je älter er wird, um so mehr auch die Anfänge männlicher Züge offenbart.[3]) Vor allem findet sich der Knabe viel leichter in die eigentümliche Lebensform der Schule hinein, als das Mädchen, das auch die Schule mehr unter den Gesichtspunkt der (nur erweiterten) Familie zu stellen geneigt ist. Der Knabe hat im allgemeinen ein besseres Verständnis für die unerläßlichen Bedingungen des Bestandes einer Anstalt, die so wie die Schule eine größere Zahl von Kindern umfassen und auf den Eintritt in die große menschliche Gesellschaft vorbereiten soll. Er unterwirft sich darum der hiefür nötigen festen Schulordnung, wenn auch nicht immer gern und mit Lust, aber doch mit der klaren Erkenntnis und Überzeugung, daß es nun einmal so sein muß und nicht anders geht; und er läßt sich hiebei wohl auch eine stramme, wenn nur gerechte und unparteiische Zucht gefallen, weil er auch diese als etwas für eine größere Anstalt Unvermeidliches, ja Selbstverständliches ansieht. Im ganzen aber fällt ihm der Lehrer vorwiegend unter den Gesichtspunkt der Obrigkeit, sofern er ihn als den Vertreter und Verteidiger der notwendigen Schulordnung, wenn er anders dieser Stellung genügt, achtet und respektiert, aber doch mehr achtet und

respektiert als eigentlich liebt. Er wünscht im Gegenteil in keine zu nahe persönliche Verbindung mit dem Lehrer zu kommen und ist mehr, als ihm zu gefallen, darauf bedacht, ihm gegenüber nach Möglichkeit seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu wahren, je und je sogar in der Form trotziger Widersetzlichkeit.

Ganz anders das Mädchen, das auch an die Schule vorzugsweise den Maßstab des Hauses anlegt. Ihm erscheint der Lehrer vorzugsweise als der Vater oder auch als der ältere Freund, zu dem es in ein möglichst persönliches (subjektiv-gemütliches) Verhältnis zu kommen trachtet. Eine zwischen den Schüler und den Lehrer hineingestellte, feste und objektiv-gesetzliche Schulordnung erscheint ihm leicht, wenn auch nicht als etwas geradezu Unrechtes, aber doch als etwas Unnötiges, Überflüssiges, mehr Störendes als Förderndes. Dem ihm persönlich zusagenden Lehrer giebt sich daher das Mädchen im allgemeinen viel williger und rückhaltloser hin als der Knabe. Ihm gegenüber beweist es sich fast immer lenksam, dankbar anhänglich und gehorsam. Es freut sich ihm einen Dienst und Gefallen erweisen zu können und hütet sich sorgfältig, ihm wehezuthun oder sich durch irgend etwas sein Mißfallen zuzuziehen. Gelingt es dagegen dem Lehrer nicht, die persönliche Sympathie des Mädchens zu gewinnen, oder wird die gewonnene Sympathie durch taktloses und ungeziemendes Benehmen des Lehrers, vielleicht aber auch nur durch äußerliche Ungeschicklichkeiten und Unbeholfenheiten desselben, ja selbst durch solches, was nach der allgemeinen Schulordnung durchaus unvermeidlich ist, gestört, dann kann unter Umständen das Mädchen dem Lehrer sogar mehr zu schaffen machen als der Knabe. Denn letzterer weiß, auch wenn ihm die Einsprache des Gesetzes persönlich unbequem ist, doch zumeist die Person des Lehrers und das sachliche Recht des Gesetzes zu unterscheiden, und er trägt deshalb dem Lehrer eine wirklich verdiente Strafe so wenig nach, daß nicht selten sogar seine Achtung vor dem Lehrer dadurch erhöht wird. Dagegen dem Mädchen, das alles viel persönlicher auffaßt und überhaupt für sachliches Recht und Gesetz weniger Sinn und Verständnis hat, gelingt jene Unterscheidung von Person und Amt viel schwerer; es fühlt sich auch durch eine verdiente Strafe leicht persönlich verletzt und wird dadurch oft für immer in eine gereizte, ja feindselige Stimmung gegen den Lehrer hineingetrieben, die sich wohl nicht in offener Widersetzlichkeit, aber vielleicht um so mehr in verschlossener Unzugänglichkeit und heimlicher Überlistung kundgiebt.

So muß allerdings beim Mädchen, damit es sich nicht von vornherein einer erfolgreichen Einwirkung auf sein Inneres verschließe, die ernstere und strengere Zucht mehr zurücktreten gegen eine vorwiegend freundliche und familiäre Behandlung, während der Knabe eine strengere Zucht nicht nur verträgt, sondern gewissermaßen selbst erwartet und fordert. Doch hüte man sich auch hier vor einer falschen und gefährlichen Übertreibung! Denn so wenig beim Knaben bloße Strenge, so wenig darf beim Mädchen bloße Milde und Freundlichkeit walten. Auch die Behandlung des Knaben darf der die rauhe Außenseite sittigenden und sein eigenes Zartgefühl weckenden Zartheit nicht ganz entbehren. Und noch weniger darf sich die Erziehung dabei beruhigen, daß und wenn das Mädchen nur um der ihm erwiesenen Freundlichkeit willen, also so zu sagen nur aus persönlicher Gefälligkeit gehorcht und das Rechte thut; sondern je mehr es hiezu geneigt ist, um so geflissentlicher muß vielmehr auch ihm der Gehorsam und das Thun des Rechten zur Pflicht gemacht und in ihm das Bewußtsein geweckt werden, daß über das ihm Obliegende in letzter Instanz nicht sein subjektives Belieben und Wohlwollen zu entscheiden habe.[1])

Letzteres gilt sogar auch hinsichtlich der sog. Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten des Lebens. Denn obwohl in bezug auf diese die Erziehung auch dem Knaben nicht gestatten darf, sich in falschem Unabhängigkeitsstreben oder verkehrter Großthuerei allzufrei darüber hinwegzusetzen, so ist doch unzweifelhaft die Stellung des Mädchens zu diesen Dingen eine wesentlich andere als die des Knaben. Des Mädchens ganzes späteres Leben und Wirken bewegt sich überwiegend in solchen sog. kleinen und scheinbar geringfügigen Dingen; ihm muß daher die Treue und Sorgfalt eben im Kleinen und Kleinsten ganz besonders nicht nur zur Gewohnheit gemacht, sondern recht eigentlich unter den Gesichtspunkt einer ernsten Pflichterfüllung gestellt werden. Ebenso soll das Mädchen später ganz vorherrschend im Kreise des durch Sitte und Herkommen bestimmten, eine harmonisch schöne Gestaltung fordernden Familienlebens sich bewegen. Deshalb kommt auch beim Mädchen so viel darauf an, daß ihm frühe Achtung vor jeder, wenn auch nicht gesetzlich festgestellten, aber thatsächlich bestehenden guten Sitte, Achtung vor allen feineren, durch die Rücksichten der Schicklichkeit gebotenen Lebensformen, sowie eine zarte Scheu nicht nur vor allem Unsittlichen, Unehrbaren und Unanständigen, sondern auch vor allem Unschönen, Unsaubern, Unordentlichen und Unharmonischen eingepflanzt

werde. Daß hiebei der Erzieher auch für seine eigene Person alles Derartige sorgfältig vermeiden, daß er sich überhaupt auch in scheinbaren Kleinigkeiten den Mädchen gegenüber noch ungleich mehr, als den Knaben gegenüber, in Zucht nehmen muß, ist selbstverständlich. Handelt es sich doch hier nicht allein um die gewöhnliche Macht des guten oder schlimmen Beispieles, sondern zugleich um die persönliche Achtung, die dem Erzieher von den auch über gewisse Äußerlichkeiten nicht so leicht wegsehenden Mädchen entweder bewahrt oder entzogen wird.

Auf dem Gebiete des Unterrichts und des Lernens tritt uns vor allem der Unterschied zwischen Knaben und Mädchen entgegen, daß die intellektuelle Entwicklung des Mädchens durchschnittlich rascher und leichter verläuft als die des Knaben, was vornehmlich in der größern Sprachgewandtheit des Mädchens zu Tage tritt. Aber auch dieser Unterschied hängt zusammen mit dem oben bezeichneten allgemeinern Unterschiede, daß das Mädchen sich mehr nur empfänglich, der Knabe zugleich mehr selbstthätig verhält, das Mädchen mehr von einem subjektiv-gemütlichen, der Knabe mehr von einem objektiv-sachlichen Interesse geleitet wird. Das Mädchen bleibt mit Vorliebe bei der unmittelbaren Erscheinung der einzelnen Dinge, wie sie sich der (äußern und innern) Anschauung darbietet, stehen und fühlt weniger ein Bedürfnis, über diese unmittelbar gegebene Erscheinung hinaus auf das allgemeine Wesen und den innern Grund der Dinge zurückzugehen. Dagegen der Knabe begnügt sich schon weniger mit dem einfach Gegebenen, sondern er sucht dasselbe auch bis auf einen Grad mittelst seines Denkens zu verarbeiten und es durch Eindringen in sein allgemeines Wesen gründlicher kennen zu lernen. Er gewinnt so allmählich schon ein gewisses Verständnis auch für die den Erscheinungen zu Grunde liegenden und sie beherrschenden allgemeinen Gesetze: für die Naturgesetze, für die alle sinnliche Wirklichkeit bestimmenden mathematischen Gesetze, wie für die das nationale, bürgerliche und kirchliche Leben regierenden socialen Gesetze. Überhaupt ist sein ganzes Interesse, entsprechend seiner ihm mehr und mehr zum Bewußtsein kommenden allgemeinern Bestimmung, ein weiteres und vielseitigeres als das des Mädchens, dessen Interesse doch vorzugsweise dem Einzel- und Familienleben zugewendet ist und das deshalb auch beim Lernen hauptsächlich solchem sich zuwendet, was das menschliche Gemüt, namentlich den häuslichen und den Familiensinn anspricht und befriedigt.

Hierauf muß denn auch, hauptsächlich wo beide Geschlechter getrennt

unterrichtet werden, Rücksicht genommen werden, und zwar sowohl hinsichtlich der Auswahl des Unterrichtsstoffes als hinsichtlich seiner Behandlung. Es sind vor allem die Fächer der Sprache, der Geschichte, der Geographie, der Naturkunde, des Rechnens, Zeichnens und Singens, in welchen für reine Mädchenklassen zum Teil ein anderer Unterrichtsstoff wird ausgewählt werden müssen als für reine Knabenklassen, während gemischte Klassen Stoff von beiderlei Art verbinden müssen. Hinsichtlich der Behandlung wird, was überhaupt von allem elementaren Unterrichte gilt, doch wieder ganz besonders im Unterricht von Mädchen beachtet werden müssen, daß nämlich alles so viel möglich nicht in der Form des abstrakten Begriffs, sondern der konkreten Anschauung zu geben ist. Schon eher (obwohl auch da nur in sehr beschränkter Ausdehnung) ist eine mehr abstrakt begriffliche Behandlung (Ableitung allgemeiner Gesetze aus dem Einzelnen, Systematisierung, tiefere Begründung ꝛc.) zulässig bei dem überhaupt mehr fürs Allgemeine sich interessierenden Knaben. Doch gilt es auch in dieser Hinsicht, sich nicht durch eine übertriebene Berücksichtigung des geschlechtlichen Unterschiedes auf einen Abweg bringen zu lassen. Denn wie es verkehrt wäre, wenn dem Knaben eine einseitig abstrakte Denk- und Anschauungsweise angebildet würde, so wäre es nicht minder verkehrt, wenn dem Mädchen die strengere Zucht und Schulung des Denkens allzusehr erlassen würde. Im Gegenteil muß hier namentlich beim Mädchen die von Natur schwächere Seite so zu sagen künstlich gestärkt und dasselbe mit einer gewissen Geflissentlichkeit ebenso an ein zwar nicht abstraktes, aber logisch richtiges, stätiges und präzises Denken gewöhnt werden, wie auf dem Gebiete des Wollens und Handelns sein Pflicht- und Rechtsbewußtsein mit einer gewissen Geflissentlichkeit zu wecken und auszubilden ist.[5])

[1]) Vgl. Flashar, in der Schmid'schen Encyklop., 1. Aufl., IV, S. 514 f.: „Wenn von einer Indifferenz des Geschlechtes im Kindesalter geredet wird, so wird offenbar an die Indifferenz für das Bewußtsein des Kindes selbst gedacht; aber es soll damit nicht gesagt werden, daß das neugeborne Kind weder ein Knabe noch ein Mädchen sei. Im gesunden Gefühle für die schon in jenem ersten Lebensalter gesetzte geschlechtliche Individualität und also für die Notwendigkeit ihrer pädagogischen Berücksichtigung unterscheidet das Volk auch in jener Zeit schon das Mädchen durch die Kleidung vom Knaben. Das Mädchen ist schon von seiner Geburt an teils durch den zarteren und leichter verletzbaren Organismus teils durch frühzeitig sich kundgebende Neigung und Gemütsart ein anderes als der Knabe."

[2]) Über den psychologischen Unterschied der beiden Geschlechter lassen wir zuerst die gerade diesen Punkt mit besonderer Feinheit behandelnde Mad. Necker de Saussure reden, welche sich in ihrer „Erziehung des weiblichen Geschlechts" S. 37 ff. folgendermaßen äußert: „Es ist bekannt, daß in den Frauen das thätige Princip, das dazu dient, unserer Aufmerksamkeit und unsern Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben, überwogen wird von dem leidenden, mittelst dessen wir unwillkürlich Eindrücke empfangen. — Wer faßt schneller und feiner auf — dank ihrer zarteren Organisation — als eine Frau? Ein bewundernswürdiger Instinkt offenbart ihr die Eindrücke, welche andere empfangen, und läßt sie augenblicklich daran teilnehmen. Vermöge ihrer lebhaften Einbildungskraft versetzt sie sich mit Leichtigkeit in jede ihr auch noch so fremde Art zu sein; sie versteht das kleine Kind, das noch nicht sprechen und kaum denken kann, und errät das Geheimnis, das in der Brust des Unglücklichen ruht. Diese Art von Sehergabe, dieser geheime Verkehr mit den innersten Tiefen der Seelen vermochte im Altertum den Glauben hervorzurufen, daß in dem Wesen der Frauen etwas Übernatürliches liege. — Den Frauen eigentümlich ist ein gewisser natürlicher gesunder Verstand (Mutterwitz), eine gewisse Sicherheit des Blickes, die sie, solange sie unparteiisch bleiben, gerade den richtigsten Ausweg treffen läßt. Sie scheinen wie aus Eingebung zu bezeichnen, was gerade notthut und rasch gethan sein will, ohne dabei zu viel hin und her zu sinnen und sich durch Zweifel und Gegengründe irre machen zu lassen. Sie selbst geben nicht leicht Gründe für ihre Aussprüche an; sie wissen oft gar keine Gründe für das, was ihre gesunde Vernunft sie lehrt. — Die eigentümliche Aufgabe der Frauen in dieser Welt ist, die Vervollkommnung des häuslichen Lebens in den von Gott gebotenen Grenzen. Das Glück der Familien hängt großenteils von ihnen ab. Wir nennen das häusliche Leben im Gegensatz zum politischen, zu den öffentlichen Geschäften, und meinen damit keineswegs, daß die Thätigkeit der Frauen sich nur auf den Umkreis ihrer Wohnung beschränken soll; wir glauben sie im Gegenteil bestimmt, das Gute viel weiter zu verbreiten; doch wird ihr Einfluß immer von derselben Art sein. Sie wenden sich mit ihrer Teilnahme an die Seele besonders; sie unterstützen den einzelnen in seinen Verhältnissen zu anderen. Ohne unmittelbare Beziehung zum öffentlichen Leben sind sie frei von aller Verbindlichkeit gegen die Masse. Aber das häusliche Leben vervollkommnen, beseelen, verschönern, heiligen, welch eine große und edle Aufgabe! An dem häuslichen Herde bilden sich die Meinungen und die Sitten, die die Verfassungen erhalten oder ihren Sturz herbeiführen. Alles, was sich in den politischen Einrichtungen nicht auf die wahren Interessen der Familie gründet, geht bald unter oder erzeugt nur schlimme Früchte." — Vergl. ferner Ulrici, Leib und Seele, II, S. 140 ff.: „Das Weib repräsentiert nicht nur leiblich, sondern auch psychisch den Faktor der Rezeptivität und Bestimmbarkeit, der Mann den Faktor der Spontaneität und Aktivität. Aus der vorwaltenden Rezeptivität folgt unmittelbar die größere Passivität des Weibes, die nicht nur als geringere Fähigkeit zum Wirken und Handeln, sondern auch als größere Fähigkeit zum Leiden und Dulden sich äußert. Es folgt aber auch ebenso unmittelbar die höhere Empfänglichkeit und leichtere Erregbarkeit

für und durch äußere Eindrücke und Einflüsse. Weil aber der Erregbarkeit nicht die entsprechende Kraft und Neigung zum Handeln entgegenkommt, so wird sie nicht nach außen zu erhöhter Thätigkeit sondern nach innen zu größerer Innigkeit und Beweglichkeit der Empfindung, des Gefühls und der Einbildungskraft führen, durch welche das Weib vor dem Manne sich auszeichnet. Daher nicht nur die stärkere Neigung zur Empfindlichkeit und Empfindsamkeit, sondern auch die größere Bestimmtheit, Feinheit, Zartheit der Empfindung und des Gefühls, der sichere, angeborne Takt, die rege Teilnahme in Mitleid und Mitfreude, die leichte Steigerung des Gefühls zum Affekte, wie überhaupt die rasche Erregbarkeit des Interesses, und damit einerseits die Neugierde, die Gesprächigkeit und Schwatzhaftigkeit, das Aufgehen in den kleinlichen Angelegenheiten, Verhältnissen und Ereignissen des Alltagslebens, aber andererseits auch die höhere Empfänglichkeit des Weibes für die idealen Beziehungen des menschlichen Daseins, für Religion, Kunst, Feinheit der geistigen und geselligen Bildung ꝛc. — Die Frauen interessieren sich nur wenig für das öffentliche Leben; sie scheuen meist das äußerlich hervortretende Wirken und bewegen sich in einer solchen Thätigkeit meist unsicher und unbehilflich; aber desto lebhafter ist ihr Interesse an den Vorkommnissen innerhalb des bestimmten Ausschnittes der Welt, der ihrer Wirksamkeit naturgemäß zugewiesen ist, des in sich abgeschlossenen Kreises der Familie. — Alle Vorstellungen, Begriffe und Ideen des Weibes zeigen eine subjektive, individuelle Färbung; sie bleiben stets mehr oder minder mit der Empfindung und dem Gefühl verwachsen. Daher trotz der Regsamkeit des innern Lebens, trotz der Lebhaftigkeit der Vorstellungen, trotz der Leichtigkeit und Geschwindigkeit der Gedankenkombinationen, der Fülle des Witzes und der Einbildungskraft, das meist sehr unwissenschaftliche Gepräge der weiblichen Gedanken, die durchschnittlich in demselben Grade an Gehalt und Bedeutung verlieren, in welchem sie an Objektivität und Allgemeingiltigkeit gewinnen. Daher endlich die größere Sanftmut, Gefügigkeit, Gewandtheit und Geschmeidigkeit, die größere Bildungsfähigkeit und ihr entsprechend der regere Sinn für eine verfeinerte, gefällige Form des Daseins; daher aber auch die größere Unselbständigkeit und Unzuverlässigkeit, der Mangel an Entschiedenheit und Festigkeit des Willens, der, wo er der Leitung entbehrt oder gegen sie sich auflehnt, leicht in Eigenwilligkeit und Widerspruchsgeist umschlägt." — Lotze, Mikrok., II, S. 383 ff.: „Es dürfte kaum etwas geben, was ein weiblicher Verstand nicht einsehen könnte, aber sehr vieles, wofür die Frauen sich nie interessieren lernen. Erkenntnis und Wille des Mannes sind auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet. Es ist männliche Philosophie, die schönen einzelnen Erscheinungen zu zergliedern und zu ergründen; es ist weibliche Art, die Analyse zu hassen und das entstandene Ganze, so wie es abgeschlossen dasteht, in seinem unmittelbaren Werte und seiner Schönheit zu genießen und zu bewundern. Das männliche Handeln beruht überall auf dem Princip der Gerechtigkeit, das weibliche auf dem Grundsatz der Billigkeit, nach dem wir die Verpflichtung fühlen, die Härten der Gerechtigkeit durch freie Liebe und Güte zu mildern, nur daß oft mit Unrecht dieser Wille der Güte voreilig auch die Formen des Rechts brechen möchte, die seiner Absicht hinderlich sind. — Die Frauen sind wissenschaftlichen

Bestrebungen nicht zugänglich, und ihre Gedanken haben einen künstlerischen, anschauenden Gang. Die weibliche Phantasie liebt sich unmittelbar in die Dinge hineinzuversetzen, und sobald sie eine Vorstellung davon erreicht, wie dem, was da ist, sich bewegt und entwickelt, wohl zu Mut sein möge, glaubt sie ein volles Verständnis zu besitzen. Daß eben die Möglichkeit, wie dies alles so sein und geschehen könne, selbst noch ein wissenschaftliches Rätsel einschließt, ist den Frauen schwer begreiflich zu machen." — Luthardt, Moral des Christentums, S. 29 f.: „Das Leben der Frau ist gebundener als das des Mannes. Ihre Stätte ist das Haus: Hier ruhen die Wurzeln ihres Daseins und halten es fest. Ihr Beruf ist, die Pflegerin des häuslichen Lebens und die Hüterin der Sitte zu sein, die vor allem eine Sitte des Hauses ist und das Leben an bestimmte Formen bindet. Dagegen der Mann fügt sich nur schwer in Sitte und Form; sein Trieb ist Freiheit und sein Beruf führt in die Ferne. — Mit dem gebundenen und geschlossenen Leben der Frauen hängt es zusammen, daß die Welt der Frauen mehr die Welt des inneren Seelenlebens und seiner individuellen Zustände ist, während wir das allgemeinere Leben des Geistes unsere (der Männer) Welt nennen. Stärker am Geist sind wir, aber seelischer angelegt sind jene. Unsere Geistesart trägt größere, ich darf wohl sagen: gröbere Züge an sich; das Seelenleben der Frau ist feiner durchgearbeitet; denn während wir mit den Dingen der Außenwelt uns beschäftigen und mit Gegenständen unsern Geist bereichern, lebt und webt die Frau mehr in sich selbst, in der innern Welt der Seele und ihren mannigfaltigen und leisen Empfindungen. — Das Leben der Seele ist die Heimat des unmittelbaren Gefühls. Die allseitige verstandesmäßige Überlegung ist die Sache des Geistes d. h. der Männer. Die Frauen sind in der Regel weniger stark in der Logik. Dafür haben sie vor uns das unmittelbare Gefühl voraus, welches wie mit einem gewissen Instinkt das Richtige trifft. Unser (der Männer) Geist ist ein Geist der Reflexion, der sich alles nach Grund und Folge und nach Ursache und Wirkung deutlich machen muß, wenn er es erkennen soll. Wenn die Frauen hierin mit uns konkurrieren wollen, so werden sie schwerlich glücklich sein, denn sie begeben sich auf ein ihnen fremdes Gebiet. Dafür besitzen sie aber einen unmittelbaren Griff und Takt, mit dem sie uns oft beschämen. Während wir in unserer innern Gedankenarbeit, Schritt vor Schritt vorwärts gehend, noch mitten auf dem Wege sind und oft vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen, sind sie schon längst am Ziel." — Trendelenburg, Naturrecht, S. 233 f.: „Auf der männlichen Seite liegt das Übergewicht selbstthätiger Erregung, auf der weiblichen des hinnehmenden Empfangens; auf der männlichen vorwaltend die Erfindung des Verstandes, auf der weiblichen die Aneignung des aufnehmenden Sinnes; auf der männlichen der selbstthätig ausgeprägte Charakter, auf der weiblichen das durch Vertrauen getragene Gemüt; auf der männlichen das gedachte Gesetz, auf der weiblichen die empfundene Sitte."

[3]) Vergl. hierüber im allgemeinen ganz besonders L. Völter, Pädagogische Früchte, I, S. 200 ff.: „Über den Unterschied der Knaben- und Mädchenerziehung."

[4]) Vergl. Necker de Saussure, Erziehung des weiblichen Geschlechts, S. 97 f.: „Die Mädchen, nur zu sehr von dem Gedanken durchdrungen, daß

sie bestimmt sind, Interesse einzuflößen, wollen in allen Stücken bevorzugt sein und Gerechtigkeit ist ihre Sache nicht. Es dünkt ihnen schmeichelhafter und angenehmer, eine Ausnahme von der Regel zu machen als sich dieser zu unterwerfen; sie kommen leicht dahin, die Nachsicht als ein Vorrecht zu betrachten, das man ihnen schuldig sei, und sie fühlen nicht, wie erniedrigend diese Forderung für sie selber ist." — Flashar, Schmid'sche Encykl., IV, S. 522. 524: „Es ist gerade für das Mädchen von der höchsten Wichtigkeit demselben alles, was es thue, auch das Kleinste, das scheinbar Unbedeutendste, das Geringfügigste, unter dem Gesichtspunkte der Pflicht zu zeigen, da die Menge der kleinen Pflichten, aus denen sich der weibliche Beruf zusammensetzt, so leicht diesen Gesichtspunkt aus den Augen rückt. — Dem weiblichen Leben, welches so vielfach mehr durch Gewohnheit als durch Gesetz bestimmt wird, liegt die Gefahr sehr nahe, das Ungeschickte für ebenso tadelnswert zu halten als das Unrechte. Lehren wir das junge Mädchen das erstere zu meiden, aber lehren wir es auch einen Unterschied zu machen zwischen Verstößen der Form, zwischen verzeihlichen Fehlern und eigentlichen Vergehen."

[5]) Vergl. Schäfer, in den Neuen Blättern aus Süddeutschland, 1875, S. 214: „Es handelt sich bei der Mädchenbildung nicht zunächst um ein größeres oder geringeres Maß von Wissen, sondern weit mehr um die Art des Wissens und darum, was das Wissen aus ihnen gemacht hat; denn sie können oft sehr gelehrt und dabei äußerst engherzig, voll Bücherweisheit und doch noch voll Vorurteile sein. Mehr als vieles Wissen thut ihnen Geschmack und Neigung zu Kenntnissen not. Die Lust zum Aufmerken und Beobachten, das Verlangen nach dem rechten Verständnis des sie umgebenden und ihres eigenen Lebens in sie zu pflanzen, sie zur Überwindung der Schwierigkeiten des Selbstdenkens zu bringen, ist die Hauptsache, wogegen die Wissenschaften selbst ihnen erlassen werden müssen."

§ 24.

In Bezug auf das **leibliche Leben** sind auf unserer Altersstufe hauptsächlich zu beachten die Gefahren, welche mit der nun beginnenden anhaltenden Lernarbeit, mit der sitzenden Lebensweise und dem längeren Zusammensein so vieler Kinder in Einem Lokale verbunden sind. Und eine besondere Sorgfalt muß da vor allem den Mädchen zugewendet werden, da diese vermöge ihrer zarteren Organisation auch jenen Gefahren leichter unterliegen. In erster Linie handelt es sich hier darum, daß die leibliche Anstrengung und die Dauer des ruhigen Sitzens nur ganz allmählich, entsprechend der wachsenden Erstarkung der leiblichen Kraft des Kindes, gesteigert und immer wieder durch Stehen, wie durch längere oder kürzere Pausen mit freilich nicht zu sehr ermüdenden Bewegungsspielen unterbrochen wird. Außerdem handelt es sich aber auch um stetige Überwachung der richtigen Körperhaltung beim Sitzen,

Lesen und Schreiben, um Beschaffung angemessener Schullokale und Bänke, um Herstellung zweckmäßiger Lehr- und Lernmittel, um Fürsorge für richtige Temperatur, Beleuchtung und Erwärmung, um Gewährung der nötigen Erholungszeit nach der Schule ꝛc. All das dient nicht nur zur Erhaltung der allgemeinen leiblichen Gesundheit, die eine so wesentliche Bedingung für die tüchtige Entfaltung des geistigen Lebens überhaupt ist, sondern auch insbesondere dazu, daß die zur Auffassung der Außenwelt nötigen einzelnen Organe und Sinne des Leibes gesund und kräftig bleiben. Speciell für die zu größern leiblichen Anstrengungen bestimmte männliche Jugend ist es sodann von großer Wichtigkeit, daß sie durch mäßige Abhärtung und namentlich durch geregelte Turnübungen ihren Leib mehr und mehr in die Gewalt bekommt und beherrschen lernt, während bei den Mädchen vornehmlich auf Beobachtung des Anstandes und der Schicklichkeit, wie auf Anmut auch in ihren leiblichen Bewegungen zu achten ist. Eine gewissenhafte Vorsicht und Aufmerksamkeit erfordert endlich mehr und mehr auch das erwachende Geschlechtsleben.

Anm. Über diesen Punkt ist besonders zu vergleichen R. Köhler in der Schmid'schen Encyklop. I Aufl., IV, S. 88 ff. und Riecke, Erziehungslehre, S. 334 ff

§ 25.

Auf dem Gebiete des **Erkennens** handelt es sich für unsere Altersstufe hauptsächlich um den Prozeß des eigentlichen **Lernens**, dessen psychologische Grundlagen und Voraussetzungen wir also auch zuerst besprechen müssen. Ein gewisses Lernen ist uns freilich schon auf der vorigen Altersstufe begegnet, aber dieses Lernen war doch noch ganz vorwiegend ein unbewußt unwillkürliches oder doch planlos zufälliges und vereinzeltes. Jetzt aber soll mit dem Lernen ernst gemacht werden, und zwar so, daß sowohl die Arbeit des Lernens ernstlich betrieben, als damit ein ernster, der Vorbereitung auf den spätern Lebensberuf dienender Zweck verfolgt wird.

Beim Lernen handelt es sich nun aber wesentlich um ein Doppeltes, nämlich einerseits um die geistige Aneignung eines bestimmten Erkenntnisstoffes und andererseits um die Ausbildung und Entwicklung der Erkenntniskräfte (jenes die sog. materiale, dieses die sog. formale Seite des Lernens).

Was also zuerst die geistige Aneignung des Lernstoffes

betrifft, so setzt diese vor allem voraus, daß der Schüler den Stoff, den er lernen und sich aneignen soll, als einen ihm dargebotenen *empfängt*. Schon an sich ruht ja alles Erkennen des endlichen Geistes auf einem Empfangen. Kein endlicher Geist kann seinen Erkenntnisstoff rein aus sich selber schöpfen und erzeugen, sondern er kann nur *nachdenkend* das *nachschaffen* (reproduzieren), was ihm irgendwie als ein schon Geschaffenes und Daseiendes gegeben ist.[1]) Aber außerdem kann auch kein endlicher Geist alles Erkennbare *für sich allein* entdecken, sondern jeder einzelne ist darauf angewiesen, das im Laufe der Jahrtausende von Hunderten anderer Menschen bereits Entdeckte sich als etwas auch ihm Zugehöriges anzueignen und es seinen Zwecken gemäß zu verwenden.[2]) Gilt das von jedem endlichen Geiste, auch dem schon gereiften und mündigen Geiste der Erzieher, wie viel mehr wird es dann von den noch unmündigen, erst noch werdenden und eben durch den Unterricht zu entwickelnden Geistern gelten und gelten müssen! Bei ihnen vollends ist es thöricht, in der Weise der sog. Sokratik gleich von Anfang an nehmen und ernten zu wollen, auch wo man noch nichts gesät und gegeben hat; sie vollends dürfen nicht so behandelt werden, als könnten und müßten sie alles, auch das längst von andern Gefundene, erst aufs neue finden und entdecken und so überall gleichsam von vorne beginnen. Angesichts der unendlichen Menge des überhaupt Erkennbaren und schon bisher vom menschlichen Geiste Erkannten kann auch insbesondere davon gar keine Rede sein, daß der noch unmündige Geist des Schülers selbst die richtige Auswahl des gerade für ihn Passenden und Nötigen zu treffen befähigt sein sollte. Auch diese Auswahl muß vielmehr der Lehrer für den Schüler treffen, indem *er* aus der unübersehbaren Masse des überhaupt Möglichen und Gegebenen auf jeder Stufe dem Schüler den und eben nur den Stoff darbietet, den derselbe auf dieser Stufe braucht und sich wirklich anzueignen imstande ist.

Aber zum Empfangen des Schülers und zum Geben des Lehrers muß dann weiter als Zweites auch das *innerliche Insichaufnehmen des Gegebenen* von seiten des Schülers und die diese Aufnahme vermittelnde und möglich machende Thätigkeit des Lehrers hinzukommen. Alles Geben des Lehrers hilft nichts, wenn der Schüler das Gegebene eben *nur empfängt, aber nicht in sich aufnimmt*. Und zwar handelt es sich hiebei nicht nur um eine Aufnahme des Einzelnen als Einzelnen, sondern um *eine Aufnahme des Einzelnen in das ganze geistige Selbst und Leben des Schülers*, vor

allem und zuerst in seinen ganzen bis dahin angesammelten Wissens- und Erkenntnisschatz. Wie es in der Wirklichkeit nirgends vereinzelte, isolierte Dinge giebt, sondern alle erkennbaren Dinge unter sich ein großes, zusammengehöriges Ganzes bilden, so dürfen auch unsere Erkenntnisse von den Dingen, wenn sie ein treuer Spiegel der Wirklichkeit sein sollen, nicht für sich vereinzelt bleiben, sondern sie müssen sich zu einem zusammengehörigen Ganzen zusammenschließen. Diese Einheit unserer Erkenntnis ist freilich in fortschreitender Entwicklung begriffen, sofern sie sich bei regerem geistigen Streben von Jahr zu Jahr über immer weitere Kreise ausbreitet und zugleich immer tiefer, inniger und bewußter wird. Beim Kinde ist sie naturgemäß noch sehr unvollkommen; aber irgend eine, ob auch vorerst noch so dürftige und lockere Einheit des Erkennens, kraft deren die einzelne Erkenntnis ebenso von den andern ins richtige Licht gestellt, bzw. berichtigt wird, wie sie ihrerseits die andern eigentümlich beleuchtet und bereichert, bzw. berichtigt, — irgend eine Einheit des Erkennens darf doch auch beim Kinde nicht fehlen, wenn überhaupt von irgend welchem eigentlichen Erkennen auch bei ihm die Rede sein soll. Deshalb muß auch der Unterricht von Anfang an dafür sorgen, daß jeder neu dem Kinde zugeführte Stoff genügend mit dem schon vorhandenen Gedanken- und Vorstellungskreise des Kindes vermittelt und demselben in der rechten Weise und am rechten Orte einverleibt werde. Dies geschieht dadurch, daß an dem neuen Stoffe zuerst und zunächst eben diejenigen Seiten hervorgehoben werden, nach welchen sich derselbe am unmittelbarsten mit dem schon vorhandenen Alten berührt (gemäß dem didaktischen Gesetze: Vom Bekannten zum Unbekannten, vom Nahen zum Entfernten!). Denn von diesen Anknüpfungs- und Berührungspunkten aus kann dann der Geist am ehesten auch in das ihm noch ferner liegende Neue des ihm dargebotenen Lernstoffes eindringen und zugleich das einigende Band zwischen ihm und dem vorhandenen Alten knüpfen.[3])

Hiebei kommt jedoch nicht bloß der Vorstellungs- und Gedankenkreis des Schülers, sondern auch sein Fühlen und Wollen und überhaupt sein ganzes persönliches Sein und Leben in Betracht. All unser Erkennen vollzieht sich ja nicht für sich allein, sondern nur in engster Verbindung mit unserem Fühlen und Wollen. Unsere erkennenden Kräfte richten sich mit wirklichem Ernst und darum auch wirklichem Erfolg nur auf das, was wir erkennen und uns geistig aneignen wollen;

wir wollen aber ernstlich nur das erkennen und uns geistig aneignen, was uns zusagt und interessiert, was uns eine geistige Befriedigung entweder unmittelbar gewährt oder doch verspricht. Wie aber so alles Erkennen auf dem Fühlen und Wollen beruht, so muß umgekehrt alles Erkennen wieder in ein Fühlen und Wollen auslaufen und dazu überleiten. Denn das Erkennen ist nirgends letzter Selbstzweck, sondern es ist schließlich immer nur ein Mittel, nämlich dazu, daß wir die erkannten Objekte fühlend genießen und wollend und handelnd für unsere Zwecke verwenden und durch beides die Verwirklichung unserer Lebensaufgabe und die Begründung unseres Lebensglückes fördern.[4]) In diesem nicht gemein materiellen, sondern höhern und idealen Sinne gilt daher auch unbedingt das Wort: „Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben;" in diesem Sinne muß jeder Unterricht ein praktischer, oder noch richtiger: ein erziehender Unterricht sein.[5]) Wir meinen so, daß er als sein letztes Ziel nicht die bloße Ausbildung des Verstandes und die Bereicherung des Gedanken- und Vorstellungskreises, sondern die Ausbildung der gesamten geistigen und sittlichen Persönlichkeit anstrebt und demgemäß jeden Erkenntnisstoff nicht nur dem Verständnis, sondern auch dem Gemüt und Willen des Schülers nahebringt, um ihn so erst zu einem lebendigen Bestandteil des ganzen geistigen Selbst des Schülers zu machen.

Hiezu wird freilich ferner eine richtige (sowohl quantitative als qualitative) Auswahl des Lernstoffes erfordert. Dem menschlichen Geiste als einem endlich beschränkten Geiste eignet ja überhaupt nur eine begrenzte, keine unbegrenzte und unendliche Aneignungsfähigkeit, und zumal je unentwickelter der Geist noch ist, um so weniger ist er imstande, über ein bestimmtes, seiner Kraft entsprechendes Quantum Stoffes hinaus noch weiteres wirklich in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Was dieses Maß übersteigt, das beschwert und belästigt den Geist nur, statt ihn zu nähren, und bleibt, wenn und soweit es überhaupt bleibt, nur als ein fremder, toter, unnützer Stoff auf der Oberfläche des Geistes liegen, ohne wirklich in die Erkenntnis, geschweige das Gemüt und den Willen des Schülers einzugehen. Vom Standpunkte einer gesunden Psychologie muß daher gegen den heutzutage so verbreiteten Wahn, als bestände die Hebung der Bildung in der unbegrenzten Steigerung und Häufung des Wissensstoffes, nachdrücklichste Einsprache erhoben und vielmehr die Beschränkung

des Lehrstoffes auf dasjenige Quantum, das noch wirklich geistig angeeignet und verarbeitet werden kann, mit allem Ernste gefordert werden. — Und nicht anders verhält es sich auch mit der qualitativen (inhaltlichen) Auswahl des Lehrstoffes. Nicht alles ist ja für alle, und daraus, daß etwas an sich gut, schön und nützlich ist, folgt noch keineswegs, daß es auch in der Schule getrieben werden muß. Wir denken hiebei nicht allein oder auch nur zunächst an die individuellen Unterschiede der Anlagen und des sonstigen Naturells, kraft deren nicht jeder für jeden Lernstoff gleiche Befähigung und Neigung hat. Denn wenigstens hinsichtlich der Volksschule wird doch so ziemlich von allen für sie obligatorischen Fächern gelten, daß ihr — natürlich quantitativ richtig bestimmter und beschränkter — Stoff wie für jedes Kind notwendig so auch im allgemeinen für jedes Kind erreichbar ist. Schon mehr ist nach dem Obigen (S. 211) auch für die qualitative Auswahl des Lernstoffes der Geschlechtsunterschied zu beachten. Aber ganz besonders handelt es sich hier eben um den allgemeinen und für alle Arten von Schulen maßgebenden Unterschied des noch unreifen und in den Anfängen seiner Entwicklung stehenden und des gereiften, mündigen Geistes. Wer wollte da leugnen, daß es allerlei Wissens- und Bildungsstoffe giebt, die zwar der gereifte Mann wohl verstehen und für die er sich wohl erwärmen kann, die aber dem Schüler — sei es während seiner ganzen Schulzeit, sei es wenigstens in seinen ersten Schuljahrrn — innerlich noch so ferne liegen, daß er sich unmöglich schon wirklich dafür interessieren kann? Wofür aber im Kinde naturgemäß noch kein wirkliches Interesse vorhanden ist und ein solches auf normalem Wege auch noch nicht geweckt werden kann, weil es noch keinem wirklichen Bedürfnisse der betreffenden Altersstufe entgegenkommt, das paßt eben für das Kind noch nicht, wie schön und für das spätere Leben nützlich und nötig es sonst sein mag; das kann sich eben darum das Kind auch noch nicht wirklich aneignen und es in sein inneres Selbst und Leben aufnehmen. Wer das bei der Auswahl seines Lehrstoffes nicht beachtet, der sehe wohl zu, daß er nicht, eben indem er den kindlichen Geist besonders zu heben und zu bereichern vermeint, ihn vielmehr recht eigentlich zum toten Träger eines ihm mechanisch angehängten Flitters macht!

Doch beim Lernen handelt es sich ja nicht nur um die Aneignung eines bestimmten Stoffes, sondern auch um die Entwicklung und Ausbildung unserer Geisteskräfte, also nicht nur darum, daß

man diesen oder jenen Gegenstand, sondern auch, daß man anschauen, denken, reden ꝛc. lernt. Eine Entwicklung und Ausbildung der erkennenden Geisteskräfte ist aber aus einem doppelten Grunde so wichtig und unentbehrlich. Einmal deswegen, weil überhaupt jede Kraft nur durch angemessene Übung und Entwicklung allmählich erstarkt und nur eine bis zu einem gewissen Grade erstarkte Kraft ihre Thätigkeit so energisch vollzieht, daß das, was sie leisten soll, wirklich zustande kommt. So können auch die aufnehmenden und selbstthätigen Aneignungskräfte des Geistes den ihnen dargebotenen Stoff nur dann lebendig ergreifen und durcharbeiten, wenn sie durch naturgemäße Übung genügend d. h. ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe entsprechend erstarkt und ausgebildet sind. Ferner aber werden eben durch diese allmähliche Erstarkung die natürlichen Geisteskräfte auch mehr und mehr selbständig und von der unmittelbaren Leitung des Unterrichts unabhängig. Wohl ist im Anfange der Entwicklung die geistige Abhängigkeit des noch unmündigen und werdenden Geistes von dem mündigen und gereiften Geiste etwas durchaus Notwendiges und Normales; aber darum gilt doch auch von dem Unterrichte, was von der Erziehung, daß er nämlich mit der Zeit mehr und mehr sich selbst aufheben und überflüssig machen muß. Beides, Erziehung und Unterricht, kann ja unmöglich das ganze Leben hindurch fortgehen, sondern früher oder später muß wie die fremde Erziehung der Selbsterziehung, so der fremde Unterricht dem Selbstunterricht und der eigenen geistigen Fortbildung des Zöglings weichen. Das setzt aber eine gewisse und zwar wachsende Selbständigkeit der geistigen Kräfte voraus, weshalb der Unterricht diese Selbständigkeit nicht nur nicht gewaltsam niederhalten, sondern sie im Gegenteil geflissentlich begründen und herbeiführen soll. Hiezu giebt es aber, wie bereits bemerkt, kein sichereres und naturgemäßeres Mittel, als daß man die angebornen Kräfte möglichst in sich selbst und ihrer eigentümlichen Art gemäß erstarken läßt; denn eine nicht erstarkte, schwächliche Kraft gleichwohl emanizipieren und sich selbst überlassen, das heißt nicht sie befreien und selbständig machen, sondern sie schutz- und wehrlos dem Zufalle und allen im Augenblick an sie herantretenden äußeren Einflüssen preisgeben. Daß nun aber so die angebornen Kräfte erstarken, dazu giebt es wiederum keinen sichereren und naturgemäßeren Weg, als daß man diese Kräfte in der rechten, ihrer Natur und Eigentümlichkeit angemessenen Weise übt und in Anspruch nimmt. Jedes Zuviel und Zuwenig, wie

jede unpassende, naturwidrige Verwendung einer bestimmten Kraft auch da, wo in Wahrheit nicht sie, sondern eine andere in Anspruch genommen werden sollte, ist vom Übel und unter Umständen geradezu verderblich. Man soll nicht an die aufnehmenden Aneignungskräfte des erkennenden Geistes (Anschauung und Gedächtnis) sich wenden, also geben und mitteilen, wo man vielmehr die selbstthätig verarbeitenden Aneignungskräfte (vor allem den urteilenden und schließenden Verstand) in Anspruch nehmen, also fordern sollte, und umgekehrt. Denn giebt man, wo man fordern sollte, so wird die Selbstthätigkeit und damit die Selbständigkeit des Geistes gar nicht entwickelt; fordert man, wo man geben sollte, so wird der zur Leistung des Geforderten unfähige Geist dadurch nur entmutigt und zurückgeschreckt oder in das verhängnisvolle, geisttötende Raten hineingetrieben. — Wiederum soll man, auch wo man giebt und fordert und zwar mit vollem Rechte giebt und fordert, im Geben und Fordern das richtige Maß einhalten, also im einzelnen Falle weder zu viel noch zu wenig geben oder fordern. Denn giebt man zu wenig, so verkümmert die zu dürftig genährte Kraft; giebt man zu viel, so wird sie durch das sie erdrückende Übermaß erstickt. Ebenso fordert man zu wenig, so erschlafft die zu schwach in Anspruch genommene Kraft; fordert man aber zu viel, so wird sie überreizt und dadurch gleichfalls gelähmt und abgestumpft. In wie großen oder wie kleinen Schritten man da freilich „lückenlos von einem zum andern, vom Leichteren zum Schwereren" voranschreiten kann und darf, das hängt vor allem und ganz wesentlich von der jeweilig schon erreichten Erstarkung der geistigen Kräfte ab.[6]) Auch die anfangs noch mit ziemlicher Mühe und Anstrengung erfolgende Thätigkeit wird ja, je öfter sie sich wiederholt, um so mehr zur leicht und geläufig sich abspielenden Fertigkeit, so daß der gereifteren Kraft ein immer rascheres Vorwärtsschreiten in immer größeren Schritten zugemutet werden kann.[7]) Grundgesetz bleibt hier immer, daß — trotz aller vom Lehrer gebotenen Hilfe und Unterstützung — der Schüler imstande sein muß, jeden ihm zugemuteten Schritt selbst mitzumachen und jeden von ihm geforderten Akt geistiger Aneignung selbst mit zu vollziehen. Gesonderte, lediglich formale „Anschauungs- und Denkübungen", bei denen der Stoff ganz gleichgiltig und beliebig zu wählen wäre, sind hiebei so wenig nötig, daß sie im Gegenteil nur hindern und aufhalten. Wie immer allgemeiner anerkannt wird, kann vielmehr eine tüchtige formale Bildung nur Hand in Hand mit

einer tüchtigen materialen Bildung und in und an derselben gewonnen werden. Denn für die Übung und Entwicklung einer Kraft ist es keineswegs gleichgiltig, wie der Stoff beschaffen ist, an dem sie sich übt. Ein in sich selbst nichtiger und wertloser Stoff, der darum auch dem Schüler kein wirkliches Interesse abzugewinnen vermag, ist nimmermehr imstande die Kraft des Schülers ebenso zu beschäftigen und dadurch zu entwickeln, wie ein auch um seiner selbst willen wertvoller Stoff, der eben durch diesen seinen Wert auch das Interesse des Kindes ganz anders auf sich zieht und fesselt.

Sofern jedoch beim Lernen nicht nur die Intelligenz, sondern auch das Gemüt des Schülers in Betracht kommt, wird und muß beim Schüler mit der Selbständigkeit seiner erkennenden Geisteskräfte mehr und mehr auch sein Gemütsleben selbständig werden. Für den Anfang ist es ja ganz naturgemäß, daß der Schüler die Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit des ihm zum Lernen Dargebotenen einfach auf Treu und Glauben, auf das Wort des (vermöge des kindlichen Autoritätstriebes) von ihm in seiner geistigen Überlegenheit unbedingt anerkannten Lehrers hin annimmt. Denn von einem eigenen selbständigen Urteile kann ja doch bei dem sowohl in seinem Erkennen als in seinem Fühlen noch ganz abhängigen, unmündigen Kinde keine Rede sein. Glücklich darum der Lehrer, dem nicht nur das erste Vertrauen des bei seinem Eintritt in die Schule noch so arglosen Kindes entgegenkommt, sondern dem es auch den älteren, schon mehr zum Kritisieren geneigten Schülern gegenüber gelingt, sich durch das ganze — Achtung und Vertrauen erweckende Gewicht seiner Persönlichkeit die Stellung einer anerkannten Autorität zu bewahren! Ein solcher wird gewiß auch in seinem Unterrichte tiefere und bleibendere Erfolge erzielen, als derjenige, der von der früherwachten, vielleicht geradezu pietätslosen Kritik seiner Schüler gar keine unbefangene Aufnahme seiner Worte mehr erwarten kann; und er wird jene Erfolge um so sicherer erzielen, je mehr er sich vor einer einseitigen und ausschließlichen Geltendmachung seiner Autorität hütet. Denn so naturgemäß bis zu einem gewissen Punkte der geistigen Entwicklung der kindliche Autoritätsglaube ist, so wenig darf er doch als letztes, abschließendes Ziel des Unterrichts angestrebt und behandelt werden. Eine eigene, das Handeln und die ganze Lebensrichtung bestimmende Überzeugung kann ja doch nun und nimmer aus bloß passiver Annahme einer fremden Überzeugung, sondern allein aus eigener Lebenserfahrung stammen.

Deshalb muß auch der Unterricht geflissentlich darauf ausgehen, durch möglichste Anknüpfung der Lehrstoffe an die eigensten, persönlichsten Bedürfnisse der Schüler diese den Wert jener Stoffe so in und an sich selbst *erleben zu lassen*, daß sie von der Wahrheit und Wichtigkeit derselben eine wirklich *eigene*, auf eigener Erfahrung beruhende und auf ihr eigenes Sein und Wesen bestimmend zurückwirkende Überzeugung gewinnen.[8])

Vgl. zum ganzen § die scharfsinnige Studie des † *Hauber*: „Wie lernt man?" (Neue Blätter aus Süddeutschland 1880 S. 145 ff.)

[1]) Vgl. *Ulrici*, Glauben und Wissen, S. 239: „Denkt man sich unter aprioriſch eine Erkenntnis, welche *ohne alle Mitwirkung eines gegebenen Seins* überhaupt entsteht und in welcher also das Denken, indem es erkennt, nicht bloß die Vorstellung der Sache, sondern die Sache selbst erzeugt, so giebt es, wenigstens für uns, schlechthin keine aprioriſche Erkenntnis. Unsere Seele kann wohl das Objekt ihrer Erkenntnis sein, *nicht aber es selber schaffen*." — *Trendelenburg*, logische Untersuchungen, I, S. 99. 135: „Wenn das göttliche Denken schafft, so verhält sich das menschliche nur *nachschaffend*. Als nachschaffend *setzt es das Sein voraus* und die Wahrnehmung desselben, und es bleibt leer und unfruchtbar, wenn es nicht von der Anschauung empfängt. — Der menschliche Geist ist nicht der göttliche und lebt von der Erregung, die er empfängt, um das Empfangene selbstthätig in sein Eigentum zu verwandeln. Wenn der Geist des Menschen *nur* frei wäre, *nur* selbstthätig, so wäre er freilich sein eigener Herr, aber diese einsame Herrschaft wäre so schauerlich, wie die Herrschaft eines Vogels in der öden Weite der Schneeregion, denn mit der regsamen Welt wäre er nicht verknüpft. Die Größe des menschlichen Geistes wird darum *im Ebenmaß des Empfangens und Bildens* bestehen." — *Lotze*, Metaphysik, S. 179 f.: „Nicht eine Konstruktion der Welt aus der Idee ist uns möglich, sondern nur eine regressive Interpretation, die den nach und nach erkannten Zusammenhang des Gegebenen auf seine unaussprechliche Quelle zurückzudeuten versucht."

[2]) Vgl. *Palmer* in der Schmid'schen Encyklop., IX, S. 561 f.: „So ist auch wenigstens in einem Kopfe, dem des Rousseau, die Chimäre ausgesonnen worden: das rechte Unterrichten sei immer nur Selbstunterricht; mithin, was die Menschheit in Jahrhunderten gesammelt hat an Schätzen des Wissens, sei einfach zu ignorieren, damit jeder wieder von vorne anfange, jeder das längst Entdeckte neu entdecke und so schlechthin nichts auf Treu und Glauben hingenommen werde, ja niemand eine Erkenntnis irgend einem andern Menschen zu danken habe. Die rohe Immoralität, welche hierin sich kund giebt, wird nur noch überboten von der Thorheit solchen Verlangens, durch welches die Menschheit immer auf der gleichen primitiven Stufe — der Wilde war ja Rousseau's Ideal — zurückgehalten würde. *Die Wahrheit ist ein Besitztum für alle*; was einer erkennt, das ist für alle bestimmt und in irgend einer Form auch allen zugänglich. War der Weg des Entdeckens und Erfindens ein langer und mühsamere häufig ein Umweg: sobald die Sache gefunden ist, wird der Weg kürzer,

der Zugang leichter, und es hat nicht allzulange gebraucht, bis man sagen konnte, was seitdem wahr geblieben ist: daß auch die selbständigsten Geister, Forscher, Entdecker ꝛc. doch weit mehr schon früher vorhandene Wahrheit in sich tragen, als die sie selbst in einem langen Leben durch eigene Arbeit noch hinzugefügt haben. So können wir den Unterricht auch definieren als die Übermittlung der bis jetzt von der ganzen Menschheit errungenen Wahrheit je an das nachfolgende eben heranwachsende Geschlecht, welchem dadurch eine Menge Irrwege und Umwege erspart sind, welches aber hiedurch nicht nur Zeit gewinnt, sondern auch die Impulse und die Fähigkeit empfängt, nun seinerseits nicht auch bloß weiter zu geben, was es und wie es dasselbe überkommen hat, sondern frei und selbstthätig den Wahrheitsbesitz zu mehren."

[3]) Vgl. Ziller, Vorlesungen über allgemeine Pädagogik, S. 216. 291: „Alles Lernen und Weiterlernen ist ein Apperzipieren d. h. eine Assimilierung des Aufzunehmenden an das bereits Vorhandene. — Das Neue läßt sich dem Zöglinge nur mit Hilfe des Alten und Bekannten, das er bereits besitzt, aneignen. Er eignet es sich an, indem es in seinen älteren Gedankenvorrat aufgenommen, darin eingeordnet, daran angeschlossen wird. In dem Älteren liegen die Bedingungen, ohne welche das Erfassen des Neuen als des von jenem Abhängigen nicht möglich ist. Allerdings wird der ältere Gedankenkreis vielleicht auch wesentlich neugebildet durch die Verbindung mit dem Neuen, weil es nur so mit jenem zusammenpaßt. Die Verbindung selbst aber ist nur deshalb möglich, weil das Alte in der That auch in das Neue hineinreicht. — Dem Unterricht ist nur relativ Neues günstig; dem ganz Neuen kommt zu wenig oder nichts von innen her entgegen."

[4]) Vgl. Horwicz, psycholog. Analysen, II[a], S. 77 f.: „Die minutiöse Beschreibung und Klassifikationen unzähliger Tiere und Pflanzen wäre eine höchst langweilige Mühe, wäre sie nicht das notwendige Mittel, alle möglichen Formen der Lebensentfaltung zu studieren und damit einen wichtigen Beitrag zum Studium der Frage, was das Leben sei, zu liefern. Diese Frage aber wieder mündet in die andere, was wir selbst seien, was die Welt sei ꝛc. In diese Fragen nach den letzten Dingen münden von allen Seiten her die verschiedenen Wissenschaften ein. Und diese letzten Fragen — worin haben sie ihr Interesse? Es scheint uns ganz unzweifelhaft, daß das letzte Ziel aller Wissenschaft wieder ein praktisches Interesse ist, wie wir handeln und unser Leben einrichten sollen. Das höchste theoretische ist zugleich das höchste ethische Problem; das letzte Ziel des Erkennens ist das höchste Gut." — Ulrici, praktische Philosophie, I, S. 125 ff.: „Sind die Dinge der Natur nicht nur die unentbehrlichen Mittel unserer Existenz, sondern auch der Entwicklung und Ausbildung unseres Wesens, der Erreichung unserer Bestimmung, der Verwirklichung unseres wahren Wohls; und können wir sie zu diesem Zwecke nur benutzen, wenn wir ihr wahres Wesen, Grund und Zweck ihres Daseins erkannt haben: so ist die Wahrheit ein ethischer Begriff und das Streben nach ihrem Besitze eine Forderung unserer sittlichen Natur. Wir bedürfen des Wissens nur, weil wir ein Sollen, eine Aufgabe zu erfüllen haben und nur mittelst des Wissens sie zu erfüllen, die vollkommene Ausbildung unseres Wesens, unser wahres

Wohl, unsere Bestimmung zu erreichen vermögen. — Der Begriff des Wertes ist der Angelpunkt, um den alle Praxis sich dreht. Warum fragen wir überall so eifrig danach? Warum machen wir einen so großen Unterschied zwischen dem Wertvollen und Wertlosen in allen Gebieten des Daseins? Offenbar, weil der Wert jeder Sache in geradem Verhältnisse zu unserem Wohl und Wehe steht. Nur das hat Wert für uns, das unsern Plänen und Absichten dient, unser äußeres wie inneres Leben, unser sinnliches und geistiges Wesen fördert. Nach dem Werte der Dinge fragen heißt mithin nach ihrem Verhältnis zu unserem wahren Wohle fragen."

[5]) Vgl. z. B. Ziller, Lehre vom erziehenden Unterricht, S. 16. 25: „Der erziehende Unterricht ist nicht auf ein Wissen und Können, sondern auf eine höhere Art von Bildung gerichtet. Er giebt dem Lernenden nicht bloß eine intellektuelle Bildung, sondern ist für ihn zugleich Erziehung, wobei alles Lernen auf den Zweck der Erziehung, der künftigen Person des zu Erziehenden einen absoluten Wert zu verleihen, zurückbezogen wird. Der Lernende soll durch den erziehenden Unterricht zur Sittlichkeit erhoben werden und damit das erwerben, was dem menschlichen Dasein und Wirken erst seine Würde verleiht. — Beim erziehenden Unterricht handelt es sich um eine Ausbildung des ganzen Menschen, von welchem der nicht erziehende Unterricht immer nur einzelne Seiten hervorhebt und kultiviert, indem er bloß etwas am Menschen bildet." — So unbedingt wir in diesem Sinne den Herbart'schen Begriff eines erziehenden Unterrichts und einer Erziehungsschule (im Unterschied von der nichterziehenden Fachschule) annehmen, so wenig können wir uns doch mit andern Äußerungen Zillers befreunden, wie wenn derselbe z. B. a. a. O. S. 216 f. sagt: „Der Unterricht ist die stärkste pädagogische Kraft. Denn soll durch die Erziehung zu Tugend hingeleitet werden, so muß bei ihr der Unterricht überwiegen d. h. sie muß hauptsächlich auf vermitteltem Wege, durch Bildung des Gedankenkreises, geschehen, weil sich dadurch allein sichere und bleibende Resultate erzielen lassen, weil sich dadurch allein bewirken läßt, daß das Herz fest werde. Jede Art von geistiger und sittlicher Wiedergeburt, alle innere und äußere Mission muß mit der Veränderung und Umformung des Gedankenkreises, mit der Gestaltung und Umgestaltung des Systems von Vorstellungen, worin das Ich seinen Sitz hat, mit einer Erweiterung, Berichtigung, Reinigung der Erkenntnis beginnen, wenn sie überhaupt gelingen soll. — Ja die ganze Charakterbildung muß hauptsächlich durch den Unterricht erreicht werden, da Beharrlichkeit und Festigkeit die wesentlichsten Eigenschaften des Charakters sind und diese, wie alles Feste und Bleibende im Geiste, sich nur durch Bildung des Gedankenkreises hervorbringen lassen." Dies und dem Ähnliches ist ja freilich die einfache Konsequenz der Herbart'schen Psychologie, nach welcher es ein selbständiges oder gar freies Wollen gar nicht giebt, vielmehr das Wollen als bewußtes Begehren nur die naturnotwendige Folge oder eigentlich nur eine Abart des Vorstellens ist, demgemäß auch ein wirklicher Unterschied zwischen Wissen und Gewissen nicht besteht. In Wahrheit liegt aber den obigen Erörterungen die so häufige Verwechslung einer Bedingung mit der erzeugenden Ursache zu Grunde. Denn daß klare, durch den Unterricht zu erzeugende Erkenntnisse eine unerläßliche Bedingung

der sittlichen Charakterbildung sind, ist unleugbar; daraus folgt aber mit nichten, daß sie als die Ursache d. h. als die einzige oder auch nur als die entscheidendste Bedingung für die Entstehung des sittlichen Charakters angesehen werden müssen. Vgl. auch Dr. Vogel, Geschichte der Pädagogik, S. 341: „Daraus, daß Herbart die Vorstellung zur Grundlage des Gefühls und des Wollens macht, erklärt sich das unverhältnismäßige Vorwiegen des Unterrichts in seiner Pädagogik."

[6]) Vgl. Palmer in der Schmid'schen Encykl., IV, S. 704: „Es soll dem Schüler nie eine neue Aufgabe gestellt, ein neues Begreifen oder Produzieren zugemutet oder der Versuch dazu gestattet werden, bevor die Kraft dazu vorhanden ist; aber es soll ihm auch nicht weniger zugemutet werden, als er begreifen oder leisten kann. Der Maßstab jener naturgemäßen Ordnung, nach welchem lückenlos fortgeschritten werden soll, liegt also vielmehr im geistigen Wachstum des Zöglings, als in der objektiven Reihenfolge der Gegenstände, wiewohl allerdings durch diese, durch die Steigerung der Aufgaben auch jenes Wachstum selbst wieder bedingt ist." — Derselbe, Pädagogik, S. 389: „Die Aufgabe des Erziehers im Unterricht kann nur darin bestehen: 1. auf jeder gegebenen Alters- und Entwicklungsstufe solche Wahrheiten darzubieten, daß alle geistigen Thätigkeiten ein Objekt, alle Geistesorgane eine Nahrung und Übung haben; und 2. auf jeder Stufe von diesen Stoffen dasjenige darzubieten, nicht mehr und nicht weniger, als die subjektive Kraft des Kindes erlaubt, als seine geistigen Organe aufnehmen und verarbeiten können."

[7]) Vgl. Sigwart in Schmids Encykl., IX, S. 414: „Im geistigen Leben giebt es kein Gesetz der Erhaltung der Kraft, vielmehr nur ein Gesetz der Entwicklung, vermöge dessen durch die Übung der ursprünglichen Anlagen die Kräfte sich mehren, durch Nichtübung aber selbst ursprünglich vorhandene verschwinden." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 395 f.: „Je mehr ein einzelnes Organ des Leibes, ein bestimmtes Vermögen der Seele geübt wird, um so leichter wird es geschehen, daß dasselbe, obwohl von ursprünglich geringerem Maße, doch allgemach eine größere Stärke gewinnt, als andere von ursprünglich höherer Kraft (obwohl die ursprünglich größere Kraft oder Fähigkeit bei gleicher Übung überall einen höheren Grad der Ausbildung erreichen wird als das ursprünglich schwächere Vermögen). Alle Erziehung wird daher zunächst, ja im Grunde fortwährend, auf Übung der körperlichen und seelischen Kräfte gerichtet sein d. h. die ursprünglichen Anlagen zu Fertigkeiten auszubilden suchen müssen."

[8]) Vgl. J. H. Fichte, Nationalerziehung, S. 42: „Es ist ein entschiedener Kanon aller Erziehung und Menschenbildung, daß nur Dasjenige uns evidente und unumstößliche Überzeugung geworden ist, was wir innerlich erlebt und damit unserem Bewußtsein einverleibt haben."

§ 26.

Das bei allem Lernen zuerst in Anspruch zu nehmende Erkenntnisvermögen ist das Vermögen der **Anschauung**. Bekanntlich gilt es ja auch seit Amos Komenius, ganz besonders aber seit Pestalozzi als

ein — wenigstens in der Theorie von niemand mehr bestrittener — Fundamentalsatz der Didaktik, daß *aller Unterricht von der Anschauung ausgehen müsse*. Diesen Satz selbst begründet man dann gemeiniglich damit, daß eben die Anschauung und nur sie ein so lebendiges Bild des Gegenstandes ergebe, daß daraus eine bleibende Vorstellung und eine deutliche Erkenntnis desselben erwachsen könne. Offenbar bedarf nun aber diese Begründung selbst wieder einer weitern Begründung, und der letzte psychologische und erkenntnistheoretische Grund der entscheidenden Bedeutung der Anschauung kann unseres Erachtens nur in dem Satze liegen, daß eben *die Anschauung und nur sie den zu erkennenden Gegenstand in seiner vollen, realen Wirklichkeit, so wie er ist, auffaßt*. Wir meinen dies einmal im Unterschied vom *Worte*. Denn das Wort ist nicht die Sache selbst, und auch nicht eine Abbildung, sondern nur ein stellvertretendes Zeichen der Sache (siehe oben § 13). Daher ist auch mit dem Worte allein für die Erkenntnis der Sache selbst noch gar nichts gewonnen, und überall muß vielmehr nach dem gleichfalls bekannten didaktischen Grundsatze *zuerst die Sache und dann erst das Wort dafür* gegeben werden. Nur wenn die Sache, für welche das Wort die abkürzende Bezeichnung ist, dem Schüler durch Vorzeigen zur Anschauung gebracht und dann weiter das im Geiste des Schülers erzeugte Bild durch wiederholte Betrachtung genügend befestigt ist, — nur dann ist die Nennung des Namens nicht nachteilig, sondern förderlich. Denn nur dann ist eine Bürgschaft dafür vorhanden, daß der Schüler das gebrauchte Wort versteht und sich unter demselben nicht nur überhaupt etwas, sondern dasselbe denkt, was der Lehrer damit meint.

Doch der *Satz*, daß nur die Anschauung die Gegenstände in ihrer vollen, realen Wirklichkeit auffasse, hat seine Wahrheit auch gegenüber dem *Denken*. Denn die Anschauung als solche hat es mit dem *Einzelnen* und *Individuellen*, das Denken als solches mit dem *Allgemeinen* zu thun;[1]) *alles Wirkliche als solches ist aber nicht ein Allgemeines, sondern ein Einzelnes und Individuelles*. Wohl ist auch das Allgemeine in seiner Art wirklich, aber eben nicht als etwas selbständig für sich Seiendes, sondern nur als etwas in dem für sich seienden Einzelnen Vorhandenes, als sein wesentlicher Kern und Inhalt. Die Dinge selbst aber sind nicht nur dieser ihr innerer Kern; zu ihnen gehört nicht nur ihr allgemeiner Inhalt, sondern auch die jedem Einzelnen eigentümliche Ausprägung

dieses Inhalts oder ihre dadurch bedingte individuelle Form und Erscheinung.[2]) Eben diese individuelle Form und Erscheinung aber kann niemals ganz in Gedanken und allgemeine Begriffe aufgelöst, auch niemals ganz in Worte gefaßt, sondern in ihrer unmittelbaren Thatsächlichkeit nur mittelst der das Thatsächliche und Einzelne aufnehmenden Anschauung ergriffen werden.[3])

Wenn aber so nur die Anschauung die Dinge in ihrer ungeschiedenen (konkreten) Wirklichkeit aufzufassen vermag, so versteht es sich von selbst, daß wir durch sie auch einen ganz andern, frischeren und lebendigeren Eindruck von dem Gegenstande bekommen, als durch eine bloße Wortbeschreibung oder begriffliche Definition. Hier, in der Anschauung wirkt ja der Gegenstand selbst mit seiner vollen, ungeteilten Kraft und in seiner ganzen — Äußeres und Inneres, Form und Inhalt, Erscheinung und Wesen, Individuelles und Allgemeines vereinigenden Wirklichkeit auf den Geist, nicht der bloße Schall der Worte oder der abgeblaßte Umriß des allgemeinen Begriffs. Daher prägt sich auch das unmittelbar Angeschaute dem Geiste leichter und tiefer ein, als das bloß mit Worten Erzählte oder durch Begriffe Erklärte, wie auch die unmittelbare Anschauung von der Wahrheit und Wirklichkeit einer Sache ganz anders überzeugt, als jedes bloße Wortzeugnis oder jeder abgeleitete Verstandesschluß.[4]) Oder wer hätte es nicht schon erfahren, wie der erste eigene Anblick eines zuvor nur aus Beschreibungen bekannten Gegenstandes mit einem Schlage nicht nur falsche Bilder und Vorstellungen, die man zuvor davon hatte, berichtigt, sondern auch einen vielleicht für immer unvergeßlichen Eindruck hervorbringt? Wer müßte nicht zugestehen, daß das von ihm mit eigenen Augen Wahrgenommene ihm doch in allwege fester steht und auch auf sein ganzes Verhalten einen größeren Einfluß gewinnt, als was er nur aus andern Erkenntnissen erschlossen, oder was ihm nur durch das Zeugnis fremder, ob auch noch so glaubwürdiger, Zeugen zugekommen?

Man unterscheidet nun aber gemeiniglich, und nicht mit Unrecht, eine doppelte Anschauung, eine äußere und eine innere. Die äußere ist die durch die leiblichen Sinne vermittelte Anschauung; die innere ist, was allerdings zumeist in unklarer und die ganze Frage verwirrender Weise mit einander vermischt wird, sowohl eine Anschauung mittelst der inneren Sinne, als eine Anschauung dessen, was im Innern vorgeht. Eine Anschauung mittelst der innern Sinne ist nötig, weil nicht nur alle seelischen Vorgänge der Innenwelt,

sondern auch gar manche Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt, wie namentlich alle in das weite Gebiet des geschichtlichen und socialen Lebens gehörenden, sich teils gar nicht, teils nur sehr mühsam und unvollkommen zur *sinnlichen* Anschauung und Darstellung bringen lassen. Und doch soll auch bei diesen Objekten die Betrachtung so viel möglich auf die Anschauung gegründet werden. Was bleibt da also übrig, als sie zur *innern, geistigen* Anschauung zu bringen, oder sie den innern Sinnen (der Vorstellungs- und Einbildungskraft) zuzuführen mittelst einer möglichst lebendigen Beschreibung, Schilderung und Erzählung? Mittelst dieser Beschreibung und Erzählung kann und soll dann der kindliche Geist selbst sich ein mehr oder weniger deutliches Bild der Sache oder des Vorganges zusammensetzen und sich dasselbe „vorstellen" d. h. es geistig vor sich sehen und genießen, auch ohne es in dieser Gestalt und Zusammensetzung je mit den äußeren Sinnen wahrgenommen zu haben. Dies erfordert freilich — außer der richtigen Wahl und dem richtigen Verständnis der bei der Beschreibung gebrauchten Worte — auf seiten des Lehrers wie des Schülers noch ein Doppeltes: nämlich einerseits ein sich mit dem Gemüte lebhaft in die Sache hineinversetzendes, ja hineinlebendes *Interesse*, und andererseits ein gewisses Maß der aus bekannten Vorstellungen ein Neues gestaltenden *Einbildungskraft und Phantasie*. Aber auch so bleibt es dabei, daß ein unmittelbares, eigenes Erleben einer großen geschichtlichen Begebenheit oder eine unmittelbare sinnliche Anschauung fremdländischer Zustände einen ungleich tieferen Eindruck macht und auch eine ungleich stärkere Überzeugungskraft in sich trägt, als selbst die beste Erzählung und Schilderung.

Sofern aber weiter die innere Anschauung *Selbstanschauung oder Anschauung unserer eigenen Innenwelt* ist, ist sie in Wahrheit nur ein Bestandteil und eine bestimmte Art des oben besprochenen *Selbstbewußtseins*, kraft dessen wir bis auf einen Grad alles, was in uns vorgeht, uns gegenständlich zu machen und zu beobachten vermögen. Auch diese Selbstanschauung geht, wie die Anschauung der Außenwelt, aus von der *Empfindung* oder dem unmittelbaren Innewerden einer in uns selbst vorgegangenen Veränderung, welche dann, zumal wenn sich mit ihr ein lebhafteres Gefühl der Lust oder Unlust verbindet, die Aufmerksamkeit des Geistes auf sich zieht und denselben veranlaßt, sich das in ihm Vorgegangene zu bestimmtem Bewußtsein und damit zu klarer Anschauung zu bringen. Da es sich hiebei um

Selbsterlebtes handelt, das sich als solches unmittelbar bezeugt, so schließt jene Selbstanschauung von selbst die Überzeugung von der Wahrheit und Wirklichkeit ihres Inhaltes in sich. Denn das so Selbsterlebte ist dem Geiste als etwas ihm unmittelbar Eigenes auch unmittelbar gewiß, ja gewisser als jede Wahrnehmung der äußeren Sinne.[5]) Gleichwohl ist nun jene innere Selbstanschauung überhaupt und zumal für das noch so vorzugsweise in und mit der Außenwelt beschäftigte Kind nichts so Naheliegendes und Leichtes; denn das in uns selbst Vorgehende drängt sich wenigstens in den meisten Fällen unserer Aufmerksamkeit nicht mit so zwingender und gleichsam massiver Gewalt auf, wie das, was außer uns geschieht. Am sichersten wird man indessen auch hier zum Ziele gelangen mittelst einer anschaulichen, auf eigener Selbstbeobachtung ruhenden Beschreibung der verschiedenen Seelenvorgänge von seiten des Erziehers. Und hiezu selbst eignet sich wohl kaum etwas besser als eine entsprechende Behandlung der Geschichte; wir meinen eine solche, bei der nicht allein die äußern Ereignisse, sondern auch die ihnen zu Grunde liegenden Seelenvorgänge ins Licht treten, und zwar so, daß sich dadurch das Kind nicht nur überhaupt auf sein eigenes Innere verwiesen fühlt, sondern auch für es selbst maßgebende Fingerzeige zur Deutung seines eigenen Inneren an die Hand bekommt. Der Wert und die Notwendigkeit eines solchen Verfahrens erhellt daraus, daß, wie auf der äußern Sinnenanschauung all unsere Erkenntnis der sinnlichen Außenwelt, so auf der innern Selbstanschauung alle wirkliche Selbsterkenntnis und damit alle echte Selbstbildung und Selbsterziehung beruht. Ob und inwieweit sich dann dieser Selbstanschauung noch überdies ein neues und eigentümliches Erkenntnisgebiet erschließt, davon werden wir erst später des weitern zu reden haben (§ 39).

Noch müssen wir aber schließlich gegen den so häufigen Wahn uns verwahren, als ob die Anschauung nur den Anfangs- und Ausganspunkt des Erkennens bilde, über den namentlich auch der Unterricht so bald als möglich hinausführen müsse, um von da an ausschließlich auf dem Boden des abstrakten Denkens und der allgemeinen Begriffe sich zu bewegen. Es liegt ja auch auf der Hand, wie wenig eine solche Ansicht zu unserem obigen Grundsatze stimmen würde, daß die Anschauung und nur sie die ganze, volle Wirklichkeit der Dinge erfasse. So gewiß vielmehr das Erkennen die Gegenstände, so wie sie wirklich und wahrhaftig sind, zu erkennen suchen muß, so

gewiß darf sich auch die erkennende Thätigkeit nie ganz vom Boden der Anschauung entfernen, sondern sie muß fort und fort mit ihr in lebendiger Verbindung bleiben und immer wieder aufs neue zu ihr zurückkehren.[6]) Denn nicht ein möglichst abstraktes Denken, sondern ein möglichst konkretes Anschauen ist das eigentliche Ziel des Erkennens, so daß also nicht, wie man gemeiniglich glaubt und sagt, das Anschauen nur das Mittel für das Denken, sondern umgekehrt das Denken das Mittel für das Anschauen ist. Freilich nicht für das ordinäre, sinnliche Anschauen, sondern für ein höheres, denkendes oder intellektuelles Anschauen, das die Dinge nicht nur flüchtig an ihrer Oberfläche überblickt, sondern ihnen gleichsam ins Herz hineinblickt, das in dem oben bezeichneten Sinne das Äußere und Innere, die Form und den Inhalt, das Wesen und die Erscheinung der Dinge zusammenschaut und damit die Dinge in ihrer ganzen, vollen Wirklichkeit und Lebendigkeit erfaßt. Nicht umsonst bezeichnet ja auch die christliche Hoffnung als das Ziel der menschlichen Entwicklung nicht das Denken, sondern das Schauen Gottes und der übersinnlichen Realitäten. Ebenso ist es auch eine bekannte Thatsache der Erfahrung, daß ein Sachverständiger (ein Naturforscher oder Techniker oder Künstler) die in sein Gebiet fallenden Wahrnehmungsgegenstände ganz anders, mit ganz andern Augen und Ohren sieht, hört und empfindet als ein Laie und darum auch solches an ihnen sieht, hört und empfindet, was für den Laien gar nicht vorhanden ist. Dies hat seinen Grund gewiß nicht bloß darin, daß der Sachverständige feinere, schärfere und geübtere leibliche Organe hat (obwohl dies nicht auszuschließen ist), sondern noch mehr darin, daß derselbe gewisse geistige Voraussetzungen und Errungenschaften, welche dem Laien fehlen, zu seinem Anschauen mitbringt und diese gleichsam als neue, geistige Organe der Anschauung und Auffassung neben seinen leiblichen Sinnen verwendet. Und zwar gilt dies keineswegs nur von den Errungenschaften des Denkens, sondern auch von denen des Willens und Gemüts, die gleichfalls in ihrer Art die äußere Anschauung mitbestimmen und sie je nachdem bereichern und vertiefen oder auch fälschen und irreleiten.[7])

---

[1]) Vgl. Deinhardt in der Schmid'schen Encykl., 1. Ausg. II, S. 178: „Die Anschauung unterscheidet sich vom Begriff in der Weise, daß die Anschauung die Erkenntnis des Individuellen, der Begriff aber die Erkenntnis des Allgemeinen ist. Nur ist dabei der Begriff des Einzelnen oder Indi-

viduellen nicht in der beschränkten Bedeutung eines bloß sinnlich Einzelnen festzuhalten, wie es von Kant meistenteils geschieht, sondern auf jedes Wesen auszudehnen, das für sich ist, eine in sich abgeschlossene Existenz hat und daher alle andern Einzelwesen von sich ausschließt. Die Sphäre der Anschauung greift also ebenso weit als die Sphäre der individuellen Wesen; was ein Individuum ist oder als solches betrachtet werden kann, fällt, sofern das menschliche Selbstbewußtsein seine Aufmerksamkeit darauf richtet, unter die psychologische Kategorie der Anschauung." — Ulrici, Glauben und Wissen, S. 249 f.: „Ist das Objekt ein einzelnes Ding, eine einzelne Bestimmtheit, so ist die Form der Auffassung und damit des Wissens die Anschauung, die als eine äußere bezeichnet werden kann, wo der Gegenstand, auf den sie sich bezieht, ein äußerer ist, als eine innere, wo sie unser eigenes inneres Wesen, das Sein und Wesen unserer Seele, betrifft. All diese Akte, durch welche die Anschauung entsteht, sind aber nicht nur selbst einzelne Akte unserer geistigen Thätigkeit, sondern sie haben auch überall nur das Einzelne, die einzelne Empfindung und das einzelne Gefühl, den einzelnen Unterschied, das einzelne Ding mit seinen einzelnen Bestimmtheiten zu ihrem Gegenstande."

[2]) Auf die alte und noch heute vielverhandelte philosophische Streitfrage des Nominalismus und Realismus, ob nämlich die allgemeinen Begriffe etwas objektiv Reales, ja das allein Reale sind, oder ob sie nur eine ideelle Existenz in dem sie aus dem Einzelnen abstrahierenden Verstande haben, können wir hier nicht genauer eingehen. Wir unserenteils halten beide Standpunkte für einseitig. Denn einerseits existiert das Allgemeine wirklich auch außerhalb unseres Geistes in den Dingen selbst, sofern das richtig aufgefaßte Allgemeine nichts anderes ist als der Inbegriff der einem gewissen Kreise zusammengehöriger Dinge gemeinsamen Grundkräfte. Aber diese gemeinsamen Grundkräfte existieren dann andererseits als solche d. h. als völlig und ununterschieden gleiche in der Wirklichkeit nirgends, sondern in der Wirklichkeit sind sie immer in irgend einer jener unendlich vielen Möglichkeiten ihrer Mischung und Gestaltung vorhanden, deren jede sich eigentümlich von jeder andern unterscheidet. Als dieselben ununterschieden gleichen Grundkräfte existieren sie also nur in unsern von ihren realen Unterschieden absehenden (abstrahierenden) Gedanken; in der realen Wirklichkeit dagegen existieren sie nur in der Vielheit ihrer — jedes einzelne Ding charakteristisch von allen andern unterscheidenden individuellen Ausprägungen. — Vergl. hiezu auch Deinhardt a. a. O. S. 181 f.: „Es ist auf der einen Seite nicht zu leugnen, daß man in der Wirklichkeit keine allgemeinen Begriffe beobachtet. Ich beobachte z. B. niemals den Begriff Tier, sondern immer nur ein ganz individuelles, von allen andern absolut unterschiedenes Tier, und selbst die Begriffe, die wir in unserem Geiste tragen, sind nicht für sich, sondern nur in diesem individuellen Ich, das sie hat. Nur in den Individuen existieren die allgemeinen Begriffe. Aber das Gegenteil ist ebenso richtig: nur in den allgemeinen Begriffen existieren die Individuen. Jede Existenz, jede Erscheinung und jeder Kreis von Erscheinungen ist etwas Individuelles; zugleich aber trägt es eine allgemeine Natur, einen Begriff, eine Idee, ein Gesetz in sich." — Martensen, christliche Ethik, I, S. 281 f.: „Nur das Einzelne existiert, hat

thatsächliches Dasein, während das Allgemeine nur ein ideelles Dasein hat und erst in seiner Verschmelzung mit dem Einzelnen zum thatsächlichen Dasein kommt. Während Hegel das Allgemeine als das in Wahrheit Seiende setzt, betrachtet der spätere Schelling, hierin mit Aristoteles übereinstimmend, das Einzelne als das in Wahrheit Seiende. Nicht, als leugnete er die Bedeutung der Ideen, der allgemeinen Begriffe. Aber die Idee gelangt ihm nur dadurch, daß es Attribut des Einzelnen wird, zur Teilnahme am faktischen Dasein, an der Existenz."

[3]) Vergl. Lazarus, Leben der Seele, I. Aufl., II, S. 225 ff.: „Wir haben z. B. Anschauungen von den Gesichtszügen und Mienen, selbst von der Haltung und dem Gange eines Menschen, welche so fest und bestimmt sind, daß wir ihn an diesen aus weiter Ferne schon erkennen. Diese Anschauung wird aber durch keine, ihrer Natur nach stets allgemeine, Vorstellung erschöpft; wir haben daher auch für jene keinen Namen, kein Wort; und selbst mit vielen Worten würde es uns immer noch unmöglich sein, den Inhalt derselben einem andern zur Anschauung zu bringen. — Und mehr noch als äußere Dinge und Verhältnisse entziehen sich die innern Zustände der Seele meist der sprachlichen Darstellbarkeit. Es giebt eine unzählbare Mannigfaltigkeit von Stimmungen und Gefühlen aller Art, deren Vorhandensein wir durch die Sprache nur andeuten, deren Wesen und Beschaffenheit aber wir nicht angeben und sprachlich ausdrücken können. Wir behelfen uns dann meist mit ganz allgemeinen, unbestimmten Flickwörtern, wie: daß wir ein eigenes, ein seltsames Gefühl ꝛc. haben. — Der Mensch will ursprünglich immer individuell denken, nur daß es ihm nicht gelingt. Der ganze Reichtum gebildeter Sprachen an Adverbien und Adjektiven ist nichts anderes als ein Individualisierungsapparat der Gedanken."

[4]) Vergl. Ulrici, Kompendium der Logik, S. 2 f.: „Wir sagen: es ist eine Thatsache, daß der Schnee weiß ist, und wollen damit ausdrücken, daß, weil es eine Thatsache ist, es eben damit gewiß und unzweifelhaft sei. Allein inwiefern ist es eine Thatsache, daß der Schnee weiß ist? Weil wir ihn so sehen? Aber diese Antwort ruft die neue Frage hervor, warum uns das, was wir sehen, gewiß ist, oder worauf die Gewißheit dessen, was wir selber gesehen, gehört, erlebt haben, beruht? Jene Gewißheit des Thatsächlichen gewährt uns die Erfahrung nur da, wo wir, wie beim Anblick des Schnee's, nicht umhin können die Vorstellung des Weißen zu haben, sondern sie vielmehr haben müssen. Diese Notwendigkeit giebt uns die Gewißheit, daß wir etwas Weißes vor uns haben oder vielmehr ein Weißes sehen. Diese Gewißheit ist mithin selbst nichts anderes als das unmittelbare Bewußtsein der Notwendigkeit, das Gesehene, Gehörte, kurz das Selbsterfahrene nur so und nicht anders auffassen zu können. Nur soweit der Thatsachenbeweis mir diese Gewißheit, sei es durch eigene Anschauung oder durch das Zeugnis anderer, zu geben vermag, ist er ein wirklicher Beweis." — Wundt, Logik, 1880, I, S. 75 f.: „Die unmittelbare Evidenz unseres Denkens hat ihre Quelle stets in der unmittelbaren Anschauung. Nicht umsonst ist daher das Wort „Evidenz" nur eine Übersetzung des Wortes „Anschaulichkeit". — Auch das abstrakte Denken hat in der Anschauung seine Quelle, und was in demselben von unmittelbarer Evidenz enthalten ist, das muß schließlich auf ein anschauliches Verhältnis zurückgeführt werden können.

Alle unmittelbare Evidenz beruht daher auf der Anschauung der unmittelbaren äußeren oder inneren Erfahrung."

[5]) Vergl. J. H. Fichte, Psychol., II, S. 40. 299 f.: „Bewußtsein ist der Selbsterleuchtungsakt, mit dem ein Reales (welches wir eben um dieser Fähigkeit willen „Seele" oder „Geist" nennen) seine bleibenden oder wechselnden Zustände ergreift und sie zu einem für dasselbe Existierenden erhebt. Das unmittelbare und direkte Objekt des Bewußtseins der Seele ist immerdar nur sie selbst. Alles andere kann nur mittelbares und indirektes Objekt ihres Bewußtseins werden dadurch, daß es mit ihr in reale Beziehung (Wechselwirkung) tritt, in ihr selbst eine gewisse Umstimmung hervorruft, welche Umstimmung nun durch den Selbsterleuchtungsakt der Seele für sie zum Bewußtsein erhoben wird. — Die innere Erfahrung besitzt somit ihrem ganzen Ursprunge und ihrer Natur nach volle Gewißheit und innere Realität; denn sie beruht auf dem Verhältnisse des Bewußtseins zu seinem unmittelbaren Objekte, auf der ursprünglichen und unaufhebbaren Einheit (Wechseldurchdringung) von Subjekt und Objekt, welche durch das Selbsterfassen (Sichdurchleuchten) des Geistes in seiner Realwesenheit entsteht. — In dieser unmittelbaren Selbsterfassung der Seele decken sich durchaus und durchdringen sich vollständig ihr Realzustand und das Bewußtsein desselben. Die Seele weiß und erkennt unmittelbar, was sie ist. Sie durchdringt hüllenlos ihr eigenes Wesen ohne Täuschung."

[6]) Vergl. Trendelenburg, Logische Untersuchungen, 2. Aufl., II, S. 490: „Es giebt für uns Menschen kein reines Denken; denn wie eine Seele ohne Leib, hätte es ohne Anschauung kein Leben, sondern nur ein geisterhaftes, gespenstisches Dasein. Das Denken tötet sich selbst, wenn es sich von der Welt der Anschauung lossagt. Vergebens hofft es dadurch zum göttlichen Denken zu werden. Das göttliche Denken dachte die Welt und hatte darin eine Anschauung. Das menschliche Denken schafft nur diesem leiblich gewordenen Gedanken nach."

[7]) Vergl. J. H. Fichte, Psychol., I, S. 404: „Was „sieht" nicht alles der Naturforscher an den ihm verständlichen Naturobjekten, der Kunstkenner an Gemälden, was „hört" nicht der Musikkundige an einer vor ihm aufgeführten Musik, von welchem allem der Laie nichts gewahrt, eben weil jenem „Sehen" und „Hören" ein bewußtvoll ordnendes Denken gegenwärtig ist, diesem nicht!".

§ 27.

So gewiß nun aber alle Erkenntnis von der Anschauung ausgehen und auch schließlich wieder zu ihr zurückkehren muß, so gewiß kommt doch durch bloße Anschauung kein wirkliches Erkennen zu stande, sondern hiezu muß der Anschauung als dem ersten Mittel geistiger Aneignung sich als zweites in seiner Art ebenso wichtiges Mittel das **Denken** anschließen.

Daß nämlich die Anschauung uns die Einzeldinge als das, was sie in Wirklichkeit sind, d. h. eben als Einzeldinge zuführt, darin liegt

zwar einerseits ihre Stärke, aber nicht minder auch andererseits ihre Schwäche. Denn die Einzeldinge sind in der Wirklichkeit in *zahlloser Menge und im buntesten Durcheinander* vorhanden. Eine so unendliche Vielheit und Zersplitterung müßte aber unsern Geist geradezu erdrücken, wenn ihm nicht das Vermögen zukäme, *ein zusammengehöriges Vieles in die Einheit eines Allgemeinen zusammenzufassen* und dann jedes gleichartige Neue diesem einheitlichen Allgemeinen ein- und unterzuordnen. Es ist jener schon wiederholt von uns berührte Trieb der Einheit und Ordnung, auf dem auch dieses Vermögen beruht. Wie der einheitlich in sich geschlossene Geist eben durch diese seine eigene Einheit genötigt ist, in all seinen Beziehungen zur Außenwelt Einheit, Ordnung und inneren Zusammenhang zu suchen und herzustellen, so kann er auch auf dem Gebiete des Erkennens nicht bei der unübersehbaren bunten und zahllosen Menge der ihm durch die Anschauung dargebotenen Einzeldinge stehen bleiben, sondern er muß sie durch zusammenfassendes Aufsuchen des einer Reihe von Einzeldingen gemeinsamen Allgemeinen, wie durch zusammenfassendes Unterordnen des Einzelnen unter das so gefundene Allgemeine ordnen und auf eine kleinere und darum übersehbarere Zahl von (vieles Einzelne in sich begreifenden) Einheiten zurückführen. *Diese durch Verallgemeinerung und Unterordnung zusammenfassende und ordnende Thätigkeit ist nun aber die erste Bethätigung des eigentlichen Denkens* (im Unterschiede vom bloßen Anschauen)[1] — eine Bethätigung, durch welche nicht bloß die *Übersicht* über die zahllose Menge der Einzeldinge erleichtert, sondern auch noch ein weiterer höchst wichtiger Vorteil erzielt wird. Denn ohne jenes Vermögen der Verallgemeinerung und Unterordnung müßten wir ja jede neue Erscheinung, die uns aufstößt, und zwar in jedem einzelnen Falle, in dem sie uns aufstößt, *immer wieder aufs neue durchforschen*, um zu wissen, wie wir mit ihr daran sind. Was wäre das aber für eine unsäglich mühsame, unsere Kraft tausendfach zersplitternde und dadurch unsere ganze Thätigkeit auf ein unendlich kleineres Gebiet beschränkende Arbeit! Und welch ungeheure *Vereinfachung* unserer ganzen geistigen Thätigkeit liegt dagegen umgekehrt in der Einen Thatsache, daß wir im stande sind, das Allgemeine in den Dingen zu erkennen und sie nach diesem Allgemeinen ordnend zusammenzufassen! Da brauche ich ja, wenn und so wie ich einmal das allgemeine Wesen eines Dings und das allgemeine Gesetz seiner Wirksamkeit herausgefunden habe, einen neuen,

zu einer andern Zeit an mich herantretenden Fall nicht abermals im einzelnen zu untersuchen, sondern ich weiß kraft jener allgemeinen Erkenntnis zum voraus oder kann es wenigstens ohne Mühe aus ihr erschließen, was ich auch von diesem neuen Gegenstand oder Fall zu denken und vorauszusetzen habe, wohin er gehört, was er in sich birgt, welchen Zwecken er zu dienen geeignet ist, und unter welchen Bedingungen ich ihn zu dem oder jenem benützen kann.[2])

Doch die bloße Anschauung bleibt nicht nur beim Einzelnen als Einzelnen stehen, sondern sie lehrt uns auch nur die nächste, äußere Gestalt und Erscheinung der Dinge kennen, ohne uns eine wirkliche *Einsicht* in das, was die Dinge eigentlich sind, zu gewähren. Eine solche Einsicht gewinnen wir nur, wenn wir durch die äußere Oberfläche und Erscheinung der Dinge hindurch in ihr Inneres eindringen („hineinsehen") und dabei namentlich erkennen, *woher* die der Anschauung sich darbietenden Einzelerscheinungen stammen und *wozu* sie dienen, oder was ihr *Grund* und ihr *Zweck* ist. Im ganzen Gebiete der äußern Erscheinungs- wie der innern Erfahrungswelt finden wir *ja* nirgends ein bloßes, festes, unwandelbares Sein, sondern überall Werden, Bewegung und Veränderung, überall ein Heraustreten aus einem alten und ein Übergehen in einen neuen Zustand. Da können wir denn kraft desselben Triebes der Einheit und Ordnung, der uns zur zusammenfassenden Verallgemeinerung der unendlich vielen Einzeldinge nötigt, nicht umhin, auch in diesem ununterbrochenen Flusse und Wechsel der Zustände Einheit, Ordnung und einen gesetzmäßigen inneren Zusammenhang zu suchen, also sowohl den *Gründen* nachzuforschen, *aus* welchen die einzelnen Veränderungen hervorgehen, als den *Zielen* und *Zwecken*, zu welchen sie hinstreben und denen sie dienen.

Hiebei handelt es sich dann nach beiden Seiten sowohl *um das eigene unmittelbare Sein und Wesen der Dinge* als um *ihre Beziehungen zu anderen Dingen*. Der erste und hauptsächlichste *Grund* des Wechsels der Zustände in der Erscheinungswelt liegt ja allerdings in dem eignen Sein und Wirken der Gegenstände selbst oder in der Gesamtheit der zunächst ihr Wesen (ihre Substanz) bildenden Kräfte, die sich in mannigfaltiger Gliederung und Abstufung unter einander bedingen und einander in Thätigkeit versetzen. Aber daneben müssen doch auch noch andere Gegenstände von außen her in der verschiedensten Weise auf den einzelnen Gegenstand einwirken, wenn seine eigenen inneren Kräfte in Wirksamkeit treten und zu ihrer vollen

Bethätigung und Entfaltung gelangen sollen. Ebenso ist wohl der erste und nächste Zweck der Thätigkeit eines Gegenstandes der thätige Gegenstand selbst, sofern jede Thätigkeit desselben zuerst und zunächst zur Erhaltung und Förderung des eigenen Lebens des Gegenstandes dient. Aber wie kein einzelner Gegenstand nur durch sich selbst bestehen kann, so kann und soll auch keiner nur für sich selbst bestehen, sondern jede Thätigkeit eines einzelnen Gegenstandes reicht mehr oder weniger auch über seine eigene Lebenssphäre hinaus und dient anderen Gegenständen als Mittel ihres Bestandes und ihrer Entfaltung. Diese Beziehungen zu andern Dingen sind daher für jedes Ding von der größten Bedeutung; ja als für das Werden und die Entfaltung des Gegenstandes notwendige Beziehungen gehören sie in ihrer Art nicht weniger als die inneren Kräfte des Gegenstandes selbst zu seinem eigenen Wesen.

Demgemäß ist denn die zweite Aufgabe des eigentlichen Denkens (im Unterschiede vom bloßen Anschauen) die, daß es die einzelnen der Anschauung sich darbietenden Erscheinungen wie nach ihrem Grund so nach ihrem Zweck teils aus dem eigenen inneren Wesen des Dings teils aus seinen wesentlichen und notwendigen Beziehungen zu andern Dingen erklärt und damit eine Einsicht in die Dinge selbst eröffnet. Es ist dies eine Thätigkeit, die freilich fast nur in Verbindung mit jener ersten, ordnenden und zusammenfassenden Thätigkeit des Denkens auftritt. Denn in Wirklichkeit hat zwar auch die einzelne Erscheinung ihren nicht bloß allgemeinen, sondern zugleich ganz individuellen Grund und Zweck, aus dem allein ihr ganz eigentümliches Wesen sich erklärt. Aber, abgesehen von der unübersehbaren, durch keinen endlichen Geist zu bewältigenden Menge und Vielheit der Einzelerscheinungen, erfordert auch in jedem einzelnen Falle die wirkliche Erklärung eines individuell Eigenartigen eine solche Feinheit des Denkens, daß wir allermeist das individuell Einzelne nur als etwas thatsächlich so Seiendes anschauen, nicht aber als etwas Notwendiges und so sein Müssendes erklären können. In der Regel müssen wir uns vielmehr mit allgemeinen Erklärungen der Dinge begnügen d. h. mit der Erklärung der allgemeinen, regelmäßig wiederkehrenden und vielen Einzeldingen gemeinsamen Erscheinungen, und mit der Erklärung derselben aus allgemeinen Gründen und Zwecken, die, vielen Einzelerscheinungen gemeinsam, dann für jede einzelne Erscheinung sich verschieden, bald so bald anders gestalten. Übrigens handelt es sich

auch beim Suchen nach dem Grund und Zweck der Erscheinungen, wie beim Suchen nach dem Allgemeinen, nicht um bloß subjektive Gebilde unseres eigenen Denkens, sondern um thatsächliche Bestimmungen der Wirklichkeit selbst. Daß nämlich die allgemeinen Denkbestimmungen (Kategorien) des Grundes und Zweckes auch zugleich allgemeine Bestimmungen des Seins sind, das erfahren wir thatsächlich zuerst an uns selbst und dem gesetzmäßigen Verlaufe unseres eigenen Geisteslebens; wir müssen dann aber auf Grund dieser eigenen Erfahrung dasselbe auch in und von den außer uns seienden Objekten voraussetzen (glauben), wenn wir überhaupt mit diesen etwas sollen anfangen und sie nicht nur denkend erforschen, sondern auch unsern Zwecken gemäß verwenden können.[3])

Die bezeichnete ordnende und erklärende Denkthätigkeit ist als Folge des uns angebornen Triebes der Einheit und Ordnung etwas unserem Geiste so Natürliches und Notwendiges, daß sie sich nicht nur in bewußter, sondern auch in unbewußter Weise geltend macht. Wir haben ja schon oben (S. 98 f.) gefunden, wie den sog. Gemeinvorstellungen und innern Vorstellungsassociationen wirkliche Denkakte zu Grunde liegen, in welchen Ähnliches zur Einheit eines Allgemeinen zusammengefaßt und räumlich und zeitlich Verbundenes auch innerlich nach den Verhältnissen von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck verknüpft wird. Aber — und darin eben besteht nun der wichtige Unterschied des eigentlichen Denkens nicht bloß vom Anschauen, sondern auch vom Vorstellen — auf dem Gebiete des bloßen Vorstellens vollziehen sich jene Akte mehr nur unwillkürlich unter dem Einflusse eines fast instinktartigen, dunkeln Dranges; dagegen das eigentliche d. h. bewußte und selbstbewußte Denken sucht eine Übersicht über — und eine Einsicht in die Dinge zu gewinnen mit klarem Bewußtsein und also auch planmäßiger Anwendung der hiezu führenden Mittel und Wege. Der bewußt denkende Geist thut somit im ganzen dasselbe, was der nur vorstellende Geist,[4]) aber er thut es, weil mit bewußtem Bedacht, insbesondere auch mit der nötigen Vorsicht gegenüber den naturwüchsigen Produkten des unwillkürlichen Denkens. Diese läßt er nicht einfach gelten und bestehen, sondern er unterwirft sie einem kritischen Läuterungsprozesse; er sieht sie in genauer Prüfung darauf an, ob hier wirklich Zusammengehöriges zur Einheit eines Allgemeinen zusammengefaßt und wirklich von einander Abhängiges in das Verhältnis von Grund und Folge, Mittel und Zweck gebracht ist. Solche kritische

Thätigkeit ist zwar nur die negative Seite der die Dinge richtig zusammenfassenden und erklärenden Denkthätigkeit; aber sie darf darum doch niemals fehlen, sondern muß vielmehr geflissentlich und stätig geübt und gepflegt werden, eben weil unser aller bewußtes Denken sich auf dem Boden von tausend und abertausend überlieferten oder selbstgebildeten Vorurteilen aufbaut, die, so unbefangen wir sie als etwas Selbstverständliches hinnehmen und geltend machen, doch vielleicht der Berichtigung gar sehr bedürfen.[5]) Selbst innerhalb der eigentlichen Wissenschaft begegnen uns noch oft genug Begriffe und Begriffsverbindungen, welche trotz des häufigen und fast gewohnheitsmäßigen Gebrauchs, der von ihnen gemacht wird, es durch ihre unklare und unbestimmte Vieldeutigkeit verraten, wie wenig bis jetzt das Denken seine läuternde Kritik an ihnen geübt hat. In noch viel höherem Grade gilt dies natürlich vom populären Denken zumal des überhaupt noch so sorglos unvorsichtigen Kindes. Wie oft fehlt es da schon an der ersten Grundlage alles richtigen Erkennens, an der genauen und sorgfältigen Anschauung! Wie manches an den wahrgenommenen Dingen übersieht da der flüchtig vom einen zum andern eilende kindliche Geist teils ganz, teils faßt er es wenigstens nicht genau, so wie es ist, auf! Und wie leicht verbindet sich dann mit diesem oberflächlichen Anschauen auch noch ein ebenso oberflächlich unvorsichtiges und darum irreführendes Denken! Da werden einzelne besonders stark in die Augen fallende Seiten der Dinge um deswillen ohne weiteres auch für das Wichtigste und Wesentlichste an den Dingen angesehen, während das in Wahrheit Wichtigste an ihnen, weil es nicht so grell hervorsticht, wenig oder gar nicht beachtet wird. Da werden um einer an sich vielleicht ziemlich gleichgiltigen, aber zufällig schärfer hervortretenden äußeren Ähnlichkeit willen Dinge für dasselbe oder doch für gleichartig gehalten, die entweder gar nicht oder doch nicht so nahe zusammengehören. Da wird endlich von einigen wenigen Fällen und Ähnlichkeiten rasch und unbedenklich auf das Ganze und von dem räumlichen und zeitlichen Zusammensein der Erscheinungen auf ein innerliches und wesentliches Verbundensein geschlossen ꝛc.[6])

Dem allem gegenüber thut also kritische Vorsicht not, und auch dem Unterrichte fällt in dieser Hinsicht eine wichtige Aufgabe zu. Derselbe kann und soll nämlich nicht bloß im einzelnen allerlei, zumal auch praktisch bedenkliche, irrige Vorurteile des gewöhnlichen Bewußtseins zerstören und durch richtige Erkenntnisse ersetzen; noch viel wichtiger ist vielmehr die allgemeine Aufgabe, die Kinder überhaupt an prüfende

Vorsicht und Selbständigkeit des Denkens in bezug auf landläufige Vorstellungen wie in bezug auf ihre eigenen unwillkürlichen Urteile und Schlüsse zu gewöhnen.[7]) Hiezu gehört aber nach dem Obigen ein Doppeltes. Einmal muß schon die unmittelbare Anschauung und Wahrnehmung selbst in Zucht und Pflege genommen und das Kind zu genauer Sorgfalt in der Beobachtung der Thatsachen herangebildet werden, worin zwar nicht der ganze, aber doch ein wesentlicher Zweck und Wert des sog. Anschauungsunterrichtes liegt. Sodann aber muß auch der kritisch prüfende und unterscheidende Verstand des Kindes geflissentlich geweckt und seiner Aufsicht mehr und mehr alles unwillkürliche Urteilen und Schließen unterstellt werden. Hiezu bedarf es keiner förmlichen und gesonderten Denkübungen und Denkstunden, noch weniger der Durcharbeitung einer eigentlichen, ob auch noch so populären Schullogik; wohl aber muß der Lehrer das unwillkürliche Urteilen und Schließen der Schüler stetig und bei allem Unterricht überwachen und die falschen oder halbwahren Produkte desselben in jedem sich darbietenden Falle verbessern und berichtigen. Und dies nicht nur so, daß einfach statt des Falschen oder Ungenauen das Richtige und Genauere gegeben wird, sondern so, daß an dem kritischen Läuterungsprozesse, dem das Falsche und Ungenaue unterworfen wird, es dem Schüler überhaupt zum Bewußtsein kommt, wie leicht das sorglos sich gehen lassende Denken fehlgreift. Wenn dann je und je bei besonders günstigen Gelegenheiten auch einzelne besonders häufig vorkommende Fehler im Urteilen und Schließen (vorschnelle Verallgemeinerungen und Analogieschlüsse, unrichtige Umkehrungen der Urteile, Verwechslung des post hoc mit dem propter hoc ꝛc.) ausdrücklich namhaft gemacht und in geeigneter Weise kurz und einfach besprochen werden, so kann das jedenfalls nichts schaden. Kommt doch dem je länger je mehr auch im Kinde selbst eine allmählich erwachende kritische Stimmung entgegen. Jene harmlose Naivetät, mit welcher das Kind noch in der ersten Hälfte des schulpflichtigen Alters ungeprüft bei jedem sinnlichen Augenschein und jeder ihm überlieferten Mitteilung sich beruhigt, macht schon in der zweiten Hälfte jenes Alters namentlich beim Knaben mehr und mehr einer andern Stimmung und Haltung Platz. Der reifere Schüler nimmt nicht mehr alles so unbefangen auf Treu und Glauben hin, sondern er fängt auch an, Beweise zu verlangen, und wo ihm Rede und Gegenrede freisteht, da läßt er auch die ihm gegebenen Gründe und Beweise nicht so ohne weiteres gelten, sondern er wägt sie

in oft sehr lebhaftem Dispute gegen einander ab. Diese kritische Verstandesthätigkeit kann wohl in ein unfruchtbar spitzfindiges und rabulistisch rechthaberisches Wesen ausarten; aber an sich ist sie als notwendige Bedingung der auch für die Charakterbildung so wichtigen Selbständigkeit des Denkens etwas durchaus Berechtigtes, das innerhalb gewisser Schranken von der Erziehung nicht nur geduldet sondern geradezu gepflegt zu werden verdient.

Nach allem Bisherigen heißt also denken: die allgemeinen (d. h. einer Vielheit von Einzeldingen gemeinsamen) Vorgänge und Tatsachen der Erscheinungswelt nach ihrem allgemeinen Grund und Zweck teils aus der allgemeinen inneren Natur der Dinge selbst, teils aus ihren allgemeinen Beziehungen zu andern Dingen erklären (oder als notwendig erweisen) und dadurch sowohl eine richtige Einsicht in das Wesen der Dinge als eine richtige Übersicht über ihre Ordnung und Stellung zu einander herstellen, und zwar mit fortwährender kritischer Rücksichtnahme auf die darüber verbreiteten Vorstellungen des gemeinen, populären Bewußtseins. Sofern nach dem Obigen zum Wesen eines Dings im weiteren Sinne auch seine allgemeinen und notwendigen Beziehungen zu andern Dingen gehören und der Inbegriff der wesentlichen Bestimmungen eines Dings mit dem Worte „Begriff" bezeichnet wird, läßt sich die Aufgabe des Denkens auch kurz und einfach bestimmen als das Streben, die richtigen Begriffe der Dinge zu finden oder die Dinge zu begreifen.[8])

Nun giebt es freilich gar verschiedenartige Begriffe eines Dings — trotz der Gleichheit des das Ding benennenden Namens. Der Name eines Dings für sich allein ist ja niemals der Begriff dieses Dinges selbst. Mit dem Worte „Mensch" lassen sich allerlei Begriffe vom Menschen verbinden, und für den, der schon einen Begriff vom Menschen hat, kann sich immerhin dieser sein Begriff vom Menschen mit dem Worte „Mensch" so verknüpfen, daß für ihn das Wort „Mensch" wirklich die Bedeutung eines Begriffes hat und erhält. Aber der, welcher noch keinen Begriff vom Menschen hat, bekommt ihn auch dadurch nicht, daß er das Wort „Mensch" bekommt; und noch weniger enthält das bloße Wort „Mensch" irgend welche Bürgschaft dafür, daß ich mit diesem Worte den richtigen Begriff vom Menschen

verbinde. Ein Begriff kann also dem, der ihn erst gewinnen soll, niemals mit einem einzelnen Worte gegeben werden, sondern immer nur mittelst einer *Reihe von Sätzen* (Urteilen), welche die verschiedenen Seiten (Merkmale) des Begriffs nach ihrem innern Zusammenhang untereinander darlegen, oder mittelst einer sog. *Begriffserklärung* (Definition).[9]) Aber eben unter diesen Begriffserklärungen giebt es nun in bezug auf Vollständigkeit und Gründlichkeit sehr bedeutsame Unterschiede.

Ein erschöpfendes Begreifen der Dinge ist — wenigstens unter unsern gegenwärtigen Existenzbedingungen — *ein selbst für das wissenschaftliche Denken unerreichbares Ideal*. Denn abgesehen davon, daß sich das Individuelle an den Dingen nur anschauen, nicht aber oder doch nur sehr unvollkommen auch wirklich begreifen und erklären läßt, ist und bleibt auch das Allgemeine, das und soweit wir es wirklich begreifen, immer ein sehr relativ Allgemeines. In Wahrheit setzen aber die allgemeinen Kräfte und Beziehungen, aus denen wir zunächst die allgemeinen Erscheinungen der Dinge erklären, *noch allgemeinere Kräfte und Beziehungen* voraus, ohne welche sie selbst gar nicht bestehen und in Wirksamkeit treten könnten. Ja dem so von einer Stufe des Allgemeinen zur andern rückwärts schreitenden Denken drängt sich schließlich die Erkenntnis auf, daß jedes Wesen — wenigstens jedes auf der höchsten Stufe des irdischen Daseins stehende — als Mikrokosmus sämtliche Kräfte des Universums in sich vereinigt und näher oder entfernter mit sämtlichen Teilen des Universums zusammenhängt.[10]) Wenn aber dies, so kann ganz und völlig das einzelne Ding nur begriffen werden, wenn das *ganze Universum mit allen in ihm waltenden Kräften und der innern Ordnung und Gliederung seiner sämtlichen Teile* verstanden und begriffen ist; und ist das nicht wiederum eine Aufgabe, deren Lösung selbst das höchste und umfassendste endliche Denken nur bis zu einem gewissen Grade sich *annähern* kann, ohne Hoffnung ihr je völlig zu genügen?[11]) Wer dies nicht zugestehen will, der weiß entweder überhaupt nicht, was es heißt ein Ding begreifen, oder er läßt sich durch einen nur zu leicht irreleitenden Schein täuschen. Denn damit, daß es am Ende auch für die allgemeinsten Kräfte und Beziehungen der Dinge noch *sprachliche Bezeichnungen* giebt, ist ja die Sache selbst nicht erklärt und verstanden; vielmehr hat die Sprache Namen und Bezeichnungen genug, welche nicht sowohl einen bestimmt darzulegenden Inhalt in sich fassen,

als auf die leere Stelle hindeuten, wo ein noch unbegriffener Inhalt verborgen ist.[12])

Demgemäß begnügen sich denn auch schon die meisten Wissenschaften, soweit sie nicht eigentlich philosophischer Natur sind, mit einfacheren und abgekürzten Begriffsbestimmungen. Sie geben gewöhnlich nur die nächsten charakteristischen Merkmale der zum Begriff zu erhebenden allgemeinen Vorstellung (die sog. spezifische Differenz) und den Namen der ihr unmittelbar übergeordneten Gattung (das sog. genus proximum) an, ohne auch die Merkmale der letztern (der Gattung) noch weiter auseinanderzulegen und zu untersuchen. Oder sie bedienen sich wohl auch des Mittels der Einteilung des Begriffs (der Angabe seines „Umfangs"), indem sie die Unterarten, in welche die betreffende allgemeine Vorstellung zerfällt, in geordneter Reihe aufzählen, wobei dann als „Inhalt" des Begriffes das diesen Unterarten Gemeinsame bezeichnet wird.[13])

Verhält es sich aber so schon auf dem Boden der eigentlichen Wissenschaft, wie viel mehr wird es dann so gehalten werden dürfen und müssen auf dem Boden des populären Schulunterrichts! Hier vollends kann und darf man erschöpfende Begriffsbestimmungen der behandelten Gegenstände nicht einmal anstreben; und so wenig Begriffsbestimmungen und Begriffseinteilungen (Definitionen und Divisionen) überhaupt sich auch im Elementarunterricht ganz umgehen lassen, so gewiß giebt es doch auf diesem Gebiete kaum einen verhängnisvolleren Irrtum, als wenn man die Hauptaufgabe des Unterrichts in die Aufstellung möglichst korrekter und gründlicher Definitionen und möglichst ausgedehnter und systematischer Einteilungen setzt. Hat es doch alles begriffliche Denken mit etwas hinter der Erscheinung Liegendem zu thun, das sich als solches nicht unmittelbar wahrnehmen, sondern nur finden läßt, wenn und indem man sich bis auf einen gewissen Grad von der unmittelbaren Erscheinung abwendet (von ihr absieht oder abstrahiert). Aber eben dieses Abstrahieren hat nun für das populäre, unwissenschaftliche Bewußtsein überhaupt und ganz besonders für den kindlichen Geist seine eigentümlichen Schwierigkeiten. Zwar regt sich auch im Kinde schon allmählich ein gewisses Verlangen nach einer tieferen Einsicht in das innere Wesen der Dinge, und zumal der Knabe kann durch angemessene Einwirkung unschwer zu einem gewissen Interesse auch an einer schon einigermaßen auf die verborgeneren Gründe und Zusammenhänge

eingehenden Behandlung der Unterrichtsgegenstände gebracht werden (§ 23). Aber darum bleibt es doch dabei, daß der kindliche Geist ein zu langes und zu einseitiges Verweilen in der von der Erscheinungswelt abgekehrten Welt der abstrakten Begriffe nicht verträgt und sich darin auf die Dauer nicht wohl und heimisch fühlt.

Daher gilt, was wir schon oben (S. 232) im allgemeinen über das Verhältnis von Denken und Anschauen ausgesprochen haben, wiederum ganz besonders von der Stufe des elementaren Unterrichts, daß nämlich das Denken nun und nimmer als letzter Selbstzweck, sondern nur als Mittel für ein tieferes und lebendigeres Anschauen und Auffassen der realen Einzeldinge angesehen werden darf. Statt also den kindlichen Geist möglichst weit über die unmittelbare Anschauungswelt hinaus in die abstrakte Begriffswelt einzuführen und in dieser möglichst lange und einseitig festzuhalten, muß vielmehr der Unterricht von der abstrakten Begriffswelt möglichst bald und immer aufs neue in die konkrete Erscheinungswelt zurücklenken, um das im Gebiete der Begriffe Gefundene sofort im konkret Gegebenen aufzuzeigen und dadurch die Anschauung selber zu vertiefen. Statt ferner sich um möglichst exakte und wissenschaftlich korrekte Begriffsbestimmungen und Begriffseinteilungen zu bemühen, muß vielmehr der Unterricht möglichst einfache, übersichtlich kurze, unmittelbar einleuchtende und sich der Anschauung und dem populären Bewußtsein thunlichst anschließende Erklärungen und Einteilungen suchen, mögen diese dann auch, mit dem Maßstabe der Wissenschaft gemessen, noch dies und jenes vermissen lassen. Andernfalls wird, je länger und ausschließlicher man die Kinder in Begriffen umtreibt und je künstlicher und wissenschaftlich korrekter und vollständiger die aufgestellten Definitionen und Einteilungen sind, um so gewisser die Erfahrung sich ergeben, daß gerade durch dieses forcierte Denktreiben die Kinder immer mehr vom eigentlichen d. h. selbständigen Denken weg- statt zu ihm hingeführt werden. Die zu lange vom Boden der anschaulichen Erfahrung abgelösten und sich zu weit von ihm entfernenden Definitionen und Einteilungen, zumal wenn sie dann noch in eine dem Kinde fremdartige wissenschaftliche Terminologie gekleidet werden, erstarren dem kindlichen Geiste nur zu bald zu farb- und leblosen Schattenbildern; ja sie werden ihm zu einer bloßen Sammlung gedächtnismäßig festgehaltener leerer Worte, Namen und Sätze, bei denen das Kind sich ent-

weder gar nichts mehr oder nur noch etwas unklar Verschwommenes denkt, so geläufig es sie vielleicht auf Verlangen hersagen und aufzählen kann. Von einer *Vertiefung der wirklichen Anschauung* durch so unverstanden dem Gedächtnis einverleibte Definitionen und Einteilungen, also von einem realen Gewinn aus ihnen kann hier ohnehin keine Rede sein. Und doch steht unwidersprechlich fest: Wenn ein Schüler der Oberklasse ein Tier oder eine Pflanze *nicht mit andern Augen ansieht* und ansehen gelernt hat als ein Schüler der Unterklasse, so hat er umsonst Unterricht in der Naturgeschichte empfangen, wenn er auch alle Einteilungen und Definitionen der Naturgeschichte weiß. Man mißverstehe uns freilich nicht! Wir ziehen es ja gewiß nicht in Abrede, daß ein geistbildender Unterricht ausdrücklich darauf hinarbeiten muß, die Schüler zu einem lebendigen Verständnis und einer gewissen selbständigen Einsicht auch in das innere Wesen der Dinge zu bringen. Aber wo irgend der Unterricht dieses Ziel mehr oder weniger erreicht hat, da muß sich dies in etwas anderem bewähren, als darin, daß das Kind wissenschaftlich korrekte Definitionen und Einteilungen in ausführlicher Vollständigkeit und wörtlicher Genauigkeit wiederzugeben vermag; denn das läßt sich am Ende mit wenig Verstand, aber um so mehr Auswendiglernen zuwege bringen. Die beste Probe für den Erfolg eines wirkliche Einsicht anstrebenden Unterrichts besteht vielmehr darin, daß die Schüler sich *selbständig, mit eigenen Worten*, einfach klar, geordnet und zusammenhängend über das *auszusprechen* vermögen, was sie gelehrt worden sind. Denn das wirkliche Verständnis (als lebendige Aneignung des Stoffes, wie als selbständige Aufnahme desselben in das Ganze des geistigen Besitzes, den der Schüler bis jetzt erworben) hat notwendig einen individuellen und persönlichen Charakter; seine Kraft und Wahrheit wird sich daher naturgemäß vor allem darin beweisen, daß der Schüler imstande ist, nicht bloß in fremden (nachgesprochenen) sondern in eigenen (selbständig dem Gedanken angepaßten) Worten die inneren Gedanken kundzugeben.

---

[1]) Vgl. Horwicz, a. a. O. II, S. 167: „Denken ist das Ordnen des Vielen zur Einheit." — Wundt, Menschen- und Tierseele, I, S. 390: „Die Seele strebt von Anfang an danach, Ordnung in ihrem Besitztum zu schaffen, und sobald die ersten Vorstellungen in ihr entstanden sind, sucht sie unter den Gegenständen ihrer Erfahrung durch Vergleichen und Sondern Gruppen und Abteilungen zu unterscheiden und so aus dem Chaos der unvermittelten Anschauungen ein gewisses System zu erzeugen."

[2]) Vgl. Lotze, Logik, S. 345: „Ein völlig neues, noch unbekanntes

Einzelding sei uns in einer Wahrnehmung durch verschiedene sinnliche Eindrücke gegeben, und sowohl diese Einzelmerkmale als ihre Verknüpfung seien anschaulich völlig klar. Dennoch begnügen wir uns mit dieser Anschauung nicht, die an sich selbst nichts Zweifelhaftes enthält; wir ruhen erst, wenn wir wissen, ob wir den neuen Gegenstand Tier oder Pflanze nennen dürfen. Dieses Verlangen beruht auf dem praktischen Wunsch, von dem beobachteten Thatbestande aus durch den Allgemeinbegriff hindurch die Berechtigung zur Ergänzung des nicht Beobachteten zu erlangen. Denn der Name: Pflanze oder Tier würde für den Gegenstand ein Titel ohne Einkünfte sein, wenn wir uns nicht vorbehielten, aus ihm den Anspruch auf eine Menge Merkmale abzuleiten, welche die unmittelbare Wahrnehmung an dem Gegenstande nicht gefunden hatte. In dieser Lage befinden wir uns den Gegenständen der Wirklichkeit gegenüber beständig. Denn jede Wahrnehmung, auch wenn sie genau genug wäre, um alle gegenwärtigen Merkmale eines Einzeldings aufzufassen, ist doch zeitlich beschränkt; sie kann niemals das zukünftige Verhalten des beobachteten Objekts mit darstellen, nur selten und nie vollständig zeigen, wie es unter andern wechselnden Bedingungen sich ändern würde. Dies ist es, was wir an dem beobachteten Gegenstand durch Unterordnung unter die Begriffe der Pflanze oder des Tiers ergänzen. Beide Begriffe, aus unzähligen früheren Beobachtungen entsprungen, enthalten die Gesamtheit der simultanen Merkmale, die in einer einzigen Wahrnehmung höchst selten, und der successiven, die sich in einer solchen niemals erschöpfen lassen." — Trendelenburg, Logische Untersuchungen, II, S. 231: „Was aus der allgemeinen Bestimmung folgt, beherrscht die unterworfenen Arten, ohne daß diese erst durchforscht zu werden brauchten. Unsere Erkenntnis wäre sonst endlose Induktion." — Sigwart, Logik, II, S. 198. I, S. 216: „Nicht die bloße Rekonstruktion der reinen Einzelvorstellung, wie sie die erschöpfende Beschreibung des einzelnen Objekts geben würde, sondern allgemeine Begriffe, welche auf eine Vielheit von Objekten anwendbar sind, verlangt das Interesse unseres Urteilens; nur solche Begriffe ermöglichen in der Abbreviatur allgemeiner Sätze die endlose Vielheit der wirklichen Wahrnehmungen zu übersehen. — Solche Zusammenfassung räumlich und zeitlich verschiedener Dinge unter eine allgemeine Vorstellung und ihre Bezeichnung mit demselben Worte ist übrigens nur dann nicht ein willkürliches und bloß von subjektiver Laune oder beliebigen Zweckmäßigkeitsgründen geleitetes Thun, wenn dem Vielen neben der für unsere Auffassung erscheinenden Ähnlichkeit ein wirklich Gemeinschaftliches, in allen Identisches zukommt. Dieses kann aber nur hinter der unterscheidbaren und individuellen Erscheinung des Einzelnen darin liegen, daß ein gemeinschaftliches Wesen die Übereinstimmung in den Eigenschaften und Thätigkeiten notwendig macht."

[3]) Vgl. Wundt, Logik, I, S. 81 f.: „An die äußere sowohl wie an die innere Erfahrung bringen wir die Forderung heran, daß alles, was Gegenstand unserer Erfahrung wird, in einem durchweg begreiflichen Zusammenhang sich befinde. Dieses Postulat von der Begreiflichkeit der Erfahrung bildet insofern einen unbestreitbaren Grundsatz unseres Erkennens, als das letztere überhaupt erst unter der Voraussetzung einer Begreiflichkeit der Er-

kenntnisobjekte möglich ist. Wenn das logische Denken auf alles anwendbar sein soll, was in unser Bewußtsein eingeht, so setzt dies allerdings zugleich voraus, daß die Objekte des Denkens diesen selber konform sind. — Sigwart, Logik, II, S. 593 f. 19 ff. 598: „Die Synthesen, die im Begriffe der Substanz und der Kausalität liegen, haben ihre Wurzel im Subjekte und der Art und Weise, in der es durch eine naturnotwendige Zusammenfassung der Vielheit der Empfindungen seine Einheit im Wechsel behauptet und das kontinuierlich und fließend Geschehende auf einheitlichen, vom Denken faßbaren Grund zurückführt. — Die Voraussetzung, daß unsere gegebenen Wahrnehmungen, den Forderungen unseres Denkens sich fügend, eine Einordnung in ein Begriffssystem und einen gesetzmäßigen Zusammenhang gestatten, läßt sich weder aus der Erfahrung beweisen, noch ist sie ein selbstverständliches Axiom, sondern sie ist ein Postulat unseres Erkenntnisstrebens, das als möglich dasjenige voraussetzen muß, dessen Unerreichbarkeit sofort unser Wollen zu einem unvollziehbaren und darum unvernünftigen machen müßte. Sie ist ein Postulat, dessen Annahme zuletzt auf unserem Wollen beruht und an das wir glauben müssen, wenn unser Streben nach Erkenntnis nicht sinnlos sein soll. — Alle logische Ordnung der auf dem Wege der Empfindung und Wahrnehmung in unser Bewußtsein eintretenden Erscheinungen kann mit Aussicht auf Erfolg nur unternommen werden, wo das Vertrauen da ist, daß sie sich den Formen unseres Denkens fügen werden, daß sie ihrem Inhalte nach sich in ein durchgängiges System von Begriffen ordnen lassen, das durch die Grundformen unseres Denkens bestimmt ist. — Was bedeutet der Glaube an die Erkennbarkeit der in der Wahrnehmung gegebenen Welt zuletzt anders, als daß unser Denken und sein Objekt gegenseitig eins für das andere bestimmt, die Natur von Gedanken beherrscht und unser Geist so organisiert sei, um diese Gedanken zu denken? — Hieraus allein fließt es, daß kein Mißlingen des Versuchs, die Welt der Wahrnehmungen einem durchgängigen Begriffssysteme zu unterwerfen und auf ausnahmslos giltige Gesetze alles Geschehens zurückzuführen, an der Geltung unserer Principien uns irre zu machen vermag; wir halten an der Forderung fest, daß auch das scheinbar Verworrenste in durchsichtige Formeln sich müsse auflösen lassen, und diese Beharrlichkeit fließt aus der Überzeugung, daß wir auf die Erfüllung unserer Aufgabe nicht verzichten dürfen."

[4]) Vgl. Sigwart, Logik, I, S. 276. 285: „Die logischen Begriffe haben die natürlich entstandenen Vorstellungen meist nicht zu ersetzen, sondern nur zu vollenden. — Der Begriff verhält sich zur natürlich entstandenen Vorstellung wie die bewußte Konstruktion eines Objektes zu seiner unbewußten und unwillkürlichen Bildung und setzt die Fähigkeit voraus, sich den Prozeß der Bildung der Vorstellung nach allen seinen Seiten zum Bewußtsein zu bringen."

[5]) Vgl. Lotze, Mikrok., I, S. 260 f. Logik, S. 5: Gar vieles führt die äußere Wahrnehmung räumlich und zeitlich verbunden unserem Bewußtsein zu, was durch keine Gemeinschaft des Sinnes verknüpft, sondern fremdartig unter einander nur einem Zufalle sein augenblickliches Beisammensein verdankt. Die Erinnerung wiederholt treu und unbefangen, was ihr die Wahrnehmung bot; sie bringt das Zusammenhangslose mit gleicher Genauigkeit wieder wie das inner-

lich Verwandte, und wirft unsern Vorstellungslauf durch ungeeignete Associationen, die sich an einzelne Eindrücke geknüpft haben, aus der stetigen Richtung heraus, die er durch die Reihenfolge einander begründender Gedanken nehmen könnte. — Aber der denkende Geist begnügt sich nicht, die Vorstellungen in denjenigen Verbindungen hinzunehmen und sich gefallen zu lassen, in welche sie der Zufall ihrer gleichzeitigen Entstehung gebracht und in der die Erinnerung sie wiederkehren läßt; sichtend vielmehr hebt er das Zusammensein der Vorstellungen auf, die nur auf diesem Wege zusammengeraten sind; diejenigen aber, die nach den Beziehungen ihrer Inhalte zusammengehören, läßt er nicht nur zusammen, sondern vollzieht ihre Verknüpfung noch einmal, jetzt aber in einer Form, die zu der thatsächlichen Wiederherstellung der Verbindung ein Bewußtsein über den Grund der Zusammengehörigkeit der neu verbundenen hinzufügt. — Als eine beständig kritische Thätigkeit sucht so das Denken jede Verbindung von Vorstellungen auf die Rechtsgründe zurückzuführen, welche die Verbindung des Verbundenen bedingen und das Zusammenseiende als ein Zusammengehöriges erweisen."

[6]) Vgl. Sigwart, a. a. O. I, S. 117: „Je ungeschulter das Denken ist, desto unvorsichtiger; desto weniger ist die Differenz zwischen rein subjektiven, psychologischen Kombinationen und objektiv giltigen bekannt; desto leichter wird geglaubt, was einem einfällt, zumal wenn es die mächtige Hilfe eines Wunsches oder einer Neigung findet. Die Erinnerung an einen oder wenige Fälle, in denen einem Subjekt A ein Prädikat B zukam, ist in der Regel genügend, jedem Subjekt, das auf den ersten Anblick A ähnlich ist, das Prädikat B zuzusprechen. Diese Leichtgläubigkeit unseres natürlichen Denkens ist die Quelle einer Menge von Täuschungen, voreiligen Annahmen, abergläubischen Meinungen. Unsere natürlichen Neigungen gehen immer dahin, uns eine Menge von Prädikaten zuzuführen und ihre Beilegung zu vollziehen; was wir lernen müssen, ist Vorsicht und Zweifel, Unterscheidung des Giltigen und des Ungiltigen, Besinnung darüber, welche dieser Synthesen objektiv notwendig, welche nur durch unsere natürlichen Gewohnheiten uns aufgedrungen sind."

[7]) Vgl. Weidemann, in der Schmid'schen Encykl., IX, S. 618: „Neben der bescheidenen Skepsis gegen das von andern Aufgenommene ist in dem Zöglinge auch eine gewisse Skepsis gegen sein eigenes Wahrnehmen und Erkennen zu begründen. Der Erzieher mache daher das Kind in der rechten Weise (so daß er es nicht entmutigt) darauf aufmerksam, wie wenig es noch weiß, geschweige denn recht weiß; gewöhne dasselbe sein Urteil aufzuschieben, wo ihm noch keine vollständige Begründung dafür gegeben ist. Besonders ist der Neigung zu voreiligem Generalisieren zu begegnen, indem die vorschnell gebildete und ausgesprochene Regel so schlagend als möglich durch entgegengesetzte Erfahrungen widerlegt und die Voreiligkeit des Urteilens zum Bewußtsein gebracht wird."

[8]) Vgl. Ulrici, Glauben und Wissen, S. 232 f.: „Ich verstehe eine Sache, wenn ich weiß, wie sie wirkt und wozu sie dient, aus welchen Teilen sie besteht und in welchem Verhältnis der Wirkung und Wechselwirkung diese unter einander, resp. mit andern Dingen stehen. Das Verstehen erhebt sich zum Be-

greifen, wo wir nicht nur die Existenz und Beschaffenheit der Sache, den Zusammenhang ihrer Teile, ihr Verhältnis zu andern Dingen ꝛc. erkennen, sondern auch die Ursachen und Bedingungen, durch deren Zusammenwirken sie notwendig selber entsteht und ihrem Wesen nach bestimmt ist." — Ueberweg, System der Logik, S. 117 f.: „Der Begriff ist diejenige Vorstellung, in welcher die Gesamtheit der wesentlichen Merkmale oder das Wesen der betreffenden Objekte vorgestellt wird. Unter dem Ausdruck: Merkmale des Objekts begreifen wir nicht nur die äußern Kennzeichen, sondern alle Teile, Eigenschaften, Thätigkeiten und Verhältnisse desselben, überhaupt alles, was in irgend einer Weise dem Objekte angehört. Wesentlich sind diejenigen Merkmale, welche a) den gemeinsamen und bleibenden Grund einer Mannigfaltigkeit anderer enthalten, und von welchen b) das Bestehen des Objekts und der Wert und die Bedeutung abhängt, die demselben teils als einem Mittel für anderes, teils und vornehmlich an sich oder als einem Selbstzweck in der Stufenreihe der Objekte zukommt. — Wenn die Begriffsbildung nicht in rein wissenschaftlichem Interesse erfolgt, sondern durch irgend einen äußern Zweck bedingt wird, so wird dasjenige als das Wesentlichste erscheinen, was für jenen Zweck die höchste Bedeutung hat. So können mehrere verschiedenartige Begriffsbildungen mit relativer Berechtigung neben einander bestehen; aber absolut berechtigt ist doch immer nur eine, nämlich diejenige, welche die Begriffe rein nach objektiven Normen auf Grund dessen bestimmt, was für die Objekte an sich selbst das Wesentlichste ist." — Wundt, Menschen- und Tierseele, I, S. 393: „Das Ziel der Erkenntnis ist der Begriff. Unsere Erkenntnis der Welt ist um so reicher und voller, je reicher die Begriffswelt ist, die wir uns geschaffen haben. Mit wachsender Erkenntnis nimmt die Anzahl unserer Einzelbegriffe zu, und werden mehr und mehr Gruppen dieser Einzelbegriffe unter allgemeineren Begriffen vereinigt. Jeder Begriff legt uns einen sächlichen Zusammenhang dar, denn er giebt uns ein Bild von dem Sein und Gewordensein des Gegenstandes, auf den er sich bezieht, und von seiner Verknüpfung mit andern Dingen."

[9]) Vgl. Trendelenburg, II, S. 223 f. 230 f. 388: „Der Inhalt eines Begriffs ist, im höchsten Sinne gefaßt, das Gesetz, das als ein Allgemeines die Erscheinung regiert. Der Umfang dagegen, mag er nun unmittelbar die Individuen oder zunächst die Arten befassen, ist nach der Seite der Erscheinungen hin gerichtet. Inhalt und Umfang verhalten sich daher wie Gesetz und Erscheinungen. — Den Inhalt des Begriffes bestimmt die Definition (Begriffserklärung), den Umfang ordnet die Division, jene der gedrungene Ausdruck des Wesens, diese die methodische Übersicht der Erscheinungen. Beide gehören zusammen und ergänzen sich, jene, um das Wesen in den bunten Erscheinungen gegenwärtig zu erhalten, diese, um die vor Fülle verworrene Masse nach Gesichtspunkten zu überblicken oder in ihr das Gesetz vom Allgemeinen ins Besondere fortschreiten zu sehen. — Da das Wesen einer Sache aus der Weise ihrer Entstehung hervorgeht, sei es nun, daß diese allein in der wirkenden Ursache ruht oder daß sie von dem Zwecke bestimmt ist, so wird in der genetischen Definition erst die volle Einsicht in das Wesen eröffnet. — Die genetische Methode als die letzte und vollendende beruht darauf, daß aus den hervor-

bringenden Gründen der Sache erkannt wird. Eine Sache wird völlig nur auf dem Wege verstanden, wie sie selbst entsteht."

[10]) Sigwart, Logik, II, S. 14. 20: „Aus dem Bestreben, in den Formen unseres Denkens das Gegebene als notwendig zu erfassen, ergiebt sich das Ideal einer Welterkenntnis, welche die gesamte wahrnehmbare Welt als Darstellung eines Systems von Begriffen und ihren Verlauf als Ausdruck notwendiger Folgen aus obersten Grundsätzen betrachtet; in der vollständigen Einordnung alles Einzelnen in diesen logisch durchsichtigen Zusammenhang wäre unser Denken befriedigt und die anschauenden und die denkenden Formen harmonisch zusammengeschlossen. — Unser Denken geht darauf aus, die gesamte Welt des Wahrnehmbaren einem einheitlichen Begriffssysteme einzureihen und ihre durchgängige Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit nachzuweisen." — Derselbe, Logik, I, S. 271: „Es giebt eine ideale Bedeutung der Begriffe, wonach der Begriff den Zielpunkt unseres Erkenntnisstrebens insofern bezeichnet, als in ihm ein adäquates Abbild des Wesens der Dinge gesucht und gefordert wird, daß, wer den Begriff einer Sache habe, sie dadurch in ihrem innersten Kerne durchschaue, sie begreife d. h. ihre einzelnen Bestimmungen als notwendige Folge ihres einheitlichen Wesens in ihrem Zusammenhange einsehe. So wäre die Physiologie vollendet, wenn sie den Begriff des Lebens, die Chemie und Physik, wenn sie den Begriff der Materie, die Psychologie, wenn sie den Begriff des Geistes in diesem Sinne besäße; und unser ganzes Erkennen hätte von dieser Seite sein Ziel erreicht, wenn ein System von Begriffen aufgestellt wäre, in welchem das Seiende ohne Rest nach seiner Wahrheit enthalten wäre. Wollen wir ein absolutes göttliches Erkennen denken, so bestimmen wir es dahin, daß in der absoluten Intelligenz Begriff und Sein eins sei. In diesem Sinn redet man wohl von der Wahrheit unserer Begriffe; sie sind wahr, wenn sie in sich der erschöpfende Ausdruck des Wesens der Dinge sind."

[11]) Vgl. Lotze, Logik, S. 10: „Nur ein Geist, der im Mittelpunkt der Welt und alles Wirklichen stände, nicht außerhalb der einzelnen Dinge, sondern sie alle durchdringend, — nur ein solcher möchte eine Anschauung der Wirklichkeit besitzen, die, weil sie nichts erst zu suchen brauchte, unmittelbar das völlige Abbild derselben in ihren eigenen Formen des Seins und der Thätigkeit wäre. Der menschliche Geist dagegen, um dessen Denken allein es sich für uns handelt, steht in diesem Mittelpunkte der Dinge nicht, sondern er hat seinen bescheidenen Ort irgendwo in den letzten Verzweigungen der Wirklichkeit." — Derselbe, Mikrokosmus, II, S. 167: „Das Wesen der Dinge besteht nicht in einer undurchdringlichen Fremdartigkeit für den Geist; aber der Geist und sein Leben ist mehr als Denken. Es ist wohl möglich, daß dem ganzen Geiste das, was die Dinge sind, nicht unerlebbar ist, und daß es doch dieser einzelnen Form seiner innern Thätigkeit, dem Denken, durchaus unfaßbar bleibt. Fühlen und Wollen, Lust und Unlust sind innere Erlebnisse in uns selbst, für welche unser bewußtes Denken, indem es ihnen zusieht, wohl Namen erfindet, ohne doch den Unterschied, der sie selbst von allem Denken trennt, jemals durch Formen des Denkens begreiflich zu machen; sie sind nur verständlich für den, der sie erlebt. Und ebenso würde das Wesen der Dinge, falls überhaupt

unser Blick durch die Erscheinung bis zu ihm dränge, zwar beschreibbar für das Denken sein, aber doch vielleicht nur so, daß diese Beschreibung manche Namen enthielte, deren Bedeutung nicht wieder gedacht, sondern nur gelebt werden kann."

[12]) Vgl. Lotze, Mikrokosmus, III, S. 236 ff.: „Wofür die Sprache einen Namen ausgeprägt hat, das sind wir allgemein sehr geneigt, als ein Erzeugnis des Denkens aufzufassen, obgleich dessen Beitrag zur Feststellung des benannten Inhalts oft sehr gering ist, oft gänzlich fehlt. Solange es sich um sinnliche Eindrücke handelt, überzeugen wir uns freilich bald, daß dem Blinden oder Tauben keine Kunst logischer Operationen die Wahrnehmung der Farbe oder des Klanges ersetzt, daß also blau und süß nicht Begriffe sind, die wir denken, sondern Eindrücke, die wir erleben, ihre Namen nur sprachliche Zeichen, die uns an einen Inhalt erinnern, an welchem das Denken höchstens den Anteil hat, durch die adjektivische Form, die es ihm giebt, seine unselbständige Natur bemerklich zu machen. Aber auch die Bedeutung des Seins ist durch keine konstruierende Thätigkeit des Denkens dem begreiflich zu machen, der nicht unmittelbar weiß, was damit gemeint ist; nur zergliedernd kann das Denken, indem es alle Nebenvorstellungen entfernt, die nicht gemeint sind, den nur in unmittelbarer Anschauung zu erfassenden Sinn des Wortes finden lehren. — Wir, indem wir sind, wir wissen, fühlen, empfinden oder erleben sehr wohl, was es heißt: zu sein; wir, indem wir wirken, wissen sehr wohl, was wir Unsagbares meinen, wenn wir nicht bloß von einer Zeitfolge von Erscheinungen, sondern von einem Bedingtsein der einen durch die andern sprechen. Und in diesem Sinne hat von jeher alle Welt gewußt, was es mit dem Sein oder der Realität auf sich habe; denn alle Welt hat den Sinn dieser Worte innerlich erlebt. Fand man es aber immer schwierig oder unmöglich, das durch Denkbestimmungen auszudrücken, was man so deutlich erlebte, so hat die Philosophie diesen Mangel nicht getilgt; sie hat immer nur Namen für das Erlebte geschaffen, und im Namen lebend und webend hat sie zuweilen selbst weniger klar das miterlebt, was den Gegenstand dieser ihrer Bemühungen ausmacht."

[13]) Vgl. Sigwart, Logik, II, S. 201 f.: Die Natur eines Metalls, einer Pflanze, eines Tieres läßt sich nicht erschöpfen, wenn alle Relationen mit in den begrifflichen Ausdruck eingehen sollen. — Darum ist die Begriffsbildung immer auf Abbreviaturen bedacht, welche gestatten einen Teil der Merkmale als charakteristische Merkmale oder als Repräsentanten der übrigen aufzustellen und zu verwerten. Solche Abkürzung der Begriffsformeln ist dadurch möglich, daß für eine immer zusammen vorkommende Gruppe von Merkmalen ein einziges derselben oder eine Kombination weniger gesetzt wird, die nur in dieser Gruppe vorkommt und also ein sicheres Zeichen der Gegenwart aller anderen ist." — Lotze, Mikrok. II, S. 288 f.: Jede Definition, die auf die allgemeinere Art oder Gattung zurückgeht, schiebt nur den größern Teil der auszuführenden Arbeit als einen schon ausgeführten zur Seite. Sie beruft sich darauf, der natürliche Mechanismus des Vorstellungsverlaufes werde in jedem Bewußtsein verständliche und anschauliche Bilder dieses Allgemeinen bereits erzeugt haben, von denen sie nun ausgehen will, um durch Hinzufügung der letzten unterscheidenden Merkmale das specielle Bild des besonderen Inhalts zu voll-

enden, von dem die Rede ist. So wenig geben unsere gewöhnlichen Begriffe die innere Organisation ihres Inhaltes wieder; nicht sowohl zur Erkenntnis dessen bestimmt, was ihr Gegenstand ist, als vielmehr zu seiner bloßen Unterscheidung von dem, was er nicht ist, knüpfen sie meist nur an einen ganz unanalysierbaren Gesamteindruck eine wahre Erinnerung an ein Allgemeines, das in ihm gebietet, und einige wenige Kennzeichen, die seine Verwechslung mit anderem verhüten." — Dittes, Lehrbuch der Psychologie und Logik, S. 196: „Noch heute sind die Forderungen der Logik in vielen Fällen unerreichbare Ideale. Man kann eben nicht mehr definieren, als man weiß. Daher müssen sich selbst die Naturwissenschaften häufig mit minder strengen, ohngefähren, annäherungsweisen Begriffsbestimmungen begnügen. Man sucht in solchen Fällen einen Begriff durch Anführung von Beispielen, durch Hervorhebung und Betrachtung seiner Artbegriffe, durch Vergleichung mit entgegengesetzten und verwandten Begriffen, durch Beseitigung von Mißverständnissen ꝛc. annähernd richtig zu stellen und durchsichtig zu machen."

§ 28.

Noch aber haben wir in betreff des Denkens die Frage zu erörtern, wie denn jene allgemeinen Begriffe vom Wesen der Dinge, in deren Bildung die Aufgabe des Denkens hauptsächlich besteht, zu stande kommen. Die äußere Form, in welcher Begriffe ausgedrückt werden, ist nach dem schon im vorigen § Angedeuteten jedenfalls die Form des Urteils, und zwar des logischen Denkurteiles.[1]) Letzteres ist nämlich — im Unterschiede von dem nur die thatsächliche Verbindung des Prädikats mit dem Subjekte aussprechenden Wahrnehmungsurteile — ein solches Urteil, in welchem der zum Begriffe zu erhebenden Vorstellung (resp. Anschauung) als dem Subjekte des Urteils ein allgemeines Merkmal (oder eine allgemeine Beziehung) als Prädikat mit dem ausdrücklichen Bewußtsein zugesprochen wird, daß dieses Prädikat dem Subjekte beigelegt werden muß, weil es nicht bloß thatsächlich und äußerlich mit ihm verbunden ist, sondern innerlich und wesentlich zu ihm gehört.[2]) Diese Notwendigkeit der Prädizierung wird nun aber bewiesen und begründet durch die Thätigkeit des Schließens. Denn schließen heißt nichts anderes als ein Urteil fällen mit bewußter Erkenntnis und ausdrücklicher Hervorhebung des (im sog. Mittelbegriff enthaltenen und im sog. Obersatze ausgesprochenen) Grundes, um deswillen jenes Urteil gefällt oder von einem Subjekte etwas Bestimmtes ausgesagt werden muß („Cajus ist ein Mensch; alle Menschen sind sterblich; folglich ist Cajus sterblich," damit wird dem Cajus die Sterblichkeit beigelegt auf Grund dessen, daß er ein Mensch ist).[3])

Nun unterscheidet man aber zwei Arten von Schlüssen, nämlich einerseits den sog. Deduktionsschluß oder Schluß (Syllogismus) im engern Sinn, und andrerseits den sog. Induktionsschluß. Der Deduktionsschluß geht von einem (anderweitig feststehenden) Allgemeinen aus und leitet daraus einen besondern Satz ab als seine sich notwendig daraus ergebende Konsequenz; der Induktionsschluß geht von den besondern Thatsachen und den einzelnen Fällen der Erfahrung aus und weist aus ihnen eine allgemeine Wahrheit oder Regel als in den einzelnen Fällen enthalten und durch sie bezeugt und bewiesen nach. Ein Deduktionsschluß ist also z. B. folgender Schluß: „Alle Planeten der Sonne bewegen sich in elliptischen Bahnen um die Sonne; die Erde ist ein Planet der Sonne, folglich ꝛc." Dagegen ist es ein Induktionsschluß, wenn man in folgender Weise schließt: „Sowohl Merkur, als Venus, als Erde, als Mars ꝛc. bewegen sich in elliptischen Bahnen um die Sonne, und es ist bis jetzt noch kein ihnen gleichartiger Stern gefunden worden, bei dem es sich hiemit anders verhielte; diese alle aber sind Planeten der Sonne; folglich bewegen sich die Planeten der Sonne in elliptischen Bahnen um die Sonne."[1])

Aber reichen nun Deduktions- und Induktionsschlüsse für sich allein hin, um neue Wahrheiten zu finden? Wenn im Deduktionsschlusse eine specielle Wahrheit aus einer allgemeineren als ihre notwendige Konsequenz abgeleitet wird, so hat das immerhin seinen Wert und Nutzen. Denn es wird darin eine Subsumtion eines besondern Urteils unter ein allgemeines vollzogen, die uns der Mühe überhebt, auch dieses besondere Urteil noch speciell in bezug auf die darin ausgesprochene Verbindung des Prädikats mit dem Subjekte zu untersuchen, da ja das Recht zu dieser Verbindung eben in der Subsumtion selbst schon enthalten und damit gegeben ist. („Alle Menschen sind sterblich", mit der Wahrheit dieses allgemeinen Satzes ist auch die Wahrheit des ihm untergeordneten Satzes: „Der Mensch Cajus ist sterblich" unmittelbar und ohne weitere Untersuchung gegeben, so daß von Cajus das Sterbenwerden und Sterbenmüssen ausgesagt werden kann, auch noch ehe die Erfahrung darüber irgend etwas kundgegeben). Aber einen wahren Satz ergiebt doch diese Subsumtion nur, wenn und soweit die beiden Prämissen des Schlusses d. h. sowohl der allgemeine Obersatz als der vermittelnde Untersatz Wahrheit enthalten, also an und für sich nur bedingt („Wenn alle Menschen sterblich sind, und wenn Cajus ein Mensch ist, dann allerdings folgt daraus mit unzweifelhafter Konsequenz,

daß auch Cajus sterblich ist"). Nun lassen sich freilich diese hypothetischen Prämissen ihrerseits wieder aus noch allgemeineren Sätzen ableiten und erschließen; aber solange nicht auf irgend einem andern Wege allgemeine Sätze gewonnen sind, die auch abgesehen von der nur ein hypothetisches Resultat ergebenden subsumierenden Ableitung gelten, sind und bleiben auch alle von ihnen selbst abgeleiteten Sätze nur bedingt giltige Urteile, die nicht wirklich als neue Wahrheiten angesehen werden können.[5])

Und nicht anders verhält es sich auch mit der Induktion. Bei ihr soll nicht vom Allgemeinen, sondern von den einzelnen, in der Erfahrung vorliegenden Thatsachen (verschiedenen Gegenständen oder verschiedenen Erscheinungen und Zuständen derselben Gegenstände) ausgegangen und so verfahren werden, daß diese zuerst in ihre einzelnen Bestandteile und Elemente zerlegt, dann die einzelnen Bestandteile mit einander verglichen und die übereinstimmenden und gemeinsamen als die wesentlichen von den nichtübereinstimmenden als den zufälligen ab- und ausgesondert und endlich die gemeinsamen (wesentlichen) zu einer je nach ihren innern Verhältnissen gegliederten Einheit verbunden und zusammengefaßt werden (Analyse, Abstraktion und Synthese als die drei Hauptfunktionen der Induktion).[6]) Von selbst versteht es sich hiebei, daß nicht von beliebig welchen Einzeldingen und Einzelerscheinungen ausgegangen und aus diesen das ihnen Gemeinsame als ihr Wesen abstrahiert werden darf. Denn das gewissen Dingen Gemeinsame ist darum noch keineswegs auch das Wesentliche dieser Dinge, da vielmehr sehr verschiedenartige Dinge gleichwohl in einem Stücke zusammenstimmen und also ein ihnen gemeinsames Allgemeines haben können. Das Allgemeine fällt jedenfalls nur bei gleichartigen Dingen mit dem Wesentlichen zusammen, und nur wenn so gleichartige Dinge dem Prozesse der Induktion unterworfen werden, ist es überhaupt möglich, hiedurch die wesentlichen Merkmale und Bestimmungen dieser Dinge zu gewinnen. Aber was sind nun „gleichartige" Dinge und Erscheinungen? Setzt nicht die Ausscheidung dieses „Gleichartigen" aus dem weiten Umkreise des nicht zu ihm gehörigen und also auch hier nicht zu vergleichenden „Ungleichartigen" schon eine gewisse Kenntnis des die „gleiche Art" bestimmenden „Wesens" der Dinge, somit gerade das voraus, was durch die Induktion erst gefunden werden soll? Ist also z. B. der Walfisch etwas mit dem Haifisch Gleichartiges oder nicht? Vergleiche ich ihn als etwas Gleichartiges mit demselben, so gewinne ich einen falschen Begriff vom

Fische; soll ich ihn aber bei der Bestimmung des Begriffs eines Fisches außer Berechnung lassen, so muß ich schon das Wesen eines Fisches im Unterschied vom Säugetier kennen. Zumal die gewöhnliche formale Logik bewegt sich hier in einem handgreiflichen Zirkel, wenn sie einerseits lehrt, der Inhalt eines Begriffs (das Wesen eines Dings) bestehe in dem, was dem zu seinem Umfang Gehörigen gemeinsam sei, und dann andrerseits wieder, der Umfang eines Begriffs werde durch das gebildet, was einen gemeinsamen Inhalt habe.[7])

Wenn nun aber so weder der Weg der Deduktion noch der der Induktion für sich allein zur Entdeckung neuer Wahrheiten und zur Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge führt, was bleibt dann übrig? Was anders, als das Zugeständnis, daß der vergleichende, unterscheidende und zusammenfassende Verstand (oder das sog. diskursive Denken) überhaupt nicht das Organ für die Entdeckung neuer allgemeiner Wahrheiten ist, aus welchen andere als in ihnen enthalten abgeleitet und gefolgert werden könnten, sondern daß dies nur gelingt mittelst eines unmittelbar in die Dinge hineinschauenden, ihren Grund und Zweck und damit ihr Wesen erschauenden glücklichen (genialen) Blickes und Griffes? Diese glücklich treffende geistige Anschauung und Erschauung (Intuition) kann und muß wohl durch die prüfende und vergleichende Thätigkeit des Verstandes vorbereitet und hintennach gerechtfertigt und klar und deutlich gemacht werden. Aber sie selbst ist doch nicht eigentlich eine That des Verstandes, sondern etwas durchaus Unmittelbares, das nicht selten nach langer, da und dort unsicher umhertastender geistiger Arbeit auf einmal wie ein blitzartiges Licht im Innern aufleuchtet und sich dem Geist mit einleuchtender Überzeugungskraft als die mit Schmerzen gesuchte Lösung des Rätsels ankündigt.[8]) Die wichtigste Rolle spielt hiebei der Analogieschluß, welcher das innere Sein und Wesen der Dinge aus ihrer Ähnlichkeit mit andern uns bereits bekannten Dingen, namentlich mit dem uns am genauesten bekannten Sein und Wesen unseres eigenen Selbst zu begreifen sucht.[9])

Freilich ist, was in solcher Weise über das innere Wesen eines Dings erkannt und gefunden wird, zunächst nur eine noch ziemlich dunkle und unklare Ahnung. Aber auch wenn und nachdem diese Ahnung durch verständige Betrachtung und Beleuchtung zu größerer Klarheit und Bestimmtheit erhoben ist, hat sie doch vorerst nur den Wert einer Hypothese, die nur in dem Maße an Wahrscheinlichkeit zunimmt

und sich der Gewißheit nähert, als sie thatsächlich die Probe der Erfahrung besteht.[10]) Es ist auch hier Sache des Verstandes, die Hypothese der Probe der Erfahrung zu unterwerfen und mit nüchterner Besonnenheit und Kritik abzuwägen, ob einerseits das angenommene innere Wesen sich (durch Analyse und Induktion) in den gegebenen Erfahrungsthatsachen nachweisen und aufzeigen läßt, und ob andrerseits sich (durch Deduktion und Schluß) aus dem angenommenen Grund und Wesen die konkret vorliegenden Erscheinungen einfach, genügend und vollständig ableiten und erklären lassen. So hat für die Erkenntnis der Wahrheit immerhin auch die Thätigkeit des *Verstandes* ihre nicht gering anzuschlagende Bedeutung; aber diese Bedeutung besteht doch nicht sowohl darin, daß der Verstand neue Wahrheiten entdeckt, als daß er die durch den genialen Blick der Entdecker gefundenen Wahrheiten *bearbeitet, aufhellt, ordnet, prüft und dadurch rechtfertigt oder auch berichtigt*. Allerdings, was schon gefunden ist, das läßt sich dann unschwer durch Induktion in der Erfahrung nachweisen und durch Schlüsse ableiten. Aber hätte nicht z. B. Newton's Genie dem fallenden Apfel sein Fallgesetz abgesehen, so hätten andere Leute lange abstrahieren und alles Mögliche analysieren können, sie wären doch nicht darauf gekommen. Je mehr aber so die Erkenntnis des inneren Seins und Wesens der Dinge nicht aus der für alle gleichen logischen Verstandesthätigkeit stammt, sondern aus der freien Erfassung des Wesens der Dinge mittelst unmittelbarer geistiger Anschauung, desto gewisser werden sich auch auf dem Gebiete des Erkennens (je nach dem innern Wesen des einzelnen Menschen) individuelle Unterschiede geltend machen. Der eine wird die Sache mehr von dieser, der andere mehr von jener Seite ansehen, der eine also das Charakteristische einer Sache mehr in diesem, der andere mehr in jenem finden, — je nach seiner eigenen Art und Persönlichkeit. Und auch darin liegt eine nicht unwesentliche Schranke unseres menschlichen Erkennens überhaupt.

Nun kann es aber in bezug auf den eigentlichen *Schulunterricht* gar keinem Zweifel unterliegen, daß es sich in ihm *nirgends um Entdeckung neuer Wahrheiten handelt*, sondern überall nur um rationelle d. h. die eigene Selbstthätigkeit des Schülers gebührend in Anspruch nehmende *Übermittlung bereits entdeckter Wahrheiten*. Hier werden also *Analogieschlüsse* und *Hypothesen* weit nicht die Bedeutung haben wie auf dem Gebiete der forschenden und neues suchenden Wissenschaft. Analogieschlüsse werden etwa vor-

kommen zur Erleichterung des eigenen Suchens der Kinder („weil es sich in diesen unserem Falle ähnlichen Fällen so oder so verhält, wie wird es in unserem Falle sein?"); ebenso werden Hypothesen beigezogen werden zur (indirekten oder apagogischen) Überführung von der Unrichtigkeit einer etwa möglichen Annahme („gesetzt, es verhielte sich so, was würde sich daraus ergeben? und ist das anzunehmen?").

Dagegen spielt nun im Unterricht die Induktion und Deduktion eine um so größere Rolle. Denn wenn der Unterricht, wie er nach dem Obigen soll, von der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung ausgeht und durch Analyse und Vergleichung der in der Anschauung gegebenen Einzelfälle das in diesen enthaltene Allgemeine und Wesentliche herausarbeitet: was ist das anders, als ein induktorisches Verfahren? Und wenn er dann weiter, wie er gleichfalls soll, vom Begriffe zur Anschauung zurückkehrt, um das gefundene Allgemeine im Besondern und Einzelnen nachzuweisen und hiedurch sowohl das Allgemeine als das Besondere deutlicher und lebendiger zu machen: was ist das anders, als ein deduktorisches Verfahren? Eine so ausgedehnte Anwendung der Induktion und Deduktion unterliegt ja gerade beim Unterricht nicht denselben Bedenken wie auf dem Boden der eigentlichen Wissenschaft, eben weil beim Unterricht die zu lehrenden Wahrheiten nicht erst zu entdecken, sondern für ihn bereits vorhanden sind. Wenigstens wäre es eine üble Sache, wenn der Lehrer in seinem unterrichtlichen Verfahren und mittelst desselben die zu lehrende Wahrheit selbst erst entdecken wollte. Wenn er seinesteils nicht zum voraus weiß, was er mittelst der von ihm vorgenommenen Induktion aus den Erfahrungsthatsachen oder mittelst der von ihm verfolgten Deduktion aus den allgemeinen Sätzen ableiten und gewinnen will, so wird er zweifellos im Dunkeln tappen und mit all seinem Analysieren und Deduzieren entweder gar nichts oder jedenfalls nur nach langen, unsicheren Kreuz- und Querfahrten etwas Fruchtbares erzielen.

Von einem „heuristischen" Verfahren kann sonach beim Unterrichte gleichfalls nur in einem sehr bedingten Sinne die Rede sein. Denn wirklich neuentdeckt wird zumal im elementaren Unterrichte nichts, und die in demselben vorzugsweise angewandten Mittel der Induktion und Deduktion reichen auch, wie wir gesehen haben, für sich allein gar nicht zu, neue Wahrheiten zu entdecken. Aber wie Induktion und Deduktion dazu dienen, gemachte Entdeckungen zu prüfen und aufzuhellen, so eignen sie sich auch insbesondere dazu, schon gefundene Wahrheiten

vom Schüler gleichsam noch einmal finden zu lassen, was für die Erweckung eines selbständigen Interesses am Gegenstande und für eine selbständige geistige Aneignung desselben von entschiedener Bedeutung ist. Ein eigentliches Nacherfinden im strengen Sinne des Wortes ist freilich auch dieses nicht, da es nur dadurch zustande kommt, daß der das Resultat schon vorauswissende Lehrer dem suchenden Denken des Schülers die Richtung bestimmt und ihm bei seinem Suchen überall die nötigen Anknüpfungspunkte an die Hand giebt. Letzteres geschieht, wie bekannt, hauptsächlich in dem für den Elementarunterricht so wichtigen sog. entwickelnden Fragverfahren, welches den Schüler fortgesetzt zur Ziehung von (Induktions- und Deduktions-) Schlüssen veranlaßt, indem es ihn auffordert und befähigt, aus den in der bisherigen Entwicklung liegenden oder ihm neudargebotenen Voraussetzungen (Prämissen) das, was gefunden werden soll, zu folgern.

Es kann nur von Nutzen sein, wenn der Lehrer es sich stets gegenwärtig erhält, in welch beschränktem Sinne hier also allein ein „heuristisches" Verfahren vorliegt. Eine solche Erwägung kann nicht nur zu hochfliegende Anschauungen von der Macht des Schulunterrichts überhaupt heilsam dämpfen, sondern auch vor einem allzublinden Vertrauen auf die den Unterricht vorzugsweise beherrschenden Mittel der induktorischen und deduktorischen Entwicklung bewahren, weil man sich dann bewußt bleibt, daß eine solche Entwicklung für sich allein die Richtigkeit des so Gewonnenen noch keineswegs verbürgt. Wirklich Neues wird auch auf dem Gebiete des Unterrichts nicht durch bloße Induktion und Deduktion, sondern jedenfalls nur unter Mitwirkung jenes oben besprochenen glücklichen Blickes oder einer unmittelbaren geistigen Anschauung gewonnen. Wir unsernteils sind auch der entschiedenen Überzeugung, daß auf verschiedenen Gebieten der Methodik die Männer erst noch kommen müssen, die eben mit einem so glücklichen Blick die richtige Mitte zwischen dem unkritischen populären Bewußtsein und der eigentlichen Wissenschaft treffen und uns z. B. für die Naturkunde und Sprachlehre, aber auch für anderes, schulmäßige Definitionen und Einteilungen bieten, welche ohne den künstlichen Apparat der Wissenschaft doch eine genügende Einsicht in die Sache gewähren.

[1]) Vergl. Lazarus, Leben der Seele, I. Aufl., II, S. 229: „Der Begriff wird durch eine Reihe von Urteilen gebildet, deren jedes dem

Dinge ein Merkmal, dem Subjekt ein Prädikat beilegt; nur als Erfolg und Einheit aller dieser Urteile wird der Begriff als solcher vollständig gedacht. Der Begriff kann demnach, so wie er gedacht werden soll, niemals durch die Sprache wirklich ausgedrückt werden; denn das Wort, welches wir für den Begriff setzen und womit wir ihn aussprechen, drückt in Wahrheit nur das Subjekt, nicht aber seine Prädikate aus. Sollte der Begriff vollkommen durch die Sprache ausgedrückt werden, so müßte er durch einen Satz oder eine Reihe von Sätzen ausgesprochen werden." — Ueberweg, Logik, S. 152 f.: „Wer unter dem Begriff nur die allgemeine Vorstellung versteht, würde mit Unrecht die Begriffsbildung von einer vorausgegangenen Urteilsbildung abhängig machen. Wohl aber ist die Bildung des Begriffs in dem volleren Sinne (als Erkenntnis des Wesens) durch die Bildung von Urteilen bedingt. — Ja Begriffe wie Monade, Gravitation ꝛc. setzen ganze wissenschaftliche Systeme voraus."

[2]) Vgl. Lazarus, a. a. O. II, S. 190: „Wenn ein einfacher Mensch erzählt: „Der Löwe frißt Fleisch, das Kamel aber Heu", so spricht er damit eine zufällige Wahrheit aus; wenn aber der Zoologe dieselben Worte spricht, so drückt er damit das wissenschaftliche Urteil aus, daß der Löwe zu der bestimmten Art von Tieren gehört, welche Fleischfresser sind und des Fleisches zu ihrer Ernährung bedürfen, das Kamel aber nicht." — Lotze, Logik, S. 78: „Die Erfahrung zeigt uns immer nur, daß S (Subjekt) und P (Prädikat) beisammen sind; daß aber beide durch die innere Beziehung zusammen gehören, welche wir meinen, wenn wir im Urteile P als Prädikate des Subjekts S fassen, ist die Deutung, die lediglich unser Denken jenem Zusammensein giebt." — Wundt, Logik, I, S. 136 f. definiert übrigens das Urteil nicht als Verbindung von Vorstellungen zur Einheit, sondern als „Zerlegung einer zusammengesetzten Vorstellung in ihre Bestandteile"; denn „das Urteil bringt nicht Begriffe zusammen, die getrennt entstanden waren, sondern es scheidet aus einer einheitlichen Vorstellung Begriffe aus. Das Urteil ist Darstellung des Gedankens, und zum Zwecke der Darstellung zerlegt es den Gedanken in seine Elemente."

[3]) Vgl. Wundt, Menschen- und Tierseele, I, S. 55: „Die wahre Reihenfolge der Denkakte ist eine ganz andere, als man gewöhnlich annimmt. Wir fangen nicht mit Begriffen an, bilden aus Begriffen Urteile und aus Urteilen Schlüsse, sondern unser Denken beginnt stets mit dem Schlusse, durch den Schluß gelangen wir zum Urteile und eine Anzahl von Urteilen setzt den Begriff zusammen." — Vgl. übrigens denselben in Logik, S. 89: „Das Wahre an der Auffassung, nach welcher die Begriffe als Resultate des Denkens das Denken selber voraussetzen, besteht darin, daß sich die Begriffe entwickeln. Es ist also kein Widerspruch, wenn die Begriffe auf der einen Seite als Elemente (Ausgangspunkte) und auf der andern Seite als Ergebnisse (Schlußpunkte) des Erkennens behandelt werden." — Lindner, Lehrbuch der empirischen Psychologie, S. 109 f.: „In der Logik erscheint das Schließen als vermitteltes Urteilen. Auch psychologisch ist jedes Urteil ein vermitteltes. Jedem Urteile geht nämlich eine Überlegung voraus, welche durch das Auftauchen des psychologischen Grundes M zur Entscheidung gebracht wird. Ein solches Urteilen aus dunkeln psychologischen Entscheidungsgründen

bietet jedoch nur geringe Garantie für die Richtigkeit des Urteils. Wo es sich um wirkliche Zuverlässigkeit des Urteils handelt, muß man sich der Gründe klar bewußt sein, nach denen man urteilt. Dies wird dann der Fall sein, wenn das Verhältnis des Mittelbegriffs M zu jedem der beiden Hauptbegriffe A und B durch Urteile, welche alsdann Prämissen heißen, festgestellt wird." — Trendelenburg, Logische Untersuchungen, II, S. 354: „Der notwendige Grund kleidet sich in den Ausdruck einer allgemeinen Thatsache. Was im Realen der Grund ist, das ist im Logischen der Mittelbegriff des Schlusses." — Ueberweg, Logik, S. 267: „Derjenige Syllogismus ist der vollkommenste, in welchem der Mittelbegriff, welcher der Erkenntnisgrund des Schlußsatzes ist, zunächst den Realgrund der Wahrheit desselben bezeichnet." Wundt, Logik, I, S. 289. 281 f.: „Die Bedeutung des Schlusses ist eine ebenso fundamentale und allseitige wie die des Urteils; denn der Schluß ist der unerläßliche Bestandteil einer jeden Begründung und Beweisführung. — Als das allgemeinste Gesetz des Schließens ist der Satz des Grundes zu betrachten, wobei übrigens bald das Princip der Identität, bald das der Subsumtion, bald ein in den Prämissen schon enthaltenes Verhältnis der Begründung oder Bedingung sich als der Grund darstellt, welcher die Folgerung möglich macht."

4) Vergl. Wundt, Tier- und Menschenseele, I, S. 48: „Überall, wo aus einer Reihe von Urteilen ein neues Urteil hervorgeht, geschieht dies durch einen Schluß, und zwar entweder durch einen Schluß vom Besondern aufs Allgemeine oder durch einen Schluß vom Allgemeinen aufs Besondere. Man nennt die Folgerung einer allgemeinen Wahrheit aus vielen einzelnen Thatsachen einen induktiven Schluß, die Ableitung einer einzelnen Thatsache aus einer allgemeinen Wahrheit einen deduktiven Schluß." — Mit Recht weist übrigens derselbe a. a. O. S. 50 darauf hin, daß sich beim induktiven Schlusse, wenn er bündig sein solle, mit den positiven Prämissen notwendig auch negative verbinden müssen. Denn: „Habe ich noch so viele Menschen sterben sehen und mich an noch so vielen geraden Linien überzeugt, daß sie kürzeste Wege sind, so würde doch ein einziger Fall, wo ein Mensch nicht gestorben oder wo eine krumme Linie näher als eine gerade gewesen wäre, mir den Schluß, daß alle Menschen sterblich und alle geraden Linien die kürzesten Wege seien, nicht mehr erlauben. Ich muß also mit den bejahenden Erfahrungsurteilen das verneinende Erfahrungsurteil, daß das Gegenteil dieser Thatsache bis jetzt nicht stattgefunden hat, in meinen Schluß mitaufnehmen können." —

5) Vergl. Trendelenburg, a. a. O. II, S. 360: „Der Syllogismus ist nicht die letzte Form des Erkennens. Der allgemeine Obersatz umfaßt bereits den Schlußsatz, den er erst erzeugen will, und setzt ihn, um wahr zu sein, selbst voraus. Der Schluß würde einen Zirkel beschreiben, wenn er nicht einen Ursprung hätte, der kein Schluß ist." — Wundt, Tier- und Menschenseele, I, S. 47: „Der Schluß, welcher aus der Sterblichkeit aller Menschen die des Kaspar folgert, hat seine vollständige Berechtigung. Ich muß allerdings, bevor ich urteilen kann, alle Menschen seien sterblich, aus Erfahrung geurteilt haben, daß diese und jene Menschen gestorben sind. Aber daß gerade dieser besondere Mensch, Namens Kaspar, sterblich ist, das kann ich nicht aus

Erfahrung urteilen, denn ich habe es noch nicht erfahren. Habe ich jedoch die allgemeine Wahrheit ausgesprochen: „Alle Menschen sind sterblich," so kann ich auch sogleich von dem besonderen Menschen, Namens Kaspar, obgleich er gesund und kräftig vor mir steht, behaupten, daß er sterben werde. — Unsere Erkenntnis hat zwei Hauptziele: davon ist die Auffindung allgemeiner Wahrheiten allerdings das erste. Das zweite Ziel aber ist die Anwendung der gefundenen Wahrheiten auf die besonderen Fälle, die uns in der Erfahrung entgegentreten. Wahrheiten ohne Anwendungen sind unfruchtbar, Anwendungen ohne Wahrheiten sind sinnlos. Die althergebrachte Logik handelt nur von den Regeln, nach denen wir die allgemeinen Wahrheiten auf die Erfahrung anwenden; sie kümmert sich nicht darum, wie wir Wahrheiten auffinden. Neuerdings beginnt man die Auffindung der Wahrheiten als das einzige Geschäft des Denkens zu betrachten und übersieht dabei, daß die Anwendung der gefundenen Wahrheiten ein nicht minder wichtiges Denkgeschäft sei." — Derselbe, Logik, I, S. 285: „Man geht von der verkehrten Vorstellung aus, ein allgemeiner Satz lasse sich nur auf diejenigen Fälle anwenden, aus welchen er abstrahiert worden ist. Die einzig fruchtbringende Anwendung des subsumierenden Syllogismus besteht aber darin, daß wir ihn gerade auf solche Fälle anwenden, die zur Aufstellung der allgemeinen Prämisse nicht gedient haben. Den Satz „alle Menschen sind sterblich" auf die bereits gestorbenen Menschen anzuwenden, würde freilich ein ziemlich unnützes Beginnen sein. Aber wenden wir nicht diesen Satz fortwährend an auf uns und unsere noch lebenden Mitmenschen? Und wie anders würde es in der Welt aussehen, wenn nicht unsere ganze Lebensführung unter der Herrschaft dieses Syllogismus stände!"

[6]) Bei der Verwirrung, die überhaupt auf wissenschaftlichem Gebiete, ganz besonders aber auf dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik, hinsichtlich des Gebrauchs der Bezeichnungen „analytisch" und „synthetisch" herrscht, dürfte es sich, wenn man nicht am Ende lieber ganz auf diese Bezeichnungen verzichten will, empfehlen, beim einfachsten und nächsten Wortsinne derselben stehen zu bleiben. Hienach wäre Analyse diejenige Denkthätigkeit, welche ein vorliegendes Ganzes in seine einzelnen Elemente und Bestandteile auseinanderlegt, Synthese aber diejenige Denkthätigkeit, welche aus gegebenen Teilen oder Elementen ein Ganzes zusammensetzt. Mit der Zerlegung eines Ganzen in seine einzelnen Bestandteile ist an sich noch keineswegs auch die Unterscheidung der allgemeinen und sich gleichbleibenden Elemente von den zufällig besondern und wechselnden, oder gar die Herausfindung der wesentlichen, den Grund und Zweck der Erscheinung bildenden Elemente gegeben; ebensowenig schließt die Zusammensetzung einzelner Bestandteile zu einem zusammengehörigen Ganzen an sich schon die Ableitung der aus dem Ganzen sich ergebenden Folgerungen in sich. Wir nennen darum die Gewinnung des Allgemeinen aus dem Einzelnen lieber nicht Analyse, sondern Induktion, und die Gewinnung des Einzelnen aus dem Allgemeinen lieber nicht Synthese, sondern Deduktion. Jenes Verfahren aber, das nicht bloß das Allgemeine aus dem Einzelnen abstrahiert und das Einzelne unter das Allgemeine subsumiert, sondern zugleich den Grund und Zweck der Erscheinungen sucht und daraus die letzteren bis auf einen gewissen Grad wirklich erklärt,

nennen wir das genetische Verfahren. — Vgl. hiezu auch Lotze, Logik, S. 465: „Der antiken Vorstellungsweise seit Aristoteles galt der mannigfaltige gegebene Stoff der Untersuchung als der Gegenstand einer Zergliederung, die aus ihm seine einfachsten Bestandteile oder seine allgemeinsten Bedingungen zu finden hatte; die analytische Methode war daher ein rückläufiges (regressives) Verfahren, das a principiatis ad principia seinen Weg nahm; die gefundenen Principien dagegen waren die Bausteine, aus deren Zusammensetzung das synthetische Verfahren rechtläufig (progressiv) die gegebenen Einzelnheiten erzeugte. Unserem modernen Sprachgefühl entsprechen beide Namen nicht mehr ebenso sehr. Wir sind nicht mehr an die Hoffnung gewöhnt, eine bloße Zergliederung des Gegebenen werde die gesuchten Principien in ihm finden; wir haben vielmehr erfahren, daß wir sie für unsere Erkenntnis häufig durch vergleichende Kombination des Mannigfachen erzeugen müssen. Wir sind ebenso nicht mehr ausschließlich der Vorstellung geneigt, Principien als Atome der Wahrheit anzusehen, aus deren Zusammensetzung allein die mannigfachen Einzelwahrheiten entsprängen."

7) Vergl. Sigwart, Logik, I, S. 274 f.: „Die gewöhnliche Lehre von der Begriffsbildung durch Vergleichung und Abstraktion setzt voraus, daß der Kreis der zu vergleichenden Objekte irgendwie bestimmt sei, und sie setzt stillschweigend ein Motiv voraus, gerade diesen Kreis zusammenzufassen und das Gemeinschaftliche zu suchen. Dieses Motiv kann, wenn nicht absolute Willkür herrschen soll, zuletzt nur das sein, daß jene Objekte zum voraus als ähnlich erkannt werden, weil sie alle einen bestimmten Inhalt gemeinsam haben, d. h. daß bereits eine allgemeine Vorstellung da ist, mit Hilfe welcher diese Objekte aus der Gesamtheit aller ausgeschieden werden. In Wahrheit wird hier nur die Aufgabe verfolgt das Gemeinschaftliche der thatsächlich durch den allgemeinen Sprachgebrauch mit demselben Worte bezeichneten Dinge anzugeben. Diese Anweisung zur Begriffsbildung ließe sich hören, wenn man voraussetzen könnte, daß es nirgends zweifelhaft ist, was man Tier, Diebstahl ꝛc. zu nennen habe d. h. wenn man den Begriff, den man sucht, in Wahrheit schon hat. Einen Begriff so durch Abstraktion bilden wollen, heißt also die Brille suchen, die man auf der Nase trägt, mit Hilfe eben dieser Brille."

8) Vergl. Trendelenburg, a. a. O., II, S. 159. 287. 361. 373: „Die Erscheinung ist die Wirkung der noch verborgenen Ursache. Es ist eine schöpferische That des erkennenden Geistes, aus diesen Anzeichen den Grund zu erraten und aus dem gefundenen Grunde die Erscheinung zu entwerfen. — Der individuelle Blick der Synthesis verhält sich zur syllogistischen Abwicklung wie das Augenmaß zur Meßkette. Jene unmittelbare Verknüpfung ist gleichsam die von den Principien her schöpferisch fortgesetzte Gemeinschaft des Denkens und Seins, die That des Genius; aber sie muß sich für die eigene Gewißheit und die fremde Anerkennung der Vermittlung unterwerfen. Nur so entsteht der sichere Gemeinbesitz der Wissenschaft. — Es giebt Gebiete, wie die Geschichte, auf denen das Individuelle dergestalt herrscht, daß sie sich dem Umweg des Syllogismus entziehen. Wer solche Gestalten begreift, begreift sie aus dem Teil, das von der lebendigen menschlichen Entwicklung in ihm selbst ist, und durch den

von diesen Elementen angeregten nachschaffenden Gedanken. So weicht der Syllogismus — eine bequemsame Stütze — dem freieren, kühneren Geiste. — Wer das Allgemeine mit dem Eigentümlichen und das Eigentümliche mit dem Allgemeinen durchdringt und so aus dem lebendigen Wesen urteilt, dem schreibt man Blick zu. Wenn der Blick jenen Lebenspunkt der Sache genial trifft, aber nur im einzelnen und ohne Bewußtsein der Gründe: so folgt zwar die Wissenschaft diesem Schlag des Geistes, aber sie erhebt das Einzelne zum Allgemeinen, das Bewußtlose zur bewußten Notwendigkeit. Der Blick ist auf den einzelnen Fall geheftet, liest in ihm das Allgemeine und Eigentümliche und entwirft von hier aus sein Urteil." — Wundt, Logik, I, S. 288: „Die allermeisten Beweise der Euklidischen Geometrie haben ursprünglich sicherlich nicht die syllogistische Form besessen, in der sie uns heute überliefert sind. Die Entdeckung neuer Wahrheiten folgt nirgends dem stätigen Fortschritt logischer Regeln und Methoden. Mag auch auf einzelnen Strecken die psychologische Gedankenverbindung, welche den Entdecker auf seinem Wege führt, durch bekannte logische Principien mitbestimmt sein, der zusammenhängende Beweis folgt stets der erkannten Wahrheit erst nach. Er ist darum nicht weniger unerläßlich, denn erst durch ihn soll sich das Wissen in einen sichern Besitz verwandeln. Überall kann einer gegebenen Erkenntnis gegenüber die Frage erhoben werden, wie dieselbe nach den allgemeingiltigen Normen unseres Denkens sich rechtfertigen lasse; und um sie zu beantworten, ist es nötig, daß unbestimmtere Ideenassociationen auf klar durchschaute logische Gedankenverbindungen zurückgeführt und durch diese gerechtfertigt werden." — Roos, das Verhältnis der Philosophie zur Offenbarung, 1863, S. 105 ff.: „Zur Erkenntnis des Wesentlichen kann der Charakter der Allgemeinheit dessen, was nun als Begriffliches gesetzt wird, nur eine Hinleitung und Unterstützung geben, kann es wahrscheinlich machen, dieses Gemeinsame werde wohl auch zugleich ein Wesentliches sein, kann aber doch noch keinen gewissen und genügenden Grund dafür geben. So muß die Bildung des Begriffs durch einen unmittelbaren Blick, einen selbständigen Akt des Denkens geschehen, zu dem die Abstraktion und Synthese nur unterstützend mitwirkt. — Ein solches Erkennen ist nicht möglich durch bloßes Rechnen, sondern es gehört dazu ein unmittelbares Erfassen und Ergreifen, ein in gewissem Sinn immer unberechenbar glücklich treffender Blick für das Wesen des Höheren und Niederen. — Nicht jede Abstraktion, nicht jedes Herausstellen des Allgemeinen aus dem Besondern führt auch schon auf einen Begriff im eigentlichen, vollen und strengen Sinne; zum Bilde eines Begriffs gehört nicht bloß ein quantitatives Rechnen, sondern ein unmittelbares Erschauen des Wesentlichen, namentlich eben auch dazu, um in jedem einzelnen Fall zu entscheiden, ob das Gemeinsame auch ein Wesentliches ist oder nicht. — Daß das Wesentliche nicht nur quantitativ in dem Erkenntnisstoff enthalten ist, so daß es nur herausgenommen werden darf, geht unwidersprechlich daraus hervor, daß das Wesentliche als Innerliches nicht Gegenstand der äußern Anschauung sein, nicht durch sie, sondern nur durch innere Anschauung, durch einen innern Sinn aufgenommen werden kann." — Auch Lotze spricht in seiner Logik S. 401 es aus, daß „Hypothesen allein aus der freien, erfinderischen Einbildungskraft entspringen können."

[9]) Vergl. Trendelenburg, logische Untersuchungen, II, S. 379: „Da sich das Ähnliche dem Gleichen nähert, so setzt man den Unterschied vorläufig beiseite, um aus einem unbekannten Gebiete auf ein bekanntes zu gelangen. Jede Analogie bleibt um dieser unbestimmten Grundlage willen eine Hypothese, bis sie sich bewährt. Aber als Versuch, einen Begriff zu bilden, hat sie große Bedeutung." — Sigwart, Logik, II, S. 467: „Ohne die Beweglichkeit der Kombination, der eine Reihe möglicher Analogien rasch zu Gebote stehen, um sie an dem noch unaufgeklärten Falle zu versuchen, ohne die glückliche Divination, welche, durch unanalysierbare Associationen geleitet, diejenige Analogie herausfindet, welche die meisten Seiten des Vorgangs umfaßt, ohne die Phantasie endlich, welche Zusammenhänge konstruiert, für welche vielleicht nur eine verborgene Ähnlichkeit den Grund abgiebt, würden häufig unsere Gedanken, wenn sie angewiesen wären, streng methodisch zu verfahren, durch die Unmöglichkeit einen hinreichend begründeten Zusammenhang zu entdecken, zum völligen Stillstand verurteilt sein."

[10]) Vergl. Trendelenburg, a. a. O., II, S. 385 f.: „Die Form der Hypothese ist die Weise jedes werdenden Begriffs. Der vorläufige Begriff wird synthetisch in seinen Folgen konstruiert. Mit diesen Folgen, die sich ergeben müssen, wenn der Begriff wahr ist, werden analytisch die Erscheinungen verglichen, denen der Begriff genügen soll. Zwei Vorgänge sollen sich einander decken, der logische, der die Welt geistig wieder erzeugen will, und der reale, der der Erkenntnis als Aufgabe vorliegt. Aus der Erscheinung ist der Grund diviniert, und der divinierte Grund wird in die Folgen, die er haben muß, hineingetrieben als in seine eigentlichen Erscheinungen. Ob sich diese mit jenen decken, ist die Probe der Annahme. Eine einzige Inkongruenz macht sie schon zweifelhaft, es sei denn, daß die Erscheinungen des realen Grundes nicht richtig beobachtet oder die Erscheinungen des logischen nicht richtig abgeleitet seien."

§ 29.

Die **Phantasie**, welche — freilich noch meist in der niedern Form der Einbildungskraft — auf der Stufe des Kindheitsalters eine so große Rolle spielt, macht sich auch auf unserer Altersstufe noch in hervorragender Weise geltend, wenn auch jetzt infolge des immer stärkeren Erwachens des Verstandes mit mehr Maß und Regel. So abenteuerliche Sprünge und Verbindungen, wie sie von der kindlichen Einbildungskraft in ihren ersten Bethätigungen gewagt werden, läßt doch in wachem Zustande der kritischer gewordene Geist nicht mehr zu. Auch die Freude an den sich oft so weit vom Boden der Wirklichkeit entfernenden Märchen wird jetzt eine mäßigere, so daß sie jedenfalls nimmer als einzige oder auch nur hauptsächlichste Nahrung der Phantasie genügen; vielmehr verlangt der Geist daneben und sogar vorzugsweise einen andern, auch den Gesetzen des verständigen Denkens

mehr entsprechenden Stoff, also dem wirklichen Leben entnommene oder ihm doch gemäße Erzählungen aus dem Menschen- und Tierleben, Reise- und Naturbeschreibungen, Jagdabenteuer u. dgl.

Von besonderer Wichtigkeit ist aber ferner, daß von jetzt an — gemäß dem allgemeinen Charakter unserer Altersstufe — auch die Phantasie nimmer bloß dem Spiele und der mehr spielenden Selbstbeschäftigung, sondern zugleich auch der ernsteren Arbeit des Lernens zu dienen hat.[1]) Wie wir oben gefunden, muß ja der Unterricht überall sowohl von der Anschauung ausgehen, als von dem Allgemeinen, zu dem die Anschauung geführt, aufs neue zu der dasselbe noch weiter erläuternden Anschauung zurückkehren. Wo nun hiefür das Einzelne der Anschauung in unmittelbarer sinnlicher Gegenwärtigkeit vorliegt oder wo noch eine ungetrübt frische Erinnerung an frühere Wahrnehmungen im Geiste vorhanden ist, da braucht es nichts weiter; da kann der Unterricht einfach von der äußeren, sinnlichen Anschauung ausgehen und eben dieser äußeren Anschauung auch die das Allgemeine erläuternden Einzelbeispiele entnehmen. Anders dagegen, wo es an einer so äußern Anschauung fehlt, weil sie der Natur der Sache nach (wie z. B. bei geschichtlichen Stoffen) entweder gar nicht oder doch nur sehr ungenügend gegeben werden kann. Da muß, wie wir gleichfalls schon oben gesehen, für die äußere sinnliche die innere geistige Anschauung eintreten, die eben eine Sache der innern Gestaltungskraft oder der Phantasie ist. Letztere gleicht nämlich dem sinnlichen Anschauungsvermögen darin, daß sie wie dieses — im Unterschiede vom Denken — es mit Einzelbildern zu thun hat, also nicht mit Allgemeinem, sondern mit Individuellem, und nicht mit dem abstrakten Wesen der Dinge, sondern — jedenfalls zugleich — mit der konkreten äußeren Form und Erscheinung dieses ihres allgemeinen Wesens. Nur daß, während die äußere Anschauung die ihr thatsächlich gegebenen, ihren Sinnen vorliegenden Einzeldinge einfach auf- und hinnimmt, dagegen die Phantasie ihre innern, geistigen Anschauungsbilder selbst erzeugen muß, sei es als in der Wirklichkeit so gar nicht vorhandene Neubildungen, sei es als selbständig hervorgebrachte Nachbildungen, bezw. Umbildungen zwar vorhandener, aber so vom Subjekte noch nirgends wahrgenommener Objekte.

Hienach muß also der Unterricht überall da die Phantasie zu Hilfe rufen, wo der zu lehrende Gegenstand nicht unmittelbar (in natura oder in sinnlichen Abbildungen) vorgezeigt und auch keine

auf äußerer Wahrnehmung beruhende Vorstellung (Erinnerung) von der Sache bei Schülern vorausgesetzt werden kann. Will hier der Lehrer gleichwohl, wie er soll, von der Anschauung ausgehen, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als in anschaulich lebendiger Beschreibung und Schilderung den zu lehrenden Gegenstand vor das geistige Auge seiner Schüler so hinzumalen, daß diese ihn, wenn auch nicht sinnlich, doch geistig anzuschauen und sein Bild in ihrem Innern nachzubilden vermögen. Dazu braucht aber der Lehrer Phantasie; dazu gehört, daß er mittelst seiner Phantasie sich auch in fremde Darstellungen von ihm selbst nicht wahrgenommener Gegenstände hineinversetzt, und zwar so lebendig, daß er nicht nur das Ganze in freier Reproduktion wiederzugeben, sondern auch aus dem Ganzen (bezw. seinem Eigenen heraus) einzelne Züge je nach Bedürfnis durch sachgemäßes Hinzudichten noch weiter auszumalen imstande ist. Freilich genügt dabei die Phantasiethätigkeit des Lehrers nicht allein, sondern, wenn es wirklich zu einer das Verständnis vermittelnden innern Anschauung der Sache kommen soll, so müssen auch die Schüler ihrerseits der Phantasie des Lehrers folgen und in eigener Phantasiethätigkeit das ihnen vorgemalte Bild in sich aufnehmen und selbstthätig in sich nacherzeugen.

Wie aber so schon bei den Ausgangspunkten des Unterrichts die Phantasie ergänzend eintreten muß für die mangelnde äußere Wahrnehmung, so ist dasselbe nicht minder der Fall auch bei der den Unterricht abschließenden Rückkehr vom Allgemeinen zum Einzelnen, vom Begriffe zur Anschauung. Bietet hier die nächste sinnliche Erfahrung und Erinnerung keine entsprechenden Einzelfälle und Beispiele dar, oder sind solche jedenfalls nicht unmittelbar zur Hand, so muß sie eben der Lehrer erfinden, bezw. weiter abliegende auffinden und zu geeigneter Verwendung beiziehen. Läßt sich ferner die Wahrheit eines Begriffs oder eines allgemeinen Gesetzes nicht an einem ihm unmittelbar untergeordneten Einzelfalle nachweisen, so muß der Lehrer aushilfsweise einen ähnlichen Einzelfall entdecken, welcher als Gleichnis des Allgemeinen dasselbe wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar nach dem Gesetze der Analogie erläutert. Auch diese so Einzelbeispiele für das Allgemeine schaffende oder doch Analogien desselben in der Welt der Anschauung entdeckende und durch beides das unsinnlich Geistige und Allgemeine versinnlichende und individualisierende Thätigkeit ist eine Thätigkeit der Phantasie, die hiebei ihren

Zweck, das Allgemeine zu erläutern, um so gewisser und völliger erreicht, je mehr die von der Phantasie erfundenen (oder entdeckten) Beispiele der Wirklichkeit entsprechen und je mehr der zum Sinnbilde allgemeiner Wahrheiten gemachten Wirklichkeit nicht ein ihr fremder Gedanke künstlich unterlegt, sondern der in ihr selbst liegende und verwirklichte Gedanke herausgehoben wird.[2]) Welch ein wesentliches Erfordernis auch in dieser Hinsicht ein gewisses Maß von Phantasie für einen Lehrer ist, zeigt die tägliche Erfahrung. Denn wie oft mühlt sich nicht ein phantasieloser Lehrer vergeblich ab, mittelst abstrakter Begriffserklärungen seinen Schülern das zum Verständnisse zu bringen, was ein anderer, der nicht bloß von Natur Phantasie hat, sondern auch ihren Wert für den Unterricht kennt, vielleicht kurz und einfach seinen Schülern klar macht durch eine treffende Vergleichung oder ein glücklich erfundenes und anschaulich erzähltes Beispiel! Nicht umsonst bedient sich ja auch der große Lehrer des Neuen Bundes so oft gerade der sowohl kurzen und schlagenden Bilder- als der ausgeführten Gleichnisrede!

Doch vermöge der nahen Beziehung, die zwischen der Phantasie und der überall das Höchste und Vollkommene anstrebenden Vernunft (§ 32) besteht, hat ja die Phantasie neben der Kraft der geistigen Veranschaulichung und der Versinnlichung des Geistigen auch noch die weitere *der Ausschmückung und Verschönerung des thatsächlich Gegebenen*. Und wie diese Kraft überhaupt den Dingen einen ganz eigentümlichen Reiz verleiht und ihre Wirkung wesentlich erhöht und verstärkt, so ist sie auch insbesondere für den *Unterricht* von der größten Bedeutung. Ein nur vom Gedächtnis und Verstand bestimmter Unterricht läßt notwendig kalt, weil das nur trocken Berichtete, auch wenn es thatsächlich richtig und klar geordnet ist, doch das Gemüt zu wenig anfaßt und ergreift. Wo dagegen mit dem Gedächtnis und Verstand sich die Phantasie verbindet, wo letztere namentlich diejenigen Seiten des Gegenstandes, die dem Kinde besonders eindringlich gemacht werden sollen, auch in besonders hellen und glänzenden Farben hervortreten läßt, da wird das in solcher Beleuchtung dem Kinde Gezeigte nicht verfehlen, *auch einen besonders tiefen und bleibenden Eindruck* auf dasselbe zu machen. Ja es wird. dadurch auch in besonderem Maße der allgemeine Zweck alles „erziehenden" Unterrichts gefördert werden, daß nämlich der in dieser Weise mittelst der ausschmückenden Phantasie dem Kinde nahegebrachte Stoff nicht nur dessen Erkenntnis bereichert, sondern durch seine Wirkung aufs Gemüt

auch einen kräftigen Einfluß ausübt auf das Wollen und Handeln des Kindes.[3]) Freilich muß man sich dann bei dieser ausschmückenden Thätigkeit der Phantasie ganz besonders nicht nur vor unschönen und unharmonischen Geschmacklosigkeiten, sondern auch vor übertreibender Maßlosigkeit und verzerrender oder schönfärbender Unwahrheit hüten. Die Phantasie darf sich niemals zucht- und regellos gehen lassen, sondern sie muß sich stets den Gesetzen sowohl des nüchternen Verstandes als namentlich der sittlichen Wahrhaftigkeit unterwerfen. Deshalb ist es auch von großem Werte, wenn der Lehrer in seinem Unterrichte nicht ausschließlich auf seine eigene Phantasie angewiesen ist, sondern zugleich anerkannte und wertvolle *Produkte fremder Phantasie* verwenden kann. Wir meinen hier vornehmlich die auch für den Unterricht so hochwichtigen Erzeugnisse der *Poesie*. Jede echte Poesie enthält ja schon an sich einen Gedankenstoff, der, wie er der schaffenden Phantasie des Dichters entsprungen ist, so auch der aufnehmenden Phantasie des Hörers einen sie befriedigenden und das Gemüt bewegenden, großen und bedeutenden Inhalt bietet; und dazu kommt dann noch die poetische Form (des Ausdrucks und des Rhythmus), die dem Gedanken einen noch weitern eigentümlich anmutigen Reiz verleiht und ihn so noch eindringlicher und wirkungsvoller macht. Wer darum den Wert der Phantasie namentlich auch für die Anregung und Belebung des Gemüts und Willens kennt, der wird mit der Beiziehung poetischen Stoffes im Unterricht nicht kargen, und dies um so mehr, je weniger ihm selbst die Gabe der ausschmückenden Phantasie zu Gebote steht.[4])

Schließlich haben wir noch darauf hinzuweisen, daß die Phantasie auf unserer Altersstufe doch nicht ausschließlich der ernsten Arbeit des Lernens, sondern daneben auch noch *der Erholung von der Arbeit* dient. Und zwar geschieht dies nicht bloß im eigentlichen Spiel, sondern noch mehr in jenem *stillen Brüten und wachen Träumen*, in dem mehr und mehr das heranwachsende Kind sich für die Gebundenheit und Anstrengung der Arbeit zu entschädigen und davon auszuruhen sucht. Hier läßt sich dann das Kind, zumal wenn es allein ist, ungehindert in den Gebilden seiner Phantasie gehen, indem es in denselben seinen persönlichsten Neigungen und Wünschen Gestalt und Leben verleiht. Eben darum sind auch diese unwillkürlichen Gebilde der sich frei ergehenden Phantasie in erziehlicher Hinsicht von so ungemeiner Bedeutung. Denn in ihnen prägt sich wie sonst in nichts anderem die innerste und

wahrste Grundrichtung des Geistes aus. Zwar ist dieses ganze Gebiet eben wegen seiner Innerlichkeit der Beobachtung und damit der direkten Einwirkung des Erziehers entzogen; aber die Erziehung muß deshalb nur um so mehr das Kind selbst auf dieses unwillkürliche Spiel seiner Phantasie hinweisen, damit es wenigstens *in eigener Selbstbeobachtung* sich schon frühe dieses Mittels bediene, um zu der für die gesamte sittliche Charakterbildung so wichtigen Selbsterkenntnis zu gelangen.[5]) Natürlich, daß dann dieses wache Träumen nicht nur für die Selbsterkenntnis, sondern auch für das ganze sittliche Handeln und Verhalten des Menschen von der größten Bedeutung ist. Denn was die Phantasie mit ihrem Zauber verschönert und verklärt, das gewinnt unvermerkt *auch über den Willen eine stärkere Macht*; und der ganze Erfolg der Erziehung hängt so nicht zum wenigsten eben davon ab, ob die Phantasie des Zöglings mit edlen, nur das Gute verschönernden, oder aber mit unedlen, das Unsittliche mit verführerischem Reize ausstattenden Bildern erfüllt ist, bezw. erfüllt wird.[6])

[1]) Vgl. *Deinhardt*, Schmid'sche Encykl., 1. Aufl., V, S. 886: „In der gegenwärtigen Zeit warnt man vorzugsweise vor der einseitigen Phantasiethätigkeit und versäumt darüber *die normale Phantasiebildung*, die doch ebenso notwendig ist, als die Bildung jeder andern Geistesthätigkeit. Namentlich beachtet unser Schulunterricht, der höhere so gut als der niedere, so einseitig den Verstand, daß die Phantasie dabei fast leer ausgeht. Man abstrahiert und abstrahiert immer weiter und läßt die Schüler abstrahieren und solche Abstraktionen in das Gedächtnis aufnehmen, ohne zu bedenken, daß der Verstand, so notwendig auch seine Bildung erscheint, trocken, leer und tot wird, sobald ihm nicht eine angemessene Phantasiethätigkeit zur Seite geht."

[2]) *Derselbe*, a. a. O. S. 887. 890: „Der Verstand erhebt sich von dem Einzelnen zum Allgemeinen, von der Erscheinung zum Gesetz, von der Wirklichkeit zur Wahrheit, während die Phantasie gerade umgekehrt *das Allgemeine individualisiert*, Gesetz und Idee zu einer ihrem Wesen entsprechenden Erscheinung bringt und *eine der erkannten Wahrheit adäquate Wirklichkeit schafft*. Da die Phantasie übrigens ein mehr oder weniger deutliches Bewußtsein von dem Allgemeinen, welches sie zu veranschaulichen hat, voraussetzt, so geht daraus hervor, daß die Phantasie *des Verstandes fortwährend bedarf*, um ihren Gebilden die erforderliche Klarheit und Bestimmtheit zu geben; denn Klarheit und Bestimmtheit sind die Haupteigenschaften des Verstandes, wie die Haupteigenschaft der Phantasie in der schöpferischen Thätigkeit besteht, mittelst deren das Allgemeine in die individuelle Existenz übergesetzt wird. — Es giebt kaum ein schöneres Schauspiel für den Geist als eine edle und fruchtbare Thätigkeit der Phantasie, wenn sie eine Idee veranschaulicht und dabei alle andern Seelenkräfte in Anspruch nimmt, um ihren Zweck zu er-

reichen, — den Verstand, um ihren Vorstellungen und Gedanken Klarheit, Bestimmtheit und logische Aufeinanderfolge zu geben, — das Gedächtnis, um die ihrem Thun entsprechenden Worte, Bilder und Töne aus dem innern Schachte der Seele hervorzurufen, — das Gefühl, um ihre Erzeugnisse mit der gebührenden Wärme und Innigkeit auszustatten. Eine geordnete Phantasiethätigkeit ist auch um deswillen etwas so außerordentlich Schönes und Herrliches, weil der Mensch in keinem andern Falle so sehr das Gefühl hat, daß er in seinem Geiste etwas Schöpferisches trägt, als wenn die Phantasie etwas Ewiges und Ideales in das individuelle Leben einführt und es seiner Natur gemäß gestaltet." — J. H. Fichte, Psychol. I, S. 488. 467: „Wir denken unabsichtlich und unserem natürlichen Zug überlassen niemals abstrakt und bildlos, sondern symbolisch-phantasiemäßig in unwillkürlich geformten Gleichnissen von anschaulicher Bildlichkeit. — Die symbolisierende Kraft der Phantasie tritt dem wirklich vollzogenen Denken hilfreich zur Seite und führt seine an sich bildlosen Begriffskombinationen zur eigentlichen Vorstellbarkeit („lebendigen Anschaulichkeit") herab: die abstrakten Gedanken werden versinnbildet und durch diese symbolisierende Umbildung eigentlich erst vorstellbar und verständlich. — Das also entworfene anschauliche Bild hat zugleich eine symbolische Bedeutung. Es ist nicht bloß Bild, sondern sinnreiches Bild; es ist zugleich Zeichen eines andern, eines treffend und gemeinverständlich darin Ausgedrückten." — Lotze, Mikrok., I, S. 273: „Die Allgegenwart der Gefühle ist der Grund der Phantasie, aus der die Werke der Kunst geboren werden und die das Verständnis aller natürlichen Schönheit eröffnet. Denn in nichts anderem besteht diese schaffende und nachschaffende Kraft als in der Feinsinnigkeit des Geistes, welche die Welt der Werte in die Welt der Formen zu kleiden oder aus der Verhüllung der Form das in ihr enthaltene Glück herauszufühlen versteht."

[3]) Vgl. Lindner, a. a. O. S. 88 f.: „Die Einbildungskraft ist auch deshalb sehr wichtig, weil sie den Wert und Unwert der Gegenstände in unsern Augen bestimmt und daher unserm Begehren und Wollen die Richtung angiebt. Durch ihre Zuthaten kann sie einen Gegenstand bald ausschmücken bald entstellen. Wenn der Erzieher die Einbildungskraft des Zöglings beherrscht, giebt er auch dem Willen desselben die Richtung an." — Rüegg, Pädagogik, S. 121: „Die Phantasie zaubert vor unser geistiges Auge das Bild alles Schönen und Großen, was das Herz ergreifen, den Willen läutern und stärken kann. Wo immer etwas Großes gewollt, Ausgezeichnetes geleistet, höchste Kraft angestrengt wird, da geschieht es unter wesentlicher Mitwirkung der Einbildungskraft, die dem Streben ein hohes Ideal hinstellt, welches zu erreichen das höchste und schönste Ziel seines Lebens ist."

[4]) Vgl. Lechler in der Schmid'schen Encyklop., 1. Aufl. VI, S. 98 f.: „Poesie ist die freie und eigentümliche Geistesthätigkeit, das Wirken der schaffenden Einbildungskraft, vermöge welcher der Mensch teils die Wirklichkeit des sichtbar erscheinenden Lebens in seiner Vorstellung aus ihrer Beschränktheit zur Vollkommenheit erhebt, indem er die höheren Gedanken und Beziehungen, die sich in ihr ausprägen, auffindet und vermittelst der Darstellung im Worte zu einem schönen Gesamteindrucke verbindet, teils auch von den in ihm selbst nieder-

gelegten Ideen ausgehend durch dasselbe Mittel eine Welt vollkommener Erscheinungen hervorruft, welche zunächst allerdings nur der Gegenstand geistiger Anschauung ist, die aber infolge des Wohlgefallens, das sie erweckt, auch den Wunsch erzeugt, die wirklich erscheinende Welt in dieser Gestalt schauen zu können. — Die Poesie hat die Aufgabe, die ursprüngliche, auch durch das Böse nicht schlechthin aufgehobene, sondern nur gestörte Idealität, Schönheit, Wesensreinheit, Vollkommenheit des erscheinenden Lebens wieder ans Licht zu ziehen und so das Herabsinken des Geistes in die Gemeinheit der bloßen Nützlichkeitsbestrebungen und des rohen Sinnengenusses zu verhindern."

[5]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol., I, S. 504: „Welche Bilder unwillkürlich unser Bewußtsein begleiten und unserem besonnenen Denken beiherspielen, darin offenbart sich wie im treuesten Abbilde die eigentliche Grundbeschaffenheit unserer Gefühlserregungen samt den dadurch erzeugten Begehrungen. In sofern kommt den Phantasiebildern als den untrüglichen Gleichnissen jener innern Vorgänge die entschiedenste Realität für das Subjekt zu."

[6]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, II, S. 295 f.: „Die Thätigkeit der Einbildungskraft ist in ihrer Richtung wie in ihren Erfolgen vornehmlich von den Interessen bedingt, welche die Seele bewegen. Sind diese dem gemeinen, sinnlichen Dasein zugewendet, sind sie von der Selbstsucht getragen, auf die Befriedigung von Genußsucht, Habgier, Eitelkeit und Ehrgeiz gerichtet, so wird die Einbildungskraft, je kräftiger sie ist, desto mehr nur die sinnlichen Begierden, die egoistischen Strebungen beleben und erhöhen. Die Entwicklung und Ausbildung der Einbildungskraft kann daher nur nützen, wenn sie mit der Weckung der höhern, ethischen Interessen Hand in Hand geht. Nur wo sie von ihnen ihre Impulse empfängt, wird ihre Thätigkeit den Menschen beseligen, werden ihre Werke die Menschen fördern; im entgegengesetzten Falle werden sie nur Unheil stiften. Diese Doppelseitigkeit, die in ihrem Wesen liegt, macht die Gabe einer starken, leicht erregbaren Einbildungskraft zu einem zweideutigen Geschenke."

§ 30.

Die **Sprache** hat wie überhaupt so auch speciell für den Unterricht die doppelte Bedeutung: teils als Mittel zur Mitteilung von Gedanken an andere, teils als Mittel zur Gestaltung der eigenen Gedanken zu dienen. In ersterer Hinsicht handelt es sich hauptsächlich um den Gebrauch der Sprache von seiten des Lehrers, in letzterer um ihren Gebrauch von seiten des Schülers.

Der Lehrer muß sich beim Unterricht der Sprache in der mannigfaltigsten Weise bedienen, weil er vornehmlich eben durch sie in jenen — Gedanken mitteilenden und zu eigenem Denken anregenden geistigen Verkehr mit seinen Schülern tritt, welcher das eigentliche Wesen des Unterrichts ausmacht. Allerdings ist die Wortsprache nicht der einzige Weg der Mitteilung an andere; man kann vielmehr seine innern Gedanken und Empfindungen auch noch auf mannigfache andere Weise

anderen kundthun: durch Gebärden, durch die Töne der Musik, durch die plastische oder sonst darstellende Kunst, durch Vorzeigen von realen Gegenständen oder von Abbildungen solcher ꝛc. Diese sonstigen Darstellungsmittel haben nach einer Seite sogar von dem Darstellungsmittel der Wortsprache etwas voraus. Denn sie alle bieten Anschauungen und damit so eigentümlich und individuell ausgeprägte Gestaltungen, wie sie die bloße Wortsprache mit den ihr eigenen Mitteln niemals in gleich entsprechender Weise zu geben vermag.[1]) Außer den Eigennamen im strengsten Sinne des Wortes sind ja nach dem schon oben (S. 110) Bemerkten alle sprachlichen Bezeichnungen allgemeiner Natur als Fixierungen und äußere Ausprägungen nicht der Einzelanschauungen, sondern der aus den Einzelanschauungen gebildeten allgemeinen Vorstellungen.[2]) So bezeichnet das Wort „Mensch" nur einen Menschen im allgemeinen; um aber einen bestimmten einzelnen Menschen, dessen Gestalt und Eigentümlichkeit, wenn ich sie (oder ihre Abbildung) sinnlich vor mir habe oder sie mir mittelst der Einbildungskraft geistig vergegenwärtige, ich vielleicht mit Einem Blicke zu überschauen vermag, — um diesen Menschen auch mit Worten so zu beschreiben, daß er sicher von allen andern Menschen unterschieden werden kann, dazu bedarf es vieler Worte; und selbst mit vielen Worten kann das eigentümliche Wesen eines einzelnen Menschen niemals so ganz getroffen und erschöpft werden, daß dadurch die Beihilfe der unmittelbaren Anschauung überflüssig würde. In dieser Hinsicht sind also die andern oben genannten Darstellungsmittel der Wortsprache unzweifelhaft überlegen. — Andererseits freilich hat eben die Allgemeinheit der Wortsprache auch ihren nicht zu verachtenden Vorteil. Denn wären nicht die Bezeichnungen der Wortsprache so allgemeiner Natur, daß Ein Wort viele und zum Teil ziemlich verschiedenartige Dinge zugleich unter sich befassen könnte, so müßten wir ja für jedes sich irgendwie von andern unterscheidende Ding (das heißt aber in Wahrheit, da es zwei völlig gleiche Dinge nicht giebt, für jedes einzelne überhaupt vorhandene oder denkbare Ding) ein besonderes Wort haben; und wie wollte man da überhaupt noch reden in einer so nicht nur Hunderte und Tausende, sondern Millionen von Wörtern erfordernden Sprache? Und damit hängt dann ferner ein zweiter sehr wichtiger Vorzug der Wortsprache zusammen. Denn so gewiß die Wortsprache von andern Darstellungsmitteln in bezug auf individuelle Anschaulichkeit übertroffen wird, so gewiß übertrifft sie alle andern in bezug auf die scharfumgrenzte

Klarheit und Bestimmtheit der durch sie erzeugten Vorstellungen. Jene andern Darstellungsmittel rufen nämlich zunächst und unmittelbar nur Gefühle und Empfindungen und erst durch diese dann auch Vorstellungen hervor, während die Wortsprache direkt und unmittelbar Vorstellungen und erst durch diese dann auch Empfindungen und Gefühle erzeugt. Darum muß — auch abgesehen von sonstigen Schwierigkeiten, die wenigstens zum Teil dem Gebrauche der andern Darstellungsmittel beim Jugendunterrichte im Wege stehen — schon mit Rücksicht auf die so nötige Klarheit und Bestimmtheit des Unterrichts die Wortsprache stets das wichtigste und unerläßlichste Unterrichtsmittel bleiben; und selbst, wo man sich anderer Mitteilungsmittel bedient (wie namentlich der für den elementaren Unterricht so hochwichtigen Vorführung unmittelbarer Anschauungen), kann und darf man sich doch dieser Mittel niemals allein bedienen, sondern ihre Anwendung muß stets von gesprochenen Erläuterungen, die das Vorgezeigte erst recht klar machen, begleitet sein.

Gleichwohl kann nun aber auch die Wortsprache nur dann als ein wirklich fruchtbares Unterrichtsmittel dienen, wenn sie mit den ihr eigentümlichen Vorzügen der Klarheit und Bestimmtheit auch wenigstens einigermaßen die Vorzüge der andern Darstellungsmittel, nämlich die lebensvolle Anschaulichkeit und Individualisierung, verbindet. Dies ist ihr möglich, weil die Wortsprache schon ursprünglich ein gemeinsames Produkt der Phantasie und des Denkens ist.[3]) Wie das Denken sich hauptsächlich in der Flexion und der Zusammenfügung der einzelnen Worte zu ganzen Sätzen bethätigt, so die Phantasie hauptsächlich in der Erzeugung der einzelnen Wörter, die ursprünglich alle (und zwar in sämtlichen Sprachen) einen sinnlich anschaubaren Inhalt hatten, sofern auch die abstrakten, unsinnlichen Vorstellungen durch die Phantasie mit analogen sinnlichen Erscheinungen verglichen und mit denselben sprachlichen Namen wie diese bezeichnet wurden.[4]) Demgemäß kann auch jetzt noch im thatsächlichen (auch unterrichtlichen) Gebrauche der Sprache bald mehr die veralgemeinernde Denkthätigkeit bald mehr die veranschaulichende und versinnlichende Phantasiethätigkeit vorschlagen. Letzteres zeigt sich dann in der Vorliebe für sinnlich frische, plastisch massive Ausdrücke und damit in der Kunst, abstrakte Gedanken in möglichst anschaulicher Sprache darzustellen mittelst solcher Wendungen und Wörter, die zunächst zum Ausdrucke analoger sinnlicher Vorgänge und Erscheinungen dienen.[5]) Daß es dann einer

so sinnlich gefärbten sprachlichen Darstellung auch am ehesten gelingen wird, die Nachteile, welche die oben berührte Allgemeinheit der Wortsprache mit sich führt, einigermaßen auszugleichen, liegt auf der Hand. Sie wird am ehesten auch ohne äußere Anschauungsmittel mit bloßen Worten malen und auch von dem, was vielleicht nur dem allgemeinen Umrisse nach bekannt ist, gleichwohl ein bis ins einzelne ausgeführtes Bild zeichnen können. Sie wird auch am meisten im stande sein, die eigene Phantasie und durch dieselbe das Gemüt des Kindes anzuregen, während eine allzuverstandesmäßig abstrakte Sprache mit all ihrer Klarheit und Bestimmtheit doch im besten Falle nur auf den Verstand des Kindes wirken und sein Gemüt kalt und leer lassen wird. Und was dabei der bloße Wortlaut noch nicht zu leisten vermag, das fügt nicht selten, noch weiter ergänzend, der Ausdruck der Stimme hinzu, indem die den individuellen Empfindungen entsprechende Modulation der Stimme auch dem gesprochenen Worte etwas von jener eigentümlichen Klangfarbe verleiht, die an sich nur der Sprache der Musik zukommt. Eben hierauf beruht ja auch der unleugbare Unterschied, der in bezug auf eindringliche Wirkung zwischen dem nur geschriebenen und dem gut gesprochenen Worte besteht, wie auch das, was man mit der Verschiedenheit des „Lehrtones" meint, großenteils eben in der bezeichneten Modulation der Stimme besteht und auf ihr beruht.

Doch im Unterricht soll ja nicht bloß der Lehrer, sondern auch der Schüler der Sprache sich bedienen; und für den Schüler hauptsächlich ist nun die Sprache nicht sowohl das Mittel der Selbstmitteilung an andere, als das Mittel der Gestaltung der eigenen Gedanken und überhaupt des eigenen Geistes. Wir wissen ja aus unserer obigen Besprechung der Sprache (S. 108), wie wir einen unklar verschwommenen Eindruck und noch mehr eine dunkel verworrene Vorstellung einfach und hauptsächlich dadurch lichten und in unsere geistige Gewalt bekommen, daß wir sie in bestimmte, deutliche Worte fassen. Das Wort giebt dem Zerfließenden und unbestimmt Verschwimmenden erst seine scharfumgrenzte Bestimmtheit und seinen festen, bleibenden Halt und Bestand; und je klarer und treffender unsere Worte sind, desto klarer und zutreffender werden im allgemeinen auch unsere Gedanken und Vorstellungen sein. Man hört freilich oft genug äußern: „Ich weiß und verstehe die Sache ganz gut; ich kann es nur nicht sagen;" aber das ist eine völlig nichtige Rede. Was ich verstehe, muß ich auch sagen können; was ich aber noch nicht sagen kann, das

verstehe ich eben noch nicht.[6]) Wir behaupten damit keineswegs, daß das Maß der Sprachgewandtheit immer auch das Maß der vorhandenen Geistesbildung überhaupt sei. Mancher spricht leichtweg, weil er auch leichtweg denkt, während ein anderer noch mit der Sprache ringt, weil er, tiefer in den Grund der Dinge eindringend, noch mit der Sache selbst zu ringen hat. Immer aber, und zwar auch im letztern Falle, ist die Sicherheit und Bestimmtheit der Rede der Maßstab für die innerhalb des Gebietes, auf das überhaupt das Denken sich erstreckt, bis jetzt erreichte Klarheit. Hienach giebt es denn auch für den Schüler kein sichereres Mittel, ihn an Klarheit und Bestimmtheit des Denkens zu gewöhnen, ja dazu zu zwingen, als daß man ihn viel und mannigfach, sowohl mündlich als schriftlich, über das, was im Unterricht mit ihm behandelt wird, sich aussprechen läßt. An der Art und Weise, wie dem Schüler dies gelingt, kann der Lehrer am besten erkennen, was durch seinen Unterricht erreicht worden ist; und nicht nur dies, sondern, indem der Schüler so sich auszusprechen veranlaßt wird, wird eben dadurch die Klarheit seines Verständnisses selbst erhöht und eine etwa noch vorhandene Unklarheit am gewissesten aufgedeckt und gehoben.

Doch der Gebrauch der Sprache ist von Bedeutung nicht nur für die Klarheit und Bestimmtheit, sondern auch für die Fertigkeit und Geläufigkeit des Denkens. Wie wir gleichfalls schon früher gefunden (S. 112), sind ja die Bezeichnungen der Wortsprache unter allen Mitteln äußerer Darstellung von Gedanken die einfachsten, kürzesten und handlichsten, so daß sie in der leichtesten und bequemsten Weise gleich festausgeprägten Münzen von anerkanntem Kurswerte verwendet und in die mannigfachsten Beziehungen zu einander gebracht werden können. Wohl müssen sie, um sicher in Umlauf gesetzt zu werden, auch verstanden sein, was vornehmlich eben der Unterricht zu beachten hat. Denn wie oft sind nicht gerade dem Kinde noch die Worte, die es hört und gebraucht, bloße Worte ohne Sinn und Verstand, bloße Hülsen ohne Kern und Gehalt! Wo es so ist, da muß dies der Lehrer nicht nur mit sicherem Blicke entdecken, sondern er muß auch dem noch leeren Worte seinen rechten Inhalt zu geben wissen, teils durch Erläuterung mittelst anderer, dem Schüler jedenfalls bekannter Worte, teils — und hauptsächlich — dadurch, daß er die durchs Wort bezeichnete Sache selbst dem Schüler irgendwie zur äußern oder innern Anschauung bringt. Die so einmal oder nach Bedürfnis auch wiederholt

zwischen dem Worte und der Sache hergestellte Verknüpfung wird dann von selbst zu einem festen Bande, das nicht zerreißt, sondern im verborgenen Grunde des Geistes fortbesteht, auch wenn der Schüler sich dieses Bandes und damit der sachlichen Bedeutung des einzelnen Wortes nicht in jedem einzelnen Augenblicke bewußt bleibt. Wie von so vielem andern, so giebt es ja auch von der Bedeutung der von uns gehörten oder gebrauchten Worte ein mehr oder weniger *unbewußtes Wissen*, d. h. ein solches, bei dem man sich zwar, wenn und so oft man will, die Bedeutung dieser Worte vollbewußt vergegenwärtigen *kann*, aber ohne dieses in der Regel wirklich und ausdrücklich zu thun. Da kann also der Schüler die Worte, die er hört, ganz gut verstehen und sie auch ganz richtig selbst gebrauchen, ohne daß er sich doch ihren Sinn im einzelnen Falle anders als höchstens in der flüchtigsten Weise zum Bewußtsein bringt. Und das ist fürwahr kein Nachteil, sondern im Gegenteil ein nicht gering zu achtender Gewinn! Oder nehmen wir einmal an, der Schüler müßte bei jedem einzelnen Worte, das er spricht oder hört, sich die sachliche Bedeutung desselben jedesmal mit vollem Bewußtsein vergegenwärtigen: wie unendlich langsam und mühselig würde da all sein Reden und Hören und folglich auch all sein Denken vor sich gehen! Und wie wenig könnte da noch von einer Bewältigung des — wir wollen nicht einmal sagen: für die höheren Schulen, sondern auch nur für die Volksschule nötigen Unterrichtsstoffes die Rede sein! Wie ungemein wird dagegen umgekehrt die Leichtigkeit und Beweglichkeit nicht nur des Redens sondern auch des Denkens der Schüler erhöht, wenn dieselben, nachdem ihnen die Worte einmal zum Verständnis gekommen, dann fortan diese Worte mit einer gewissen mechanischen Sicherheit und Geläufigkeit gebrauchen und so recht eigentlich *in Worten denken* lernen! Denn in Worten denken — das heißt ja: in Abkürzungen denken; in Worten denken, — das verhält sich zum Denken in Sachvorstellungen, wie die Verwendung handlicher und bequemer Münzen zum weitläufigen Umtausch von Sachen gegen Sachen![7])

Aber wie kann und soll nun der Schüler *zu diesem so wichtigen rechten Gebrauch und Verständnis der Sprache gebracht*, bzw. darin gefördert und weitergeführt werden? Die Beantwortung dieser Frage wäre sehr einfach, wenn die Sprache in *dem* Sinne ein notwendiges Produkt des Geistes wäre, daß ein bestimmter Gedanke mit Notwendigkeit gerade so ausgedrückt werden *müßte* und

ein anderer sprachlicher Ausdruck desselben gar nicht möglich wäre. Denn alsdann dürfte man ja dem Schüler nur immer den rechten Stoff zuführen und ihm denselben durch Anschauung und denkende Durcharbeitung möglichst klar und deutlich und zugleich durch Weckung eines persönlichen Interesses daran möglichst anziehend machen, und die angemessene, richtige und treffende sprachliche Darstellung des Gedankens würde und müßte sich von selbst einstellen. So aber verhält es sich in der That nicht. Wohl ist ein klares und richtiges *Verständnis der Sache* eine wesentliche Bedingung und Voraussetzung dafür, daß man sich auch angemessen über sie auszusprechen vermag; und wie wichtig hier namentlich auch ein persönliches Ergriffensein von der Sache ist, das bezeugen uns schon die bekannten Worte: „Das Herz macht beredt", und: „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über." Aber gleichwohl ist nun mit dem *bloßen* Verständnis der Objekte und dem *bloßen* Interesse an ihnen die Fähigkeit des richtigen und angemessenen Sprechens über sie noch keineswegs gegeben. Denn im praktischen Gebrauch der Sprache (auch innerhalb des Unterrichtes) handelt es sich eben nicht um das Sprechen überhaupt, sondern um das Sprechen *dieser oder jener bestimmten, geschichtlich gewordenen Sprache*; der angeborne Sprachtrieb aber enthält in sich wohl den Trieb und die Fähigkeit zum Sprechen überhaupt, nicht aber den Trieb und die Fähigkeit zum Sprechen gerade der deutschen oder französischen Sprache. Schon die einfache Thatsache des Vorhandenseins vieler und zum Teil sehr verschiedener Sprachen ist daher ein Beweis, daß dieselben Gedankenverhältnisse in der Sprache sehr verschieden ausgedrückt werden können; schon sie bezeugt es uns, daß die einzelnen geschichtlichen Sprachen keineswegs als bloße Produkte des Denkens angesehen werden dürfen, dessen Gesetze ja bei allen Menschen wesentlich dieselben sind, sondern zugleich als Produkte individueller und individualisierender Kräfte: der Phantasie, des Gemütes, sowie noch verschiedener anderer Einflüsse, welche die geschichtliche Entwicklung der Nationen so oder anders bestimmen.[8]) Eben deshalb läßt sich auch *durch bloßes Denken* keine Sprache erlernen, sondern die erste Stelle bei der Erlernung einer bestimmten Sprache, der Muttersprache wie einer fremden Sprache, nimmt vielmehr *die Anschauung* und *das Gedächtnis* ein, — die Anschauung, welche die thatsächlich vorliegenden (gehörten oder gelesenen) Sprachformen einfach, wie sie sind, auffaßt und hinnimmt, — das Gedächtnis, welches das so Aufgefaßte und Aufgenommene sich einprägt und für spätere Reproduktion und

Verwendung aufbewahrt. Es giebt nun einmal keine einzige geschichtlich gewordene Sprache, von deren Wortbildungen und Wortverbindungen man sagen könnte, sie seien schlechthin so, wie sie sind, notwendig und könnten gar nicht anders sein. Rein logisch d. h. nach den allgemeinen Gesetzen des Denkens müßte man vielmehr in tausend Fällen urteilen: Es könnte ganz gut statt so auch anders heißen, ja es wäre sogar besser und logisch angemessener, wenn man den Gedanken anders ausdrückte; aber man sagt nun einmal so und nicht anders, und der Sprachgebrauch ist bekanntlich ein Tyrann, dem man sich fügen d. h. dessen Entscheidungen man eben hinnehmen und sich merken muß.

Ist nun aber beim Erlernen der Sprache das Denken gar nicht beteiligt? Ganz gewiß ist es dies auch; nur müssen wir hier wieder an den schon so oft berührten Unterschied zwischen unbewußtem und bewußtem Denken erinnern. Unzählige Menschen wenden die Denkgesetze richtig an, ohne von einem einzigen derselben ein wirkliches Bewußtsein zu haben. Sie fassen Gleichartiges zusammen und beziehen Verschiedenartiges auf einander, bilden allgemeine Vorstellungen und Urteile, machen Schlüsse und ordnen Einzelnes unter Allgemeines unter, ohne sich dessen, was sie damit thun, irgend wie bewußt zu sein, geschweige daß sie sich der Gesetze bewußt würden, nach welchen sie dabei verfahren. Ganz ebenso ist es auch bei der Sprache. Wir abstrahieren uns da unwillkürlich aus einer Reihe von Einzelfällen allgemeine Sprachregeln, die wir dann ebenso unwillkürlich wieder auf neue Einzelfälle anwenden, und Unzählige thun das, ohne auch nur zu wissen, daß sie es thun, geschweige daß sie auch nur einer einzigen Sprachregel sich bewußt würden. Vielleicht kommt es eben daher, daß die Grammatik der Muttersprache für die meisten Menschen, soweit sie nicht wirkliche Sprachstudien treiben, so wenig Anziehendes hat. Sie bekommen hier leicht den Eindruck, daß dergleichen zu treiben sich eigentlich nicht der Mühe lohne, denn das alles verstehe sich ja im Grunde von selbst; und diesen Eindruck bekommen sie, weil sie allerdings das Meiste von dem, was sie hier erfahren, wenn auch nicht eigentlich schon vorher gewußt, aber doch schon vorher gehabt und tausendfach richtig angewendet haben — als einen Besitz, den ihr Geist von selbst, ohne bewußt darauf gerichtete Bemühung, ja gleichsam hinter dem Rücken ihres Bewußtseins sich erworben und angeeignet hat. Auf dieser unbewußten Aneignung und Anwendung allgemeiner Sprachformen beruht denn auch das, was man gemeiniglich mit dem Namen „Sprach-

gefühl" bezeichnet; und diese Bezeichnung ist auch insofern eine berechtigte, als in der That der so unbewußt von uns angeeignete Sprachbesitz sich unbewußt als ein Gesetz geltend macht, an dem gemessen die einzelne uns entgegentretende Spracherscheinung auf uns einen entweder harmonischen oder disharmonischen Eindruck macht.

Aber sollen wir uns nun mit dieser unbewußten Aneignung und Anwendung allgemeiner Sprachformen auch im Unterrichte begnügen? Oder sollen und müssen nicht wenigstens hier jene unbewußten Sprachformen und Sprachregeln auch ins klare Bewußtsein erhoben und zu eigentlich grammatischen Formen und Regeln umgebildet werden? In dieser Hinsicht ist vor allem zwischen der Erlernung einer fremden und der Erlernung der Muttersprache zu unterscheiden. Zur Erlernung einer fremden Sprache bedarf man nämlich ganz unzweifelhaft bestimmt formulierte allgemeine Regeln, und zwar in ziemlicher Ausdehnung. Denn von der fremden Sprache, die zumeist bloße Schulsprache ist, steht namentlich in den ersten Anfängen des Lernens dem Schüler noch keine so große Menge von Einzelfällen zu Gebot, daß er daraus unwillkürlich allgemeine Regeln und Formen abstrahieren könnte. Hier muß vielmehr die bestimmt formulierte und bewußt aufgenommene allgemeine Form und Regel die Einzelfälle erst verstehen lehren, und der Schüler muß sich erst durch lange Übung und Erfahrung bis auf einen gewissen Grad in die fremde Sprache wirklich eingelebt haben, ehe sich auch ihr gegenüber in ihm ein mehr unbewußt mitwirkendes, unmittelbares Sprachgefühl bilden kann. Für fremde Sprachen lassen sich überdies auch dem Schüler verständliche allgemeine Sprachregeln viel leichter aufstellen und formulieren, weil hier die Möglichkeit der Vergleichung zweier Sprachen, eben der fremden und der Muttersprache, auf beide ein helleres Licht wirft. Anders ist es dagegen da, wo es sich ausschließlich um die Erlernung der Muttersprache handelt. Hier, bei einer Sprache, die der Schüler nicht bloß in der Schule, sondern auch außerhalb derselben hört und gebraucht, kann sich offenbar weit eher, als bei jeder fremden Sprache, jenes unbewußt aus den einzelnen Fällen die allgemeine Regel abstrahierende Denken bethätigen. Hier kehren auch die zu der allgemeinen Regel gehörenden Einzelfälle so häufig und in so mannigfaltiger Gestalt wieder, daß sich eine unwillkürliche Sicherheit in der Anwendung der allgemeinen Regeln und der Unterordnung der einzelnen Fälle unter sie gleichfalls wie von selber bilden kann und bilden wird. Wozu dann aber, was auf diesem

unmittelbaren Wege bereits sicher genug gelernt ist, noch einmal auf dem Wege der die Sache erst noch geflissentlich zum Bewußtsein erhebenden Reflexion lehren? Ist das nicht eine unnötige Verschwendung von Zeit und Kraft? Ja ist nicht zu fürchten, daß wie jede instinktmäßige Sicherheit, so auch die des sog. Sprachgefühls beim Kinde viel mehr geschwächt wird, wenn dasselbe gezwungen wird sich zu viel auf sich selbst zu besinnen? Allerdings, soweit thatsächlich eine genügende Sprachsicherheit auf dem Wege des unbewußten Denkens nicht gewonnen worden ist, also noch immer Fehler gegen diese oder jene Sprachregel vorkommen: soweit muß auch bei der Muttersprache das bewußte Denken an die Stelle des unbewußten treten; soweit werden also auch bestimmt formulierte und bewußt anzueignende Sprachregeln nicht zu vermeiden sein. Nur ist auch in diesem Falle das für jeden Unterricht (hauptsächlich der Volksschule) maßgebende Gesetz nicht zu vergessen: daß nämlich alles Allgemeine nicht nur aus Einzelbeispielen abgeleitet, sondern auch so bald als möglich wieder durch Einzelbeispiele erläutert und in ihnen angewendet werden muß. Je rascher die Regel als Regel, als abstraktes, für sich seiendes, formuliertes Gesetz wieder aus dem Bewußtsein entschwindet und ein unabtrennbarer Bestandteil jenes unbewußt im Geiste abgelagerten Sprachschatzes wird, der unwillkürlich, aber mit der Sicherheit des Instinktes den praktischen Gebrauch der Sprache leitet, um so besser ist es und um so gewisser hat die Hervorhebung der allgemeinen Regel ihren Zweck erfüllt.

---

[1]) Vgl. Lazarus, Leben der Seele. 1. Aufl., II, S. 221 f.: „Es giebt ganze Gebiete geistiger Thätigkeit, welche sich dem sprachlichen Ausdruck entziehen und in der Form der Sprache weder gedacht noch dargestellt werden können. Keine Sprache der Welt, auch die allerreichste und feinste nicht, wäre imstande, durch eine Reihe von wortgeformten Gedanken jenes Bild zu wiederholen oder in der Seele des Hörers zu erzeugen, das Phidias in seinem Geiste trug, als er seinen Zeus dachte. — Auch die Gefühle und Stimmungen, welche die Musik begleiten, mit ihr vom Künstler ausströmen und in den Hörer einziehen, dürften wohl nie in der Form des Wortes vorhanden sein oder in Worten erschöpfend und vollkommen bezeichnend ausgedrückt werden können. — So ist jedes plastische Gebilde, sei es der Kunst oder Natur, jedes individuell anschauliche Ding als solches durch sprachliches Denken unerreichbar."

[2]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol., I, S. 682. 384: „Durch das Benennen mit dem „Namen" des Gegenstands wird die Einzelanschauung zum Gemeinbild erhoben, das Vergängliche der erstern hinweggearbeitet und ihre

Einzelheit an dem Bleibenden des Gemeinbildes befestigt, welches letztere eben der Name bezeichnet. — Das Wort ist der unmittelbare, unwillkürlich logisch gebildete Begriff, und mit dem kunstmäßig logischen Begriffebilden geht es nur darum so behende von statten, weil das Wort den Anhalt und die Grundlage bildet, um in ihm das Gemeinbild für die Einzelanschauungen festzuhalten und dieses der eigentlich logischen Abstraktion zu Grunde zu legen."

[3]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol., I, S. 491 f.: „Phantasie und Denken beteiligen sich gemeinsam am Hervorbringen der menschlichen Sprache; jene, indem sie die Gedanken und Begriffe in Lautbildern symbolisiert, dieses, indem es durch den grammatischen Sprachbau die logisch möglichen Denkverhältnisse vollständig ausprägt; beide aber nicht dergestalt, als ob sie irgendwie gesondert oder unabhängig von einander wirkten, sondern also, daß die Phantasiethätigkeit als ursprünglich schöpferisches, ton- und wortbildendes Vermögen bedingend vorausgeht, gleichsam den Sprachleib, das erste bildsame Element herbeischafft, in dessen einzelne Produkte, Tonbilder und Wörter das Bedürfnis, dieselben denkend zu verknüpfen und logische Verhältnisse an ihnen auszudrücken, weitere Modifikationen, grammatische und syntaktische Unterschiede, hineinbringt."

[4]) J. H. Fichte, a. a. O., I, S. 489: „Eigentliche Abstrakta kennen ursprünglich die Sprachen gar nicht, sondern überall werden von ihnen die allgemeinen Gedanken und Gedankenverhältnisse durch irgend eine Versinnlichung bezeichnet, deren ursprüngliche (sinnlich-symbolische) Bedeutung durch ihren langen uneigentlichen Gebrauch allmählich verblaßt ist."

[5]) Vgl. J. H. Fichte, a. a. O., I, S. 682 ff.: „Sprachbezeichnen wie Dichten leistet und bewirkt, nur dem Grade nach verschieden, dasselbe: es ist ein Versinnbildlichen des Gegenstandes, dessen Charakteristisches (Wesentliches, Unterscheidendes) dadurch treffend bezeichnet und eben damit in seiner Wirkung erhöht und gesteigert wird. — Schon das Lautbild, in welchem der logische Akt der Benennung sich verkörpert, ist zugleich ein Werk symbolisierender Phantasie, ein sinnreiches Lautgleichnis für die bezeichnete Sache. Noch mehr werden die Thätigkeitsweisen der Dinge durch den symbolischen Ausdruck, den sie in der Sprache erhalten, erhöht und vergeistigt, mit menschlicher Thätigkeit analogisiert. Das Tote wird ins Lebendige gesteigert („die Straße schwingt sich über den Berg"; „der Felsen widersteht dem Sturm"), das Lebendige zum Geistigen, Freiwollenden erhoben („die Pflanze sucht das Licht"; „der Baum schützt durch seinen Schatten"). Je natürlicher, kunstloser die Sprache, z. B. die des Kindes ist, desto mehr bewegt sie sich in solchen Gleichnissen. — Unwillkürlich und durch den ursprünglich symbolisierenden Sprachgeist getrieben muß das bewußte, reflektierende Denken für seine unsinnlichen Begriffe in die symbolische Bilderwelt seiner Sprache zurückgreifen und dort den passenden Träger suchen, um den an sich unbildlichen Gedanken daran zu versinnbilden. — Zum Bezeichnen alles Unsinnlichen, Unsichtbaren, im Innern unseres Bewußtseins Vorgehenden hat die Sprache ein sinnliches, der sichtbaren Welt entnommenes Sprachgleichnis ausgeprägt, dessen ursprüngliche, aber gleichnisweise Bedeutung durch den fortgesetzten Gebrauch dem Bewußtsein der Sprechenden nur sich verdunkelt hat. — Allmählich freilich hat sich die Phantasie immer mehr aus der Sprache zurück-

gezogen, so daß die Sprache immer mehr zur Domäne des Denkens geworden ist. Die gegenwärtigen toten und lebenden Sprachen sind nur noch Residuen längst erloschener poetischer Symbolik." — Lotze, Mikrok., II, S 236 f.: „Die Sprache ist nicht das Denken selbst, sondern sein Ausdruck, und andererseits nicht sein Ausdruck allein, sondern zugleich der Ausdruck jeder andern Bewegung des Gemüts, der Leidenschaft sowohl als des ruhigen Gefühles. Das Sprechen hat daher nicht nur den Zweck einer knappen Mitteilung des Gedachten. Um das Gemüt des andern zu bewegen, um zu überreden, um durch malerische Deutlichkeit die eigene Empfindung auszudrücken und in dem Zuhörer sie wieder zu erzeugen, um seine eigene Überzeugung oder Ungewißheit anzudeuten: aus allen diesen Absichten muß der Sprechende den eigentlichen Inhaltsbestand seines Gedankens mit vielfältigen Formen umkleiden können, die zu dem logischen Umriß seines Satzes kein wesentliches Glied hinzufügen, wohl aber allen Gliedern desselben ein eigentümliches, nur psychologisch bedeutsames Kolorit geben."

[6]) Vgl. Lazarus, a. a. O., II, S. 204: „Zuweilen sind wir uns bewußt, Gedanken zu haben, die wir noch nicht fassen, für die wir das Wort oder wenigstens das rechte Wort noch nicht finden können; es sind Gedanken, die eben noch keine sind, Anfänge und Keime von solchen. Ein anderer spricht diesen Gedanken in Worten aus, und nun begreifen wir ihn und das Streben der eigenen Seele. Ein solches Wort ist der Magnet, welcher in des andern Seele aus dem Schachte der unbewußten Vorstellungen die ersehnten an das Licht des Bewußtseins zieht."

[7]) Vgl. Lazarus, a. a. O., II, S. 172. 194 f.: „Wenigstens im raschen Fluß der Rede finden wir den eigentlichen Inhalt der Vorstellungen auf ein Minimum reduziert, so daß kaum viel mehr als das bloße Wort gedacht wird, welches demnach gleichsam wie die mathematische Formel einen Inhalt nur repräsentiert, welcher, wenn die Absicht es erheischte, zwar zur Entfaltung kommen könnte, gewöhnlich aber als eine nicht in den Dienst kommende Reserve stehen bleibt. — Wie schwerfällig würde unser Denken sein, wenn wir dabei immer die volle Anschauung oder gar den Begriff, soweit wir ihn gebildet haben, gegenwärtig im Bewußtsein haben müßten, um daran neue Erkenntnisse zu knüpfen! Ja dies wäre bei der Natur unseres Bewußtseins, welches nur sehr wenig einfache Vorstellungen zugleich klar denken kann, rein unmöglich. Indem aber das Bewußtsein mit dem fast inhaltsleeren Worte als dem vorgestellten Äquivalente des Erkannten operiert, kann es mit demselben mancherlei Operationen vornehmen, ohne sich die Erkenntnisse selbst lebendig zu vergegenwärtigen." — Wundt, Logik, S. 75: „In den meisten Fällen, namentlich wo es sich um einigermaßen abstrakte Gebiete handelt, sind unsere Gedanken überhaupt nicht an bestimmte Bilder gebunden, sondern wir lassen uns an den Wortsymbolen genügen, denen wir ohne weiteres und ohne Zuhilfenahme fernerer Anschauungen alle die Beziehungen beilegen, in die unser Denken seine Begriffe bringt. Wer den Begriff Hund dem Begriff Tier unterordnet, oder wer gar solche Begriffe wie Leben und Beseelung, Materie und Substanz zu einander in irgend eine Relation setzt, der denkt sich die Beziehung der Gedanken überhaupt nicht mehr in anschaulicher Form, sondern die Worte sind ihm zu Vertretern zahl-

loser Gedankenverbindungen geworden, die alle zum Gebrauch des Bewußtseins bereit liegen, ohne daß noch eine einzige unmittelbar angeschaut würde."

[8]) Den Unterschied von Denken und Sprechen und folglich auch von Logik und Grammatik macht mit besonderem Nachdruck geltend Steinthal in „Grammatik, Logik und Psychologie" S. 152 ff. — Vgl. auch Wundt, Logik, S. 84: „Der Grammatiker, der die Grammatik auf die Logik gründen will, findet an dem Logiker, der die Logik aus der Grammatik bereichern möchte, seinen Bundesgenossen. Doch diese falschen Einheitsbestrebungen werden thatsächlich schon dadurch widerlegt, daß es eine allgemeine Grammatik als Summe einer Anzahl sprachlicher Ausdrucks- oder Verbindungsformen, die allen Sprachen gemeinsam wären, nicht giebt. Was wirklich allem sprechenden Denken gemeinsam ist, das liegt gar nicht in den grammatischen Formen, sondern lediglich in den logischen Denkgesetzen, die in unendlich mannigfaltige grammatische Formen eingehen können. Die Grammatik ruht also ganz auf dem Boden der Psychologie, und zur Logik verhält sie sich ebenso, wie die psychologischen Denkgesetze sich zu den logischen Normen verhalten."

§ 31.

Was der Geist mittelst der Anschauung, der Phantasie und des Verstandes unter Mitwirkung des Unterrichts zu seinem lebendigen Eigentum gemacht, das hält er dann auch als sein bleibendes Eigentum zu weiterer Verwendung fest mittelst des sog. **Gedächtnisses.** Die Thätigkeit des Gedächtnisses ist aber im allgemeinen eine doppelte: einerseits daß die Objekte mittelst der Anschauung, des Wortes und des eigenen Nachdenkens dem Geiste eingeprägt, von ihm aufgefaßt und aufgenommen und in eine dem Geiste innewohnende, beharrende Vorstellung verwandelt werden; und andererseits, daß die Vorstellungen dann unter gewissen Bedingungen wieder aus dem Innern herausgesetzt und dem Geiste gegenwärtig werden. Letzteres ist offenbar der Zweck des Ersteren und das Wichtigere von beiden. Denn obwohl es an sich nicht unmöglich ist, daß auch die in der Region des Unbewußten verharrenden und nicht wieder bewußt werdenden Vorstellungen nicht völlig schlummern, sondern im verborgenen einen geheimen Einfluß ausüben auf das offenbare und bewußte Geistesleben des Menschen, so ist doch in allen Fällen ungleich größer der Einfluß derjenigen Vorstellungen, welche, aus der Region des Unbewußten in das Licht des Bewußtseins heraustretend, mit bewußter Kraft das Erkennen, Fühlen und Wollen des Menschen bestimmen. Könnten wir das von uns Geschaute und Erlebte überhaupt nicht festhalten, dann könnten wir uns freilich desselben niemals wieder erinnern; aber auch wenn wir uns des

von uns Festgehaltenen später nicht mehr erinnern könnten, hätte dasselbe keinen Wert für uns. Wir wären dann in Wahrheit *ganz auf den gegenwärtigen einzelnen Moment beschränkt*, ohne eigentliche Vergangenheit, ohne innern Zusammenhang unseres geistigen Lebens und also auch ohne wirkliche Einheit des Selbstbewußtseins, ohne Gewinn von dem, was wir in unserem bisherigen Leben angeschaut, gedacht, gewollt und erlebt, wie ohne die Möglichkeit, das bisher Erfahrene und Gelernte als Grundlage für weiteres Erfahren und Lernen zu benützen und so von einem zum andern fortzuschreiten.[1])

Den Inhalt unseres Gedächtnisses bildet oder kann wenigstens bilden alles, was wir anschauen, denken, fühlen, wollen, thun und erleben. Nur freilich muß, wie schon der Name „Gedächtnis" andeutet, das, was wir so ins Gedächtnis aufnehmen, ein irgendwie *Gedachtes* sein, wenn auch im weitesten und allgemeinsten Sinne des Wortes. Ein Willens- oder Gefühlsakt wird durchs Gedächtnis nicht in dem Sinne reproduziert, daß er sich einfach wiederholen oder daß der Geist dasselbe, was er früher gefühlt und gewollt, jetzt noch einmal fühlen und wollen müßte. Das Andenken an ein früher gehabtes Gefühl oder einen früher gefaßten Entschluß *kann* sich allerdings in uns auch so erneuen, daß dadurch dasselbe Gefühl und derselbe Entschluß neu erzeugt wird; aber es *muß* das keineswegs sein, und nicht selten verhalten wir uns vielmehr im gegenwärtigen Augenblicke nicht nur völlig kalt sondern geradezu ablehnend zu dem, was wir früher einmal sehr lebhaft gefühlt oder gewollt zu haben uns ganz deutlich erinnern.[2]) An und für sich werden somit vom Gedächtnisse nur die (richtigen oder falschen, klaren oder unklaren) *Vorstellungen* festgehalten, welche wir uns zur Zeit, da wir irgend eine Erfahrung machten, über dieselbe (ihre Beschaffenheit, ihren Wert ꝛc.) gebildet haben; daher solches, was der Geist gar nicht wirklich aufgefaßt und in eine mehr oder weniger bewußte Vorstellung verwandelt hat, von ihm überhaupt nicht behalten wird.

Nun giebt es freilich verschiedene Formen der Vorstellung. Eine Vorstellung kann auch nur in der Gestalt eines von uns aufgefaßten *sachlichen Bildes ohne dessen sprachliche Bezeichnung* im Geiste vorhanden sein und sich auch nur so dem Geiste wieder darstellen, wie z. B. wenn wir uns irgend ein Natur- oder Kunstprodukt, das wir früher gesehen, oder eine Melodie, die wir früher gehört, in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit vergegenwärtigen, vielleicht ohne je ihren

Namen gewußt zu haben. Aber diejenige Form, in welcher die Vorstellung am sichersten und bequemsten festgehalten und zugleich am leichtesten umgesetzt und für verschiedenartige Zwecke verwendet wird, ist und bleibt doch nach dem S. 276 f. Bemerkten immer die sprachliche Form und Fassung. Deshalb kann man freilich nicht sagen, das Gedächtnis sei bloßes „Wortgedächtnis", da es unzweifelhaft auch ein die Sache selbst ohne Wort festhaltendes und reproduzierendes „Sachgedächtnis" giebt; aber das Wortgedächtnis ist doch die nicht bloß am häufigsten in Wirksamkeit tretende sondern auch wichtigste Art des Gedächtnisses, sofern die rasche und vielseitige Verwendbarkeit des früher Gelernten und Erfahrenen ganz besonders darauf beruht, daß es uns in der handlichen und abgekürzten Form des fest ausgeprägten Wortes zur Verfügung steht.[3])

Bei dieser Wichtigkeit des Gedächtnisses ist es darum von außerordentlichem Werte, daß das Gedächtnis gerade auf derjenigen Altersstufe so besonders kräftig ist, welche, weil hier ein eigentlicher praktischer Lebensberuf noch nicht erfüllt werden kann, vorzugsweise die Bestimmung hat, die Lernzeit für das spätere Leben zu sein. Wie die Einbildungskraft die vorherrschende Geisteskraft des früheren Kindesalters ist, so das Gedächtnis die vorherrschende Geisteskraft des Knaben- und Mädchenalters. Die Gedächtniskraft des reiferen Alters kann in gar keiner Weise mit der des schulpflichtigen Alters verglichen werden. Während im reiferen Alter die sich immer wieder vordrängende und einmischende subjektive Reflexion es nur schwer zu einer die Sache selbst mit ungeschwächter Kraft auf sich wirken lassenden Empfänglichkeit kommen läßt, ist das schulpflichtige Alter im ganzen (und vergleichungsweise) noch harmloser, hingebender und unbefangener. Darum finden wir hier eine noch ungleich frischere Kraft der Aufnahme und Empfänglichkeit, die auch noch nicht durch die zu häufige Wiederkehr derselben oder ähnlicher Eindrücke schon zu sehr abgestumpft ist; und die so einen stärkeren Eindruck machenden Objekte dringen eben deshalb auch tiefer ins Innere ein und bleiben hier fester haften. Wir alle können ja täglich die Erfahrung machen, wie uns das in der Knabenzeit Erlernte trotz der größeren Zeitentfernung viel sicherer verblieben ist, als das etwa in späteren Jahren Erlernte. Und doch — wie viele, wenn sie über die „Gedächtnisübungen" der Schule urteilen und klagen, gehen dabei bewußt oder unbewußt von ihrer gegenwärtigen Erfahrung aus und legen verkehrterweise an die Schuljugend einen ganz fremd-

artigen Maßstab an! Man kann ja freilich wie alles so auch die Anforderungen an das Gedächtnis übertreiben; aber im allgemeinen ist ein gut Teil jener sentimentalen Ergüsse über die der Jugend auferlegte Plage der Gedächtnisübungen eitel Unverstand. Man setzt da einfach voraus, dem Kinde, wenn es etwas auswendig lernen solle, ergehe es damit ebenso, wie uns Erwachsenen, während einen körperlich und geistig gesunden Kinde solche Gedächtnisübungen an und für sich gar nichts so Schreckliches und jedenfalls lieber sind als ungebührlich verfrühte und gesteigerte „Verstandes- und Denkübungen."[4])

Gehen wir nun aber noch genauer auf die Wirksamkeit des Gedächtnisses und die Bedingungen seiner Wirksamkeit ein, so ist hier vor allem maßgebend der schon im Bisherigen begründete allgemeine Satz, daß nur das vom Geiste recht behalten und leicht und sicher reproduziert wird, was von Anfang an recht aufgefaßt und aufgenommen worden ist. Mit je weniger persönlichem Interesse und also Aufmerksamkeit wir von vornherein etwas angesehen oder angehört haben, desto ungenauer wird unsere Erinnerung daran sein und desto leichter und früher wird sie überhaupt wieder verblassen.[5]) Dagegen eine uns in besonderem Grade interessierende und darum möglichst scharf von uns ins Auge gefaßte Sache kann sich uns schon vom ersten Sehen oder Hören so einprägen, daß sie uns, ohne daß wir sie je wieder sehen oder hören, für immer unvergeßlich bleibt. Wird doch das uns persönlich Berührende, je mehr es uns persönlich berührt, um so mehr in den innersten Kreis unseres eigensten Lebens hereingezogen, wo es, mit so vielen andern persönlichen Interessen sich berührend, gleichsam nicht nur mit einem, sondern mit zahlreichen Fäden angebunden wird. Sehr wesentlich kommt dann hiebei auch die das Interesse so vorzugsweise bestimmende Individualität mit in Betracht. Denn es giebt ja unzweifelhaft ganz individuell geartete „Gedächtnisse", ein besonderes Sprachgedächtnis, oder mathematisches Gedächtnis oder Musikgedächtnis ꝛc., kraft dessen jemand auf einem einzelnen Gebiete das ihm hier Dargebotene ungemein leicht und dazu auch fest und dauernd sich aneignen und behalten kann, während er für anderes vielleicht ein ziemlich schweres und schlechtes Gedächtnis hat. Natürlich! Denn für das eine Gebiet ist er vermöge seiner Individualität eigentümlich geartet und begabt; hiefür hat er darum nicht nur besonderes Interesse sondern auch eine besondere Kraft und Fähigkeit der Auffassung und Aneignung, während ihm andere Gebiete mehr

oder weniger fremd und verschlossen sind.[6]) Wo nun aber weder ein besonderes Talent noch sonst ein besonderes persönliches Interesse an der Sache das aufnehmende Gedächtnis von vornherein unterstützt, da muß eben die quantitative Wiederholung des Auffassungs- und Aneignungsaktes ergänzend eintreten. Durch diese wird dann die Vergegenwärtigung der betreffenden Vorstellung (des Sachbildes oder des Wortes) dem Geiste so zur Gewohnheit und Fertigkeit, daß er dieselbe jeden Augenblick aufs neue vollziehen kann und sie auch auf einen leichten Anstoß hin ohne sonderliche Bemühung aufs neue vollzieht.

Während wir nun aber im gewöhnlichen Leben gar vieles, was wir entweder zum ersten Male sehen oder was uns ungesucht zu wiederholten Malen entgegentritt, ohne weiteres und ohne es uns geflissentlich einzuprägen, behalten, muß dies beim eigentlichen Unterricht anders sein. Hier darf es nicht dem Zufall überlassen bleiben, ob das, was gelehrt, auch behalten wird, sondern es muß die dauernde Einverleibung des Lernstoffs in das Gedächtnis der Schüler zum geflissentlich angestrebten Zwecke des Unterrichts gemacht werden, so gewiß der Unterricht nur bleibend Wertvolles zu lehren hat. Zur dauernden Einverleibung in das Gedächtnis reicht aber in den meisten Fällen ein bloß einmaliges zur Anschauung und zum Verständnis Bringen des Gegenstandes nicht aus, zumal bei Kindern, die doch in der Regel ihren Lernobjekten noch kein so ausgesprochen persönliches Interesse entgegenbringen, wie es zur unvergeßlichen Einprägung eines nur einmal Angeschauten oder Gehörten erfordert wird. Hier muß vielmehr zu der das Verständnis der Sache vermittelnden Thätigkeit noch eine weitere, einübende Thätigkeit hinzukommen.

Näher handelt es sich bei diesem geflissentlichen, schulmäßigen Lernen um eine doppelte Art der Einprägung: um eine freiere, bei der nur die Sachen oder Gedanken behalten werden, während die sprachliche Einkleidung derselben freigegeben ist; und eine gebundenere, bei der mit den Sachen und Gedanken zugleich ihr bestimmter sprachlicher Ausdruck behalten wird. Letztere Art der Einprägung, die gewöhnlich mit dem Namen „Memorieren" bezeichnet wird, ist natürlich überall da unerläßlich, wo es eben nicht bloß auf die Sachen und Gedanken, sondern auch auf ihre bestimmte sprachliche Darstellung ankommt, wo also dieser bestimmte Name einer Sache oder diese bestimmte zu einer Thatsache gehörende Zahl oder diese bestimmte Auf-

einanderfolge von Wörtern und Zahlen (wie bei Gedichten, mathematischen Formeln ꝛc.) von Bedeutung ist. Mit diesem Unterschiede des freien Einprägens und des wörtlichen Memorierens hängt nahe zusammen, ist aber doch nicht gleichbedeutend die bekannte Unterscheidung des sog. *judiziösen* (verständigen, logischen) und des sog. *mechanischen Lernens*[7]). Ein mechanisches Lernen ist nämlich ein durch die äußere (räumliche und zeitliche), ein judiziöses Lernen ein durch die innere (gedankenmäßige) Association der Vorstellungen bestimmtes Lernen. Beim mechanischen Lernen vergegenwärtigen wir uns *das räumliche Nebeneinanderstehen oder die zeitliche Aufeinanderfolge* der einzelnen Bestandteile des zu Lernenden so oft, bis diese Bestandteile sich zu einer festen Kette zusammenschließen, innerhalb deren nach dem Gesetze der äußern Vorstellungsassociation immer ein Glied das neben ihm stehende oder auf es folgende von selbst d. h. ohne besonderes Besinnen von unserer Seite herbeizieht. Beim judiziösen Lernen dagegen bringen wir uns den *Grund*, weshalb die Vorstellungen (Sachen oder Worte) so mit einander verbunden sind oder so auf einander folgen, also ihren notwendigen, inneren Zusammenhang zum Bewußtsein und denken diesen innern Zusammenhang so oft durch, bis er uns nicht bloß ganz klar, sondern auch mehr oder weniger geläufig geworden ist und wir diese Gedankenverbindung mit wachsender Raschheit und Leichtigkeit vollziehen können. Nun läßt sich allerdings auch ein Gedankenzusammenhang mechanisch auswendig lernen, wenn nämlich einfach die äußere Aufeinanderfolge der Gedanken eingeprägt wird ohne Verständnis ihres innern Zusammenhangs oder des Grundes, warum sie gerade so aufeinander folgen. Und umgekehrt giebt es auch ein verständiges Memorieren, wenn man sich nämlich auch den Grund zum Bewußtsein bringt, weshalb zum Ausdrucke eines Gedankens gerade diese Worte, und zwar in dieser Aufeinanderfolge gewählt sind. In der Regel aber wird das freie Einprägen (bloß der Gedanken) auf judiziösem, das wörtliche Memorieren dagegen (wenn auch nicht allein, so doch zugleich und abschließend) auf mechanischem Wege erfolgen.

Mechanisches Auswendiglernen gänzlich zu verwerfen, wie dies schon je und je ausgesprochen wurde, ist jedenfalls ein Unding.[8]) Denn daß eine Sache in dieser Sprache so, in jener so benannt wird, daß eine geschichtliche Thatsache gerade in diesem Jahre vorgefallen, daß ein Berg gerade so und so viel Meter Höhe hat, — für diese und noch tausend andere *positive* Thatsachen läßt sich nun

einmal ein Grund, warum es so ist, entweder überhaupt nicht oder doch nicht für Kinder angeben; und sollen nun gleichwohl diese so etwas auf die Dauer wissen, so bleibt nichts anders übrig, als daß sie in äußerer d. h. mechanischer Wiederholung Sache und Name, Thatsache und Zahl so oft mit einander verbinden, bis beide eine bleibende Association in ihrem Geiste eingegangen haben. Wie aber vollends ein Gedicht mit einer bestimmten, durch den Rhythmus und andere Rücksichten gebundenen Aufeinanderfolge der Wörter ohne mechanische Einprägung sollte behalten werden können, ist ganz undenkbar. Das allein Naturgemäße ist hier offenbar ein Zusammenwirken und eine thunlichste Verbindung von judiziösem und mechanischem Lernen. Irgend ein Verständnis des inneren Zusammenhangs und der Gedankenfolge des zu Lernenden den Schülern zu eröffnen, empfiehlt sich schon deshalb, weil das Verstandene doch meist besser und richtiger verwendet wird als das unverstanden Gelernte. Noch wichtiger aber ist, daß das Verstandene, wenn es ganz oder teilweise dem Gedächtnis verloren gegangen oder ungewiß geworden ist, dann durch erneutes Durchdenken wieder hergestellt und ergänzt oder kontrolliert und neubefestigt werden kann, während es bei dem bloß mechanisch Auswendiggelernten viel verhängnisvoller ist, wenn hier dem Geist ein einzelnes Glied der nur in ihrer äußern Aufeinanderfolge eingeprägten Reihe verloren geht oder unsicher wird. Denn da steht es dann nicht in der freien Macht des Geistes, das Fehlende zu ergänzen und so den unterbrochenen Zusammenhang wieder herzustellen, sondern in den meisten Fällen ist es reine Sache des Zufalls, ob dem Geist jetzt oder später das verlorene und den Zusammenhang mit dem Nachfolgenden vermittelnde Glied wieder „einfällt", bzw. ob die unsicher und aufs Ohngefähr umhertastenden Versuche des „sich darauf Besinnens" so gelingen, daß durch die glückliche Berührung irgend einer Vorstellung, mit der das fehlende Glied irgendwie associiert ist, das letztere herbeigezogen wird. Allerdings ist nun ein großer Unterschied zwischen Verständnis und Verständnis. Zumal beim Unterricht der Jugend muß man sich nicht selten mit einem noch sehr unentwickelten Verständnisse begnügen, nämlich überall da, wo es sich um Stoffe handelt, deren wirkliches und volles Verständnis eine ganz andere Reife des Geistes und ganz andere Lebenserfahrungen voraussetzt, als sie das Kind schon haben kann (dies gilt keineswegs bloß von religiösen, sondern auch von sehr vielen realistischen, besonders geschichtlichen Stoffen). Hier mit der Einprägung warten zu wollen, bis die Zeit und das Alter

des Verständnisses komme, wäre thöricht, weil alsdann auch die Zeit des eigentlichen Lernens vorüber wäre. Hier muß vielmehr die Schule im wahren Sinne nicht für die Schule sondern für das Leben arbeiten und dem kindlichen Geiste einen gesunden und heilsamen Stoff zuführen *auch für die Zukunft*, die unter Mitwirkung neuhinzutretender Bedingungen das noch Unentwickelte erst zu lebendiger Entfaltung bringen wird. Einiges Verständnis des so für die Zukunft Gelehrten kann und soll ja immerhin dem kindlichen Geiste auch schon jetzt eröffnet werden, und wäre es auch nur das nächste Verständnis der die Gedanken in sich bergenden sprachlichen Form und Einkleidung.[9])

Übrigens muß ja auch da, wo ein wirkliches Verständnis des Gedankenzusammenhanges möglich ist, *zu dem verständigen Lernen noch schließlich und abschließend ein mechanisches Lernen hinzukommen*. Denn jede Erkenntnis hilft uns um so mehr und läßt sich um so leichter und fruchtbarer verwenden, je mehr sie von uns nicht nur verstanden, sondern uns zur *geläufigen Fertigkeit* geworden ist. Das wird sie uns aber nur dadurch, daß wir sie nach dem Zusammenhang ihrer Bestandteile nicht nur einmal, sondern wiederholt und zwar so oft durchdenken, bis wir sie wie mit Einem Blicke zu überschauen im stande sind. Dabei wird es sich in der Regel von selbst so machen, daß wir uns eine bestimmte Aufeinanderfolge von Gedanken zuletzt eben in der Form *einer bestimmten Aufeinanderfolge festausgeprägter Wörter oder Sätze*, also doch mehr oder weniger auf dem Wege des Memorierens, und zwar schließlich eines mechanischen Memorierens merken. So lernt zuletzt der Mathematiker die von ihm durchgearbeiteten Formeln, die er zu weiterer Verwendung braucht, in einer bestimmt ausgeprägten Fassung einfach auswendig; so ferner der Geograph und Historiker seine Namen- und Zahlenreihen; so endlich selbst der Philosoph und Theolog die seine Gedanken bündig zusammenfassenden Schlagwörter. Sie alle vermögen sich das so Gelernte zuletzt ganz mechanisch, ohne weiteres Besinnen zu vergegenwärtigen, und sie empfinden das nicht nur nicht als eine Last und Hemmung, sondern im Gegenteil als eine unleugbare Förderung ihrer Thätigkeit, weil sie das ihnen so mechanisch zu Gebot Stehende *desto leichter und bequemer für ihr weiteres Suchen und Arbeiten benützen können*. Wissen sie doch dabei, daß, weil sie die Sache verstehen und auch ohne beständiges Bewußtsein ihres Verständnisses dennoch unbewußt fortverstehen, es ihnen jederzeit möglich ist, das so

scheinbar nur in auswendig gelernten Worten Vorhandene wieder in eigentliche und bewußte Gedanken umzusetzen. — Ist aber auf diese Weise ein gewisses mechanisches Einprägen und Behalten selbst für die höheren Stufen des Erkennens etwas ganz Berechtigtes, ja Unentbehrliches, wie viel mehr wird dies dann vom schulmäßigen Lernen gelten! Möge man hier immerhin sich bemühen, dem Schüler das, was er lernen soll, auch so viel möglich sowohl nach seiner sprachlichen Form als nach seinem Gedankengehalt zum Verständnis zu bringen: nur versäume man darüber nicht die in ihrer Art ebenso wichtige Sorge für eine möglichst geläufige Einübung des zum Verständnis Gebrachten! Andernfalls wird man nur zu bald finden, daß das nicht fest und sicher Eingeübte teils in kurzem wieder entschwindet, teils praktisch wenig verwendbar und daher von geringem Nutzen ist.

---

[1]) Vgl. Deinhardt, in der Schmid'schen Encykl., 1. Aufl., II, S. 589 f.: „Das Gedächtnis hat die Bestimmung, die gesamte geistige Substanz, die der Mensch im Verlauf der Zeit durch sein Erkennen und Handeln zu seinem geistigen Eigentum gemacht hat, aufzubewahren und dadurch der Vergänglichkeit zu entreißen. Alles Denken und Handeln ist zunächst etwas Momentanes, ein Akt, der in der Zeit entsteht und vergeht. Durch das Gedächtnis wird aber der Inhalt des Denkens und Handelns dem Zeitprozeß entnommen und zu einem die Seele umkleidenden geistigen Leibe gemacht, der so gewiß unsterblich und ewig ist, als es die Seele selbst ist. Durch das Gedächtnis ist daher auch erst eine Entwicklung der menschlichen Seele von Stufe zu Stufe möglich gemacht. Das Gedächtnis allein bewirkt es, daß ein Mensch nicht immer wieder von vorn anzufangen hat, sondern die bereits erarbeiteten Resultate als lebenskräftiges Material zu immer neuen Bildungen verwenden und so sein geistiges Selbst bis ins Unendliche erweitern und vertiefen kann. Und je umfassender und wertvoller die geistige Substanz ist, die ein Mensch in seinem Gedächtnis vorrätig hat, desto freier und kraftvoller sind auch seine Gedanken und Handlungen. — Es gehört zu einer gesunden Verfassung des Geistes, daß immer nur dasjenige im Selbstbewußtsein gegenwärtig ist, was ich eben will und brauche, und daß ich alles, was sich etwa sonst noch von der Fülle der in mir vorhandenen Substanz in das Bewußtsein hereindrängen will, in das Reich der Bewußtlosigkeit zurückscheuche. — Die Fähigkeit, das, was ich behalten habe, in jedem Augenblick gleichsam aufzuwecken und ins Licht des Bewußtseins hereinzurufen, ist erst dann so, wie sie sein soll, wenn die Vorstellungen mit unmeßbarer Schnelligkeit aus dem Schachte der Innerlichkeit ins Bewußtsein gerufen werden. Man bewundert wohl die Schnelligkeit, mit der ein geschickter Klavierspieler die Töne anschlägt; aber diese Geschwindigkeit ist nichts im Vergleich mit der Schnelligkeit, womit die Seele ihres Inhalts sich bemächtigt, und ihn, je nachdem sie ihn braucht, in das Bewußtsein ruft, und wiederum, wenn

er seine Dienste gethan hat, daraus verabschiedet." — Lindner, empirische Psychologie, S. 84: „Das Gedächtnis ist die Grundlage aller geistigen Bildung, weil es die vielen auf einander folgenden Momente unseres Seelenlebens, welche sonst beziehungslos dastehen würden, mit einander verknüpft und aus ihnen ein Ganzes macht. Durch das Gedächtnis wird die jeweilige Gegenwart unseres Seelenlebens mit der ganzen Vergangenheit desselben in allseitige Berührung und Wechselbeziehung gebracht."

[2]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, II, S. 211 f.: „Von vergangenen Empfindungen und Gefühlen, Trieben, Strebungen, Begehrungen ist nur dasjenige erinnerbar, was das Auffassungsvermögen an ihnen that und von ihnen erfaßte, indem es sie zum Inhalt des Bewußtseins machte, d. h. indem es sie in die Form der Vorstellung brachte. Aber die Empfindung, das Gefühl, der Trieb und die Strebung selbst entsteht keineswegs wieder (es sei denn, daß mit der Erinnerung zugleich das den Trieb und die Strebung hervorrufende Bedürfnis sich regt): nur die Vorstellung, die wir von ihrem Charakter ꝛc. haben, tritt wieder ein. Wir erinnern uns z. B. sehr wohl, daß wir früher eine entschiedene Abneigung gegen einen Mann empfanden, dem wir jetzt in Freundschaft zugethan sind; aber diese Erinnerung stört nicht im geringsten unser gegenwärtiges Gefühl der Zuneigung. — Nicht die Empfindung selbst, sondern nur was von ihr Inhalt des Bewußtseins geworden ist, erscheint in der Erinnerung wieder. Den überzeugendsten Beweis hiefür liefert die Thatsache, daß in allen Fällen, wo wir den Gegenstand falsch aufgefaßt haben, nur die irrige, nicht aber die richtige Auffassung sich in der Erinnerung repräsentiert." — Lotze, Mikrok. I, S. 229f.: „Indem die Erinnerung den Inhalt früherer Empfindungen getreu wiederholt, wiederholt sie nicht gleichzeitig die Erschütterung, die wir von ihnen erfuhren. Die Vorstellung des Schmerzes ist nicht Schmerz, die der Lust nicht Lust selber; leidlos und freudlos erzeugt das Bewußtsein wie aus einer sichern Höhe herab den Inhalt vergangener Eindrücke mit aller Mannigfaltigkeit seiner inneren Verhältnisse, aber nie trübt es die Auflösung seiner Aufgabe dadurch, daß es an der Stelle der Bilder den Eindruck selbst wiederkehren ließe."

[3]) Die Beschränkung des Gedächtnisses auf das „Wortgedächtnis" findet sich z. B. bei J. H. Fichte, Psychol. I, S. 408: „Das dem Gedächtnis Anvertraute können wir nur in der Form der Wortbezeichnung aufbewahren, und im Akte der Erinnerung kann uns die Sache nur in ihrem Namen und durch ihn wieder präsent werden." — Noch schärfer behauptet dasselbe Erdmann in seinen „Psycholog. Briefen" S. 308 f.: „Unter Gedächtnis verstehe ich nicht die Macht über Einzelvorstellungen oder Bilder der Gegenstände, die ich vielmehr reproduktive Einbildungskraft nenne, sondern die Macht über die abstrakten Vorstellungen und ihre Namen. Es ist etwas ganz anderes, ob ich vermöge der Phantasie mir das Bild des Löwen zurückrufe, oder mich darauf besinne, wie ein solches Tier heißt. Eben deswegen liegt mir in dem Ausdruck „Wortgedächtnis" eigentlich ein Pleonasmus. Es giebt kein anderes."

[4]) Vgl. hiezu die bekannte Ausführung in Erdmann's Psychol. Briefen, S. 309 ff.: „Da die Bestimmung des unreifen Lebensalters nicht ist, selbständig

zu sein, so wird auch von ihm nicht erwartet werden dürfen, daß es selbst Gedanken schaffe, sondern daß es sich aneigne, was ihm vorgedacht worden ist. Darum ist beim Kinde das Gedächtnis stärker als bei den Erwachsenen. In späterer Zeit soll der Mensch selbst denken. Es giebt keinen, dessen Gedächtnis nicht abnähme, und zwar sehr frühe. Dies hat nicht seinen Grund darin, daß das Gehirn des Menschen härter wird, sondern darin, daß er aufhört, Kind d. h. bloß aneignend zu sein. Dem Gedächtnis einprägen ist im intellektuellen Gebiete, was Gehorsam im praktischen. Im Alter ist das Lernen schwer, weil das Alter zu etwas anderem, zum Selbstdenken, bestimmt ist. Hat man, was gelernt werden muß, in der Jugend versäumt, so ist das spätere Schwerwerden die verdiente Strafe. Ist die Kinder-Intelligenz ihrem Begriffe nach Gedächtnis, so versteht sichs von selbst, daß bei ihm Stärke des Gedächtnisses das alleinige Maß ist für die Energie der Intelligenz. Es giebt beim Kinde nur Einen Talentmesser, das Gedächtnis, wie es nur Einen Sittlichkeitsmesser giebt, den Gehorsam. In derselben Zeit, wo eine falsche Pädagogik den Gehorsam aus der Welt schaffte, indem sie vorschlug, den Kindern stets die Gründe jenes Gebots mitzuteilen, in dieser selben Zeit polemisierte man auch gern gegen das Gedächtnis. Es sollte, wie man sich ausdrückte, anstatt des Gedächtnisses der Verstand geübt werden. Dies gab altkluge Kinder d. h. dumme, weil, was im Alter klug ist, in der Kindheit Dummheit wäre, ganz ebenso, wie im Praktischen jene Erziehung die Kinder schlecht und unsittlich machte, weil, was später sittliche Forderung ist, im Kindesalter begriffswidrig, also schlecht ist. — Es giebt eine Weichlichkeit und Energielosigkeit der Intelligenz, welche nicht vermag sich zu konzentrieren, wo der Gegenstand nicht anziehend ist; diese hat meistens ihren Grund darin, daß dem Kinde, um ihm das mechanische Lernen zu ersparen, alles zu interessant gemacht wurde. Dergleichen rächt sich in späterer Zeit. Wie mancher hat in späterer Zeit an innerer Leere gelitten, weil er in der Jugend nicht auswendig gelernt hatte, ist unfähig zum Denken geblieben, weil man ihn zum Denker machen wollte zu einer Zeit, wo er bloßer Nachdenker sein sollte. — Ein Kinderkopf verträgt nicht nur vieles Lernen, sondern erfrischt sich durch vieles Lernen; nur Eines macht ihn krank und vielleicht für Zeitlebens: das unzeitige Hervorrufen des eigenen Denkens. — Ich muß also behaupten, das Schwäche des Gedächtnisses immer von Schwäche des Verstandes' begleitet ist. Ich kehre den Satz nicht um; es kann einer ein starkes Gedächtnis haben, ohne sich zum Verstande zu erheben, aber das Umgekehrte ist nicht möglich. Mir kommt es darum stets sehr lächerlich vor, daß manche Leute, deren drittes Wort ist, daß sie ein sehr schlechtes Gedächtnis haben, dies ordentlich prahlend aussprechen. Offenbar machen sie dabei immer stillschweigend die Antithese, ihr Verstand sei um so schärfer." — Vgl. auch J. H. Fichte, Psychol. I, S. 407: „Es ist das unmittelbarste Zeichen und der untrüglichste Gradmesser der allgemeinen Tüchtigkeit einer Intelligenz, wenn der Geist mit Energie und Vollständigkeit den Wahrnehmungsinhalt aneignet, um ihn zugleich als erinnerbaren Vorstellungsstoff in sich zu bewahren. Dies ist für psychologische Beobachtung wie für Pädagogik gleich wichtig. Alle guten Köpfe und ausgezeichneten theoretischen Talente haben ein treffliches Gedächtnis entweder dauernd besessen (Leibniz, Haller, Kant) oder

in ihrer Jugend durch solches sich ausgezeichnet: es war ein sicheres Vorzeichen für die allgemeine Energie, mit der sie künftig allen intelligenten Funktionen gewachsen sein würden."

[5]) Vgl. Ulrici, Leib und Seele, II, S. 225 f.: „Die Erinnerbarkeit der Vorstellungen hängt im allgemeinen von dem Gefühle ab, das sie begleitete oder mit ihnen in Beziehung stand. Durch das Gefühl wird die mit ihm verbundene Vorstellung gleichsam der Seele einverleibt; ihr Inhalt hört auf ein bloß äußerliches Objekt zu sein; er wird in und mit dem Gefühle zu einem Momente der Seele selbst." — Deinhardt, a. a. O. S. 590: „Daß so vieles so rasch wieder dem Bewußtsein verloren geht, daß so vieles bald wieder gleichsam durch den Boden des Bewußtseins hindurchfällt wie die Spreu durch ein Sieb, das ist allein dem Umstande zuzuschreiben, daß man es sich nicht recht assimiliert hat."

[6]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol., I, S. 398 ff.: „Ursprünglich und völlig unwillkürlich werden die einen von der Tonwelt angezogen, die andern von der Welt der Raumformen oder der Farben; und in genau entsprechendem Verhältnisse damit gelingt jedem die Aneignung der ihm zusagenden Vorstellungskreise ungleich leichter als die der andern; was gewöhnlich so ausgedrückt wird, daß der eine ein leichteres „Gedächtnis" für Melodien zeige, der andere für Formverhältnisse oder für Zahlen, für Naturkunde oder für Geschichte u. dgl., während doch der Grund davon keineswegs im „Gedächtnisse", im Bewahrthalten, sondern vielmehr in der ursprünglichen Energie des Aneignens zu suchen ist. — Die verschiedene Energie der Aneignung bei den verschiedenen Individuen kann nur auf ursprüngliche Unterschiede ihres Trieblebens (auf „angeborne Neigungen") zurückgeführt werden, die bis in das objektive Wesen des Geistes hinaufreichen. — Wir finden die Lebhaftigkeit des aneignenden Bewußtseins verschieden nach dem „Interesse", welches der Geist für den anzueignenden Inhalt hinzubringt. — Eine uniforme, gleichmäßig in uns allen wirkende „Fassungskraft" giebt es nicht, sondern jeder Geist, durch seinen Trieb gerade individualisiert, wird eben dadurch zu eigentümlichen Aneignungen im Bereiche des Objektiven hingezogen. Die Stärke und Richtung der Fassungskraft bei jedem ist eine verschiedene, weil sie nur der Ausdruck der ursprünglichen Stärke und Richtung seines Triebes ist."

[7]) Die gewöhnlich noch unterschiedene dritte Art des Lernens, die sog. ingeniöse, beruht auf der durch die Phantasie bestimmten Verbindung der Vorstellungen nach dem Gesetz der Ähnlichkeit oder des Kontrastes und empfiehlt sich nur etwa für vorübergehendes Lernen behufs eines bestimmten Zweckes. Vgl. hierüber Fichte, Psychol. I, S. 453 ff., Waitz, allg. Pädagogik, S. 367, Erdmann, a. a. O. S. 312.

[8]) Vgl. Erdmann, a. a. O., S. 310 f.: „Es ist keine Vernunft darin zu finden, daß dieses Tier Wolf, jenes Bär heißt; das muß man sich gefallen lassen, wie jede andere Gewalt. Dieses Gewaltleiden läßt mit Recht das Lernen durchs Gedächtnis ein mechanisches Lernen nennen. Das ist es auch. Haben wir etwas uns recht eingeprägt, wie das Einmaleins oder das A B C, so brauchen wir gar nicht mehr uns dafür zu interessieren, sondern wir

sagen es her, ohne etwas zu denken; es geht wie ein Uhrwerk, um das wir uns gar nicht zu kümmern haben. Man nennt ein solches Hersagen ein geistloses, und in der That beschäftigt sich der Geist während der Zeit vielleicht mit ganz anderem. Das aber scheint den Pädagogen recht zu geben, welche sich gegen das Gedächtnislernen erklären Denn wie? sollte der Mensch dahin gebracht werden, sich geistlos mit irgend etwas zu beschäftigen? Warum nicht, wenn dieses Etwas der Art ist, daß es nicht verdient, daß der Geist sich seine Zeit damit verderbt?"

[9]) Vgl. Deinhardt, a. a. O. S. 593: „Wenn auch eine untrennbare Verbindung zwischen dem gedächtnismäßigen Behalten einer geistigen Substanz und dem inneren geistigen Verständnis derselben stattfindet, so darf man doch nicht verkennen, daß das Verständnis der allerwichtigsten und folgenreichsten Dinge von Stufe zu Stufe sich entwickelt und meist sehr spät sich vollendet, wenn es sich überhaupt vollendet. Dieses gilt vor allem von religiösen Ideen, die erst durch eine reiche Lebenserfahrung ihr volles Verständnis und das innigste Interesse für das Gemüt erhalten. Nichts desto weniger erscheint es sehr heilsam, tiefsinnige religiöse Lieder und Sprüche frühzeitig dem Gedächtnis der Kinder einzuprägen, damit sie zur Zeit der Not und Gefahr in der Seele des Kindes gegenwärtig sind und ihre Kraft beweisen. Es ist recht gut, wenn die Kinder solche Lieder und Sprüche Wort für Wort — also zunächst mechanisch — ins Gedächtnis aufnehmen, wenn nur die weiteren Operationen, durch welche sich solcher Inhalt im Geist und Gemüt für alle Zeiten festwurzelt, nachfolgen. Diese bestehen zunächst darin, daß der Lehrer die in dem Gelernten liegenden Vorstellungen und Gedanken für sich und in ihrem Zusammenhange möglichst klar macht und durch praktische Erfahrungen und Beispiele veranschaulicht. Unter Umständen senkt sich der religiöse Inhalt auch schon einigermaßen in das Gefühl des Kindes ein, wenn auch erst die spätern Lebenserfahrungen nach und nach immer tiefere Beziehungen desselben aufschließen und ihn hiedurch mit unserem geistigen Selbst immer inniger verbinden. Auch für mathematische und philosophische Wahrheiten erscheint es in vielen Fällen ganz nützlich, wenn man mit diesem mechanischen Teil der Assimilation, den man mit dem Namen des Auswendiglernens bezeichnet, den Anfang macht, wenn nur das Inwendiglernen redlich nachgeholt wird. So sagt ja auch Hegel, eine Erkenntnis, sie sei welche sie wolle, auch die höchste, müsse man, um sie zu besitzen, im Gedächtnisse haben, man möge nun damit anfangen oder damit endigen; werde damit angefangen, so habe man um so mehr Freiheit und Veranlassung, sie selbst zu denken. Aber freilich muß auch mit dem Selbstdenken des zunächst mechanisch Aufgenommenen ein rechter Ernst gemacht werden, wenn es nicht als ein totes und isoliert stehendes Material bald genug auch aus dem Gedächtnis herausfallen soll."

§ 32.

Von **Vernunft** redet man in verschiedenem Sinne. Im weitesten Sinne umfaßt der Begriff der Vernunft alles eigentümlich Menschliche oder alles, was den Menschen zum Menschen macht und ihn specifisch vom Tiere unterscheidet, also namentlich auch die formalen Vermögen des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung. Schon

enger ist der Begriff gefaßt, wenn man unter Vernunft den angebornen Trieb der Vollkommenheit versteht, der den Menschen nirgends bei dem bloß Gegebenen, bei der unmittelbaren und thatsächlichen (empirischen) Wirklichkeit stehen bleiben und sich dabei beruhigen läßt, sondern überall ein Höchstes und Vollkommenes, ein unbedingt Wertvolles und darum den Menschen wirklich und völlig Befriedigendes sucht und begehrt. Auch dieser Trieb der Vollkommenheit (Vernunfttrieb) zieht sich freilich in seiner Art durch das ganze menschliche Sein und Wesen hindurch, so daß nicht nur die höchsten geistigen Triebe des Menschen (der sittliche und der religiöse) in ihm enthalten sind, sondern überhaupt alle geistigen Triebe in ihm gipfeln und ihre Vollendung finden. In diesem Sinne wäre dann die Vernunft zu bezeichnen als die ideale d. h. die dem Idealen, dem nicht bloß Seienden, sondern Seinsollenden (bzw. unbedingt Wertvollen) zugekehrte Seite des gesamten menschlichen Wesens. Speciell und im engsten Sinne wird die Vernunft auf das Erkenntnisvermögen bezogen, so daß sie als die durch den Trieb der Vollkommenheit bestimmte Intelligenz, als das Vermögen die Ideen zu „vernehmen", oder kurzweg als das Vermögen der Ideen zu definieren wäre.[1])

Wie jeder Trieb, so offenbart sich nämlich auch der das Denken bestimmende Vernunfttrieb (Trieb der Vollkommenheit) zuerst in entsprechenden Gefühlen, in denen wir auf unmittelbare Weise innewerden, ob und wieweit ein Gegebenes mit dem Höchsten, das für das betreffende Lebensgebiet maßgebend ist, harmoniert oder nicht harmoniert. Aber zu einer Kundgebung der Vernunft im eigentlichsten Sinne des Wortes wird ein solches Urteil doch erst dann, wenn der Geist sich nicht mit einem mehr nur instinktmäßigen Gefühlsurteile begnügt, sondern sich denkend den Grund jenes Gefühlsurteiles zum Bewußtsein bringt, wenn er also bewußt und begriffsmäßig zu erkennen sucht, wie ein Gedanke, eine That, eine Form und Gestalt beschaffen sein muß, um unsern auf ein Höchstes gerichteten Vernunfttrieb und damit unser wahrstes Selbst zu befriedigen. So erzeugt die Vernunfterkenntnis in bewußter Denkthätigkeit gewisse höchste Begriffe, die dann für ein ganzes Lebensgebiet den idealen Maßstab bilden, nach welchem alle in dieses Gebiet hereinfallenden Erscheinungen zu beurteilen sind; und diese höchsten Begriffe sind eben die Ideen, die, wenn sich mit dem begrifflichen Denken noch die Thätigkeit der individuell gestaltenden Phantasie verbindet, die Form des individuell ausgeprägten

Ideales bekommen.[2]) Hieraus erhellt denn auch von selbst, in welchem Sinne man von „angebornen Ideen" reden kann, und in welchem nicht. Streng genommen giebt es freilich keine angebornen Ideen, sofern gedachte Begriffe als solche niemals angeboren, sondern immer etwas von uns Erzeugtes und Gebildetes sind. Sofern aber die leitenden Grundgefühle, die durch das Denken zu Ideen gestaltet werden, unmittelbare Kundgebungen des uns jedenfalls angebornen Vernunfttriebes der Vollkommenheit sind, kann man in diesem abgeleiteten Sinne immerhin auch von angebornen Ideen reden.[3])

Im einzelnen unterscheidet man so gewöhnlich die Ideen des Wahren, des Guten und Schönen, wozu wir aber jedenfalls noch die Idee des höchsten Gutes (sowie nach dem Spätern die Idee Gottes) hinzufügen müssen. Die Idee des Wahren als die höchste und maßgebende Richtschnur auf dem intellektuellen Gebiete schließt nämlich in sich die (unser Urteilen wie unser thatsächliches Verhalten bestimmende) Erkenntnis, daß nur eine wirkliche Übereinstimmung unserer Gedanken und Begriffe mit dem innersten Wesen der Objekte selbst unsern Erkenntnistrieb befriedigt. Die Idee des Guten als höchste Richtschnur auf dem Gebiete des Wollens und Handelns schließt in sich die Erkenntnis, daß unser Wollen und Handeln nur dann und nur soweit in der richtigen, unser eigenes Gewissen befriedigenden Bahn sich bewegt, wenn und soweit es mit dem Sittengesetz oder unserem eigenen sittlich-religiösen Triebe harmoniert. Die Idee des Schönen als höchste Richtschnur auf dem Gebiete der Phantasie und des durch dieselbe bestimmten darstellenden (künstlerischen) Handelns schließt in sich die Erkenntnis, daß auch die äußere Form und Erscheinung der Objekte wie unserer eigenen Handlungen keineswegs gleichgiltig ist, sondern mit dem innern Wesen derselben übereinstimmen, bzw. in Einklang gebracht werden muß, wenn die Dinge (oder Handlungen) wirklich ihrer Bestimmung entsprechen sollen. Die Idee des höchsten Gutes endlich als oberste Richtschnur auf dem Gebiete des Fühlens schließt in sich die Erkenntnis, daß, wenn und soweit unser Erkennen, Wollen, Handeln und Darstellen den Ideen des Wahren, Guten und Schönen gemäß sich gestaltet, damit zugleich unser eigenstes Lebensbedürfnis befriedigt und unser eigenstes Lebensglück begründet wird.[4])

Entspricht nun aber all diesen Ideen eine reale Wirklichkeit, oder sind sie bloße Ideen im Sinne von bloßen Gedankendingen? Diese Frage fällt wesentlich mit der andern zusammen: Ist die mit den Ideen

sich befassende Vernunft eine selbständige, uns neue Realitäten offenbarende Quelle der Wahrheit? oder ist sie nur eine neue Form zu eigentümlicher Fassung und Gestaltung der uns auch sonst schon bekannten, und anderswoher zukommenden Wahrheit (also, mit Kant zu reden, ein bloß regulatives, nicht konstitutives Princip)? Letzteres behauptet bekanntlich der Sensualismus, der nur die äußern, leiblichen Sinne als Organe zur Aufnahme von Realitäten und also nur das mit den leiblichen Sinnen Wahrzunehmende als Realität anerkennt. Sein Grundsatz: „Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu“ (Nichts ist im Verstand, was nicht vorher in den Sinnen war) wird von Hunderten und Tausenden als selbstverständliches Axiom nachgeredet, während er das doch nur bei einer ganz bestimmten Deutung ist, keineswegs aber im ursprünglichen und noch immer gewöhnlichsten Sinne. Daß nämlich alles bewußte Erkennen auf der Empfindung beruht und der Geist nichts als wirklich ansehen und gelten lassen kann, was ihm nicht irgendwie sein Dasein zu empfinden und zu erfahren gegeben hat, das versteht sich freilich von selbst und ist ein Fundamentalsatz jeder richtigen Erkenntnislehre. Aber folgt nun daraus, daß wir überhaupt nur solches empfinden können, was durch die Thore der äußern leiblichen Sinne an uns herantritt und sich uns offenbart? Wenn dies der Sensualismus behauptet oder vielmehr ohne weiteres als etwas Selbstverständliches voraussetzt, so ist das einfach eine Erschleichung (petitio principii), die dadurch, daß sie so häufig ist, um nichts besser wird. Oder sind wirklich die sinnlichen Empfindungen die einzigen, die wir haben? Empfinden wir nicht ebenso auch die innern Regungen des auf das Höchste gerichteten Vernunfttriebes mit seinen Forderungen und den aus ihm hervorgehenden so ganz eigentümlichen Lust- und Unlustgefühlen? Und sind diese Empfindungen nicht zum mindesten ebenso wirklich als die in den äußern Organen unseres Leibes entstehenden Empfindungen? Wenn aber dies, weist dann die so eigentümliche innere Empfindung nicht gleicherweise auf eine ihr entsprechende Realität hin, wie die Sinnenempfindung eine ihr entsprechende Realität fordert und voraussetzt?[5]) Jenes Höchste und Vollkommene, auf dessen Erfassung und Herstellung und schließlich uns beglückenden Genuß unsere ganze Vernunftthätigkeit gerichtet ist, kann somit nicht eine Idee sein im Gegensatz zur Wirklichkeit überhaupt, sondern nur im Gegensatz zur schlechten, unvollkommenen, allein den äußeren Sinnen erscheinenden Wirklichkeit; in Wahrheit aber ist es auch

eine Realität, ja etwas Realeres als die bloß äußere, sinnliche Wirklichkeit.[6]) Auch etwas Seinsollendes ist es zunächst nur für uns, sofern wir allerdings für uns durch eigene freie Selbstthätigkeit das Wahre erst finden und das Gute und Schöne und uns Beglückende (wenigstens in gewissem Sinne) erst herstellen sollen und müssen; aber der Bestand des Wahren, Guten, Schönen und Beglückenden an und für sich hängt nicht an uns und unserem Thun, sondern dasselbe ist und besteht auch ohne uns in einer von uns unabhängigen, übersinnlichen Welt des Wahren, Guten, Schönen und Beseligenden.[7]) Seinen letzten Grund und seine eigentlichste Existenz hat aber alles Wahre, Gute, Schöne und Beseligende in der all diese Ideen noch überragenden und sie in sich zusammenfassenden Idee des schlechthin höchsten und absoluten Wesens oder in der Idee Gottes, der freilich als der lebendige Inbegriff dieser Ideen auch keine bloß unpersönliche Idee, sondern die absolute Persönlichkeit selbst ist und sein muß.[8]) Jener auf das Höchste gerichtete Trieb der Vollkommenheit kann sich auch nur darum so mächtig in uns regen, weil das Höchste oder vielmehr der alle Vollkommenheit in sich vereinigende höchste Gott selber durch sein Innewirken jenen von ihm uns anerschaffenen Trieb in Bewegung setzt und in unabläßiger Bewegung erhält. Wie unsere auf die sinnliche Außenwelt gerichteten Triebe, um zu erwachen, durch die Einwirkung eben dieser sinnlichen Außenwelt angeregt werden müssen, ganz ebenso muß auch unser auf die übersinnliche Idealwelt gerichteter Trieb durch die lebendige Einwirkung dieser Idealwelt angeregt werden, um seinerseits in Thätigkeit zu treten.[9]) Daß das hiebei in uns Vorgehende durch die Einwirkung einer thatsächlich außer uns vorhandenen Idealwelt hervorgebracht wird, das läßt sich freilich nicht mit zwingender Notwendigkeit beweisen, ist also gewissermaßen etwas bloß zu Glaubendes. Aber ganz dasselbe gilt ja in Wahrheit auch von dem Vorhandensein einer sinnlichen Außenwelt, die wir als Grund und Voraussetzung der auf unsere Sinnesorgane gemachten Eindrücke gleichfalls (glaubend) annehmen müssen, ohne ihr Dasein streng und zwingend beweisen zu können.[10])

Doch jene Idealwelt ist nicht nur über und außer dieser Sinnenwelt, sondern in gewissem Sinne auch in ihr, sofern alle Gegenstände der Sinnenwelt eine nicht bloß reale, sondern auch ideale Seite haben, nicht bloß einfach sind, was sie sind, sondern noch etwas werden sollen, was sie noch nicht sind. Damit kommen

wir auf den in mancher Hinsicht wichtigen Unterschied zwischen Verstand und Vernunft, zwischen verständigem und vernünftigem Erkennen und Wollen.[11]) Der Verstand als solcher hat es mit dem Seienden zu thun. Er sucht das einzelne Ding in seinem thatsächlichen Bestand und seinem nächsten Zusammenhange mit dem, woraus es unmittelbar wird und wozu es unmittelbar dient, zu erkennen und es demgemäß auch praktisch zu verwenden, indem er nur darauf bedacht ist, für den zu erreichenden, gleichviel welchen Zweck das passende, sicher zum Ziele führende Mittel zu entdecken. Die Vernunft dagegen ist auf das Seinsollende gerichtet. Sie will nicht bloß den die thatsächliche Wirklichkeit ausdrückenden Begriff der Sache, sondern ihre (göttliche) Idee und Bestimmung erkennen, indem sie den einzelnen Gegenstand in den Zusammenhang des ganzen Universums hineinstellt und seinen Wert und seine Bedeutung fürs Ganze ins Auge faßt.[12]) Sie will ferner den Gegenstand nicht nur als Mittel für irgend einen beliebigen und zufälligen Zweck benützen, sondern ihn seiner Idee und Bestimmung gemäß behandeln und ihn selbst auch durch freie Einwirkung erst zu dem machen, bzw. umgestalten, was er sein und werden soll. Je tiefer und wahrer freilich der Begriff einer Sache erfaßt wird, um so mehr fällt derselbe mit der Idee der Sache zusammen; und so muß eben jedes Erkennen, je mehr es an Wahrheit und Tiefe zunimmt, um so mehr aus einem bloß verständigen ein vernünftiges Erkennen werden.

Allerdings gilt dann von einem so vernünftigen Erkennen im höchsten Maße, was wir oben von dem Erkennen des wahren Wesens der Dinge überhaupt gefunden haben, daß es nämlich für unsere irdische Existenzstufe ein Ideal ist, dem wir uns nur stufenweise annähern können. Und das gilt dann wiederum in ganz besonderem Sinne von der schulpflichtigen Jugend, die zu einem das Ganze umfassenden, auf die letzten Gründe zurück- und auf die letzten Ziele hinausschauenden Denken in der That noch wenig befähigt ist. Glücklicherweise giebt es nun aber eine volkstümliche Form vernünftiger Auffassung und Behandlung der Dinge, die auch dem schulpflichtigen Kinde schon möglich und zugänglich ist. Es ist das jene Auffassung und Behandlung, die man gemeiniglich die sittlich-religiöse nennt. Wer alle Dinge und Vorgänge, auch der sinnlichen Außenwelt, der Natur, des Menschenlebens, der Geschichte ꝛc., so weit möglich unter sittlich-religiöse Gesichtspunkte stellt, der faßt ja damit diese Dinge

nicht nur nach ihrem unmittelbaren Thatbestande auf, sondern nach dem, was sie sein sollen, welchen Wert sie für's Ganze haben, was sie beitragen zur Verwirklichung der höchsten und letzten Lebenszwecke. Das eben aber ist dann eine nicht nur verständige sondern vernünftige Auffassung, und eine solche Auffassung ist gerade auch dem kindlichen Geist und Gemüt so wenig fremd und verschlossen, daß sie ihm im Gegenteil näher liegt als eine bloß bei dem nächsten Kausalzusammenhang stehen bleibende und daraus die Dinge erklärende rein verständige Betrachtung.

---

[1]) Vgl. A. Hölder in der Schmid'schen Encyklopädie, X, S. 739. 741 f.: „Es ist das Gesamtwesen des menschlichen Geistes, welches durch den Ausdruck Vernunft bezeichnet wird, und nicht etwa nur eine einzelne, etwa nur die erkennende Seite desselben, so daß alles, was dem Menschen eigentümlich ist und vom Tiere ihn unterscheidet, mit der ihm innewohnenden Vernunft irgendwie im Zusammenhange stehen muß. — In erster Linie wird allerdings, wenn wir von der dem Menschen innewohnenden Vernunft reden, die Eigentümlichkeit des Menschen von seiten seines Erkenntnisvermögens ins Auge gefaßt; die Vernunftanlage des Menschen ist nämlich die Fähigkeit desselben die Wahrheit zu erkennen und durch die erkannte Wahrheit seinen Willen bestimmen zu lassen." — Ulrici, Praktische Philosophie, I, S. 192 ff.: „Die Vernunft greift in alle Hauptgebiete des Lebens und Wirkens der Seele, in die Sphäre der Gefühle, der Vorstellungen, der Strebungen und Willensakte ein. Es läßt sich daher auch geradezu sagen, die Vernunft sei kein besonderes Vermögen, sondern vertrete nur die ethische Seite der drei psychischen Grundvermögen des Geistes, und bezeichne nur die Thatsache, daß diese Vermögen nicht bloß zur gegebenen Beschaffenheit der Dinge und seines eigenen Wesens, sondern auch zu einer ihm selbst wie den Dingen gegebenen Bestimmung, also nicht bloß zu dem, was ist, sondern auch zu dem, was sein soll, in Beziehung stehen. Oder, was dasselbe ist, die Vernunft als ein besonderes Vermögen bezeichnet nur das notwendige einhellige Zusammenwirken aller menschlichen Geisteskräfte zu dem Einen Ziele hin, zur Vervollkommnung des menschlichen Seins und Wesens, zur Verwirklichung der Idee des Wahren, Guten und Schönen. — Die Vernunft erweist sich als das Vermögen der Ideen; sie ist es, welche die ethischen Normativbegriffe bildet und entwickelt; sie ist das Erkenntnisvermögen des objektiv Wahren, Guten und Schönen." — Lotze, Mikrok., I, S. 273: „Das Gefühl enthält zugleich den Grund jener eigentümlichen und höchsten Thätigkeit, welcher wir im Gebiete der Intelligenz begegnen, jener wertempfindenden Vernunft nämlich, die von dem Ganzen der Wirklichkeit Formen des Daseins befolgt wissen will, in denen sie allein den Wert des Wirklichen verbürgt findet."

[2]) Vgl. Ulrici, Glauben und Wissen, S. 190. 203 f.: „Als Idee kann nur derjenige Begriff bezeichnet werden, dessen Inhalt nicht bloß irgend ein Objekt und dessen Beschaffenheit, sondern zugleich ein normatives Vorbild für das

Sein und Werden, für unser Streben und Wollen darstellt. Auch von der Idee Gottes kann nur die Rede sein, wenn zugleich vorausgesetzt wird, daß die Vorstellung eines göttlichen Wesens in irgend einer Beziehung eine normative Kraft für unser Thun und Lassen habe." — Hölder, in Schmid's Encyklopädie, X, S. 753: „Die Vernunft ist es, welche den Begriff Gottes, die Begriffe der Gesetzmäßigkeit, des Wahren, Guten und Schönen in sich hat. Diese Begriffe können wir Ideen nennen, sofern wir unter Ideen solche Begriffe verstehen, welche nicht nur das Sein überhaupt, sondern speciell das wertvolle Sein in Gedanken ausdrücken. Dieses wertvolle Sein kann entweder real existieren (so Gott als der absolut Wertvolle und die in ihm wurzelnden Gesetze, sofern sie die Gebiete der Natur und des Geistes mit Naturnotwendigkeit beherrschen), oder ideal als durch das von Gott gewollte und vom Menschen zu realisierende Ziel, als das Seinsollende (dahin gehört die Wahrheit als das vom menschlichen Denken, die Güte als das vom Handeln, die Schönheit als das vom künstlerischen Gestalten zu Erstrebende), welches zugleich für die Beurteilung menschlicher Leistungen den absoluten Maßstab bildet. In Wirklichkeit finden sich nun diese Ideen nur auf einer bestimmten Entwicklungsstufe in Form von bewußt gedachten Begriffen im Geiste; dagegen bei vielen Menschen zeigen sie sich nie anders denn in der Form unbestimmter Vorstellungen und instinktartiger Gefühle." — Dittes, Psychol., S. 135: „Die Ideale sind anschaulich gedachte, mit realer Erscheinung umkleidete Vollkommenheiten, während die Ideen abstrakt gedachte, von allem Sinnlichen abgelöste Vollkommenheiten sind. Die Ideen sind Musterbegriffe (Denkgebilde), die Ideale Mustergestalten (Phantasiegebilde)."

[3]) Vgl. Lotze, Streitschriften, Heft I, S. 13: „Frühere Zeiten waren zu freigebig mit dem Namen angeborner Ideen; die unsere scheint mir in den entgegengesetzten Irrtum zu verfallen, wenn sie diesen Begriff mit einer kleinlichen Bemängelung der nicht ganz passenden Bezeichnung ohne weiteres beiseite setzt. Ich habe mich nie überzeugen können, daß unsere logisch und metaphysisch denknotwendigen Grundsätze über die Natur der Dinge, daß unsere ästhetischen Gefühle und das Bewußtsein ethischer Verpflichtung auf etwas anderem beruhen als auf diesen unmittelbaren Tiefen unserer Natur, so daß sie, angeregt durch die Erfahrung, als ursprüngliche Besitztümer derselben in unserem Bewußtsein hervortreten, — nicht als fertige, nicht als von jeher bewußt vorschwebende Bilder uns angeboren, aber so in uns begründet, daß sie zwar einer Anregung durch die Erfahrung bedürfen, aber nie durch diese uns gegeben werden." — Rümelin, Reden und Aufsätze, S. 418: „Es soll und kann nicht von angebornen Ideen die Rede sein, wohl aber von einer angebornen Disposition oder Angelegenheit der Seele, auf den Intellekt einen Druck oder Reiz zu üben, daß er Vorstellungsreihen suche und ausbilde, welche jenem Verlangen entgegenkommen, um dann von den ihr dargebotenen Vorstellungen die einen willig hinzunehmen, die andern zurückzuweisen, je nachdem sie jenem Verlangen und zugleich den andern gleichberechtigten innern Forderungen, wie den Denkgesetzen und dem Gewissen, mehr oder weniger entsprechen."

[4]) Vgl. Ulrici, Psychol. II, S. 290 f.: „Die ethische Grundkategorie ist

der Begriff der Vollkommenheit. Indem wir diese Kategorie der Vollkommenheit auf den Inhalt unseres Meinens und Glaubens, Erkennens und Wissens anwenden, gewinnen wir die Idee der Wahrheit. Denn diese ist eben nichts anderes als das Ideal des Wissens, der Begriff des schlechthin vollkommenen Wissens als der absoluten Übereinstimmung eines allumspannenden, nicht bloß das Dasein, sondern auch Grund, Ordnung und Zweck desselben erfassenden Denkens mit dem das All in sich begreifenden reellen Sein. Indem wir ferner nicht nur an das natürliche Geschehen, sondern an das bewußte, freie Wollen und Handeln die Kategorie der Vollkommenheit halten, bildet sich die Idee des Guten. Denn das Gute als Idee ist wiederum nur das Ideal des Wollens und des Handelns, der Begriff des schlechthin vollkommenen Thuns und Wirkens als der absoluten Übereinstimmung des Handelnden nicht nur mit seinem eigenen Wesen und dessen Bestimmung, sondern auch mit der Wesenheit und Bestimmung seiner Gattung, der Natur der Dinge, des Weltganzen (und also in letzter Instanz mit dem Willen Gottes). Und indem wir endlich die Formen der Dinge gemäß der Kategorie der Vollkommenheit unterscheiden, gewinnen wir die Idee des Schönen. Denn die Schönheit als Idee ist wiederum nur das Ideal der Formbildung, der Begriff der schlechthin vollkommenen Gestaltung und Darstellung der Dinge als der absoluten Übereinstimmung nicht nur ihrer Teile unter einander und mit dem Ganzen, sondern auch ihrer Erscheinung mit ihrem Wesen und Zwecke, ihrer Äußerung (Bewegung, Thätigkeit, Handlung) mit ihrer eigenen wie mit dem Ganzen der Natur. Die Schönheit ist daher in höchster Instanz zugleich die vollkommene Darstellung (Erscheinungsform) des Wahren und Guten. Und die Ideen des Wahren, Guten und Schönen zur Einheit zusammengefaßt und als die Eigenschaften Eines Wesens angeschaut bilden das absolute Ideal, die Idee des absolut vollkommenen Wesens, den Begriff Gottes (vgl. hiezu noch § 34, Anmerkung 5." — Ueberweg, System der Logik, S. 10: „Das Wahre ist die der Wirklichkeit entsprechende Erkenntnis; das Gute ist die ihrer innern Bestimmung oder ihrer Idee entsprechende Wirklichkeit als Objekt des Wollens und Handelns; das Schöne die ihrer innern Bestimmung oder ihrer Idee entsprechende Erscheinung als Objekt des Gefühls und der Darstellung."

[5]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. II, S. 21. I, S. 209. II, S. 24 f.: „Jeder subjektive Trieb findet eine entsprechende Ergänzung und Beantwortung in der objektiven Welt („Welt" hier ebenso in geistiger wie natürlicher Bedeutung gefaßt), so daß beide wie zwei hälftige Seiten eines Ganzen ineinander greifen und für einander vorbereitet sind. Kein ursprünglicher Trieb im Menschenwesen, ohne ein ihm Entgegenkommendes, Entsprechendes (darum ihn Befriedigendes) in der objektiven Welt zu finden! — Fortan muß daher die Psychologie anerkennen, daß das menschliche Bewußtsein nicht lediglich seinen Inhalt empfange von der Sinnenwelt her, sondern daß es zugleich genährt und befruchtet zu werden vermöge durch geistige Einwirkungen rein unsinnlicher Art, zu denen dem Geiste der Zugang geöffnet ist im innerlichsten, vorbewußten Mittelpunkte seines Wesens. — Das Bewußtsein des Menschengeistes schöpft nicht aus Einer, sondern aus zwei Quellen.

Die eine Quelle ist die Erregung des Bewußtseins von außen, in ihrem Gesamtergebnis erzeugend die sinnliche Erfahrung, unmittelbar die der Außenwelt, mittelbar durch das dabei bewirkte Erwecktwerden des Selbstbewußtseins auch der innern Erfahrung. Das eingewurzelte Vorurteil, daß dies der einzige Inhalt des Bewußtseins, die einzige Quelle seines Wissens sei, welches in dem bekannten Spruche sich zusammenfaßt, daß nichts im Verstande vorhanden, was nicht aus dem Sinnlichen geschöpft sei: — dies Vorurteil zerstörte Kant zwar principiell, nicht aber in seinem ganzen Umfange und bis zu seiner Wurzel. Denn ihm bleiben die „aprioriſchen Kategorien und Ideen" doch überwiegend nur von formaler Beſchaffenheit. Es fehlte die entſcheidende Einſicht, daß jenes „Aprioriſche", dem Geiſte von innen her und vorbewußt Verliehene nicht bloß jene Fähigkeit enthalte, im Gegebenen ſich zurechtzufinden, ſondern daß dem Geiſte von dorther ein neuer, eigentümlicher Erkenntnisinhalt zufließe."

[6]) Vg. Lotze, Mikrok., III, S. 557 f.: „Es ist eine unmittelbare Gewißheit, daß das Größte, das Schönste und Wertvollste nicht bloßer Gedanke, sondern Wirklichkeit sein muß, weil es unerträglich an sich sein würde, von dem Ideale zu glauben, daß es eine Vorstellung sei, die das Denken wohl in seiner Arbeit erzeugt, die aber in der Wirklichkeit kein Dasein, keine Macht und keine Giltigkeit habe. — Wäre das Größte nicht, so wäre das Größte nicht, und es ist ja unmöglich, daß das Größte von allem Denkbaren nicht wäre. — Gerade dem Vollkommensten und Größten gebührt es, vollkommen und allumfassend wirklich zu sein."

[7]) Vgl. Ulrici, Praktische Philosophie, I, S. 163: „Jede der drei Ideen des Wahren, Guten und Schönen ist doppelseitig; jede hat eine reelle, objektive und eine ideelle, subjektive Seite; jede ist nicht bloß menschlicher Gedanke oder vom Menschen erst zu verwirklichen, sondern ihr Inhalt hat Realität an und in sich selbst."

[8]) Vgl. Trendelenburg, Logische Untersuchungen, II, S 425 f.: „Das Unbedingte, in dem das Bedingte Halt und Bedeutung gewinnt, nennt die philosophische Abstraktion das Absolute; der lebendigere Glaube nennt es Gott. Dies Unbedingte ist kein negativer Begriff. Der verneinende Ausdruck bezieht sich auf den Weg, auf welchem wir zu dem Begriff kommen. Der Begriff selbst ist positiv, und, wenn er Wahrheit hat, der bejahendste von allen; denn das Unbedingte, von keinem andern getragen, aber alles andere tragend, sich selbst genügend und in sich selbst gegründet, bejaht sich selbst und alles Bedingte. Ist nun dies Unbedingte Wahrheit? oder ist es nur das notwendige, aber täuschende Ideal des Geistes? Wenn wir den farbigen Regenbogen vor uns haben, so haben wir das Sonnenlicht, das wechsellos Eine, hinter uns, und wir dürfen uns nur zu ihm umwenden. So wird sich auch in jenem Urbilde des menschlichen Geistes das ewige Licht spiegeln. Es ist nirgends in der Natur ein Schein, der nicht ein mächtigeres Sein hinter sich hätte und von diesem ausströmte. Sollte denn zuerst im menschlichen Geiste ein solcher Schein ohne ein ihn hervorbringendes Wesen sein?" — Sigwart, Logik, II, S. 600 f.: „Die Gottesidee erhält ihren natürlichen Inhalt von dem Ideale, dem unser eigenes Wollen auf theoretischem wie auf praktischem Gebiete zustrebt; das Ziel, dessen Gedanke als

lebendige Kraft uns bewegt, findet seine Bürgschaft, wenn es als letzter und unbedingter Grund der Welt schon realisiert und die Welt von einer absoluten Intelligenz erkannt ist." — Lotze, Mikrok., III, S. 559 f. 564. 576 f.: „Der Sehnsucht des Gemüts, das Höchste, was ihm zu ahnen gestattet ist, als Wirklichkeit zu fassen, kann keine andere Gestalt seines Daseins als die der Persönlichkeit genügen oder nur in Frage kommen. So sehr ist sie davon überzeugt, daß lebendige, sich selbst besitzende und genießende Ichheit die unabweisliche Vorbedingung und die einzig mögliche Heimat alles Guten und aller Güter ist, so sehr von stiller Geringschätzung gegen alles anscheinend leblose Dasein erfüllt, daß wir stets die beginnende Religion in ihren mythenbildenden Anfängen beschäftigt finden, die natürliche Wirklichkeit zur geistigen zu verklären; nie hat sie dagegen ein Bedürfnis empfunden, geistige Lebendigkeit auf blinde Realität als festeren Grund zurückzudeuten. — Das Höchste in der Gestalt des persönlichen Gottes zu fassen, dazu wurde das religiöse Gemüt auch durch Bedürfnisse der Demut und durch die Sehnsucht geführt, verehren und lieben zu können. — Vollkommene Persönlichkeit ist nur in Gott; allen endlichen Geistern ist nur eine schwache Nachahmung derselben beschieden; die Endlichkeit des Endlichen ist nicht eine erzeugende Bedingung für sie, sondern eine hindernde Schranke ihrer Ausbildung. In der That, wir haben wenig Grund, von der Persönlichkeit endlicher Wesen zu sprechen; sie ist ein Ideal, das wie alles Ideale nur dem Unendlichen eigen ist in seiner Unbedingtheit, uns aber, wie alles Gute, nur bedingt und darum unvollkommen zu teil wird." — Rümelin, a. a. O. S. 411 f.: „Ist ein Denken ohne Denkendes irgend vorstellbarer als ein all- und selbstbewußter Geist? Ist es nicht folgerichtiger, lieber ehrlich und bescheiden zu sagen: Wir wissen und begreifen das Wesen Gottes nicht, aber wir können es nicht unterlassen, an die Spitze des Weltganzen Geist und Wille zu setzen statt Kraft und Stoff, und dabei vom Höchsten und Besten, was wir an unserem eigenen Wesen erkennen, aufwärts statt abwärts zu schließen, ein potenziertes Denken, Fühlen und Wollen und damit auch ein Höchstes, das denkt, fühlt und will, wenn nicht vorzustellen, doch zu glauben und — zu lieben? Etwas Anthropomorphismus läuft dabei mit; das ist nicht in Abrede zu stellen und zu vermeiden. Aber stellen wir ein Denken an die Spitze, das ein Niemandsdenken ist, eine Idee, die weder denkt noch gedacht wird, sondern nur ist und geschieht, dann haben wir auch Anthropomorphismus, sofern Denken ein menschliches Attribut ist, nur einen mit Widersinn verquickten, und statt der vorgeblichen sublimen Weisheit eine Mißhandlung der elementarsten Gesetze und Stammbegriffe aller menschlichen Logik."

[9]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. I, S. 207. II, S. 120: „Der Vernunftinhalt in unserem Geiste und die Möglichkeit, daß unser Bewußtsein bis in seine Region sich erhebe, ist das ewig neu in uns sich kundgebende Zeugnis eines realen Verhältnisses unseres Geistes zum Urgeiste selbst, aufs allereigentlichste der „Finger Gottes" in unserem Wesen. — Das Vorhandensein der Idee eines Unbedingten in unserem Bewußtsein beweist die reale Existenz dieses Unbedingten (oder Gottes). Denn so gewiß nichts in uns oder außer uns zu ihr Veranlassung zu geben oder ihr zu entsprechen vermöchte, kann ihr Ursprung

in uns nur auf das Unbedingte selbst als den Urheber und auf seine Eingebung zurückgeführt werden." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 433 f.: „Gerade die Unmöglichkeit, aus gegebenen objektiven Anschauungen, Betrachtungen, Schlußfolgerungen die Idee Gottes herzuleiten, wird zum stärksten Beweise für das Dasein Gottes. Denn ist die Idee in allgemeiner Verbreitung vorhanden und kann sie gleichwohl aus keiner Naturanschauung, keiner Welt- und Selbstbetrachtung entsprungen sein, so bleibt nichts anderes übrig als anzunehmen, daß sie in letzter Instanz in einer unmittelbaren Einwirkung Gottes selbst ihren Ursprung habe. Und zwar kann es zunächst nur ein bestimmtes Gefühl, eine gegebene Affektion der Seele sein, in welcher ihr das Dasein Gottes in ähnlicher Weise sich kundgiebt, wie in der Sinnesempfindung das Dasein äußerer Gegenstände."

[10]) Vgl. Rümelin, a. a. O. S. 419 f.: „Die abstrakte Möglichkeit, daß unsere Denkgesetze falsch, das Gefühl eines unbedingten Sollens ein Trugbild, das unserer Einfügung in einen höchsten Zusammenhang aller Dinge ein eitles Phantasiespiel wäre, wird sich niemals leugnen und widerlegen lassen, so wenig wir je zu einer Gewißheit darüber gelangen werden, daß nicht alle Sinneswahrnehmungen Täuschungen sind. Hier tritt ein Glaube ein, dessen wir uns nicht entschlagen können, auch wenn wir es wollen. Alle menschliche Metaphysik und Ethik so gut wie alle Religion steht und fällt mit der Voraussetzung, daß unsere Vernunfttriebe keine Täuschung, daß unser Verlangen nach Wahrheit, Tugend und Gottesgemeinschaft Gaben, Stimmen, Zeugnisse, Spuren und Unterpfänder höherer und höchster Daseinsformen sind und die Möglichkeit eines Weiterschreitens bis zu den höchsten Zielen verbürgen." — Horwicz, a. a. O., II[b], S. 517: „Das religiöse Gefühl kann nicht anders als den Grund der Welt als ein ichartiges Wesen vorzustellen. Es versteht sich von selbst, daß dieser psychologische Zwang nicht den Wert einer theoretischen Erkenntnis, eines wissenschaftlichen Beweises des Daseins Gottes haben kann. Aber eben so wenig folgt aus dieser subjektiven psychologischen Nötigung, daß diese Vorstellung eine täuschende Hallucination sein muß. Es giebt auch andere Dinge, die wir nicht in aller Strenge beweisen können und die wir doch glauben müssen, z. B. die Realität von Raum und Zeit und der Außendinge. Dennoch fällt es im Ernst des Lebens keinem ein, alles das für subjektive Hallucinationen zu nehmen."

[11]) Vgl. Lotze, Mikrok. I, S. 266 f.: In jedem einzelnen Falle, den uns die Erfahrung darbietet, ist der Verstand beschäftigt, nach dem nächsten ergänzenden Gliede zu forschen, auf welches die Wahrnehmung hinweist und welches sie fordert. Zu jedem einzelnen Schein der Eigenschaften sucht er ein Wesen, das ihn wirft, zu jedem einzelnen Ereignis die Ursache, die es hervorbrachte, und die Wirkungen, die es selbst begründen wird, zu jeder Gruppe von Thatsachen, das Gesetz, welches sie beherrscht. So von Punkt zu Punkt fortschreitend, wie weit ihn die Veranlassungen der Wahrnehmung treiben, verknüpft er auch nur im einzelnen Punkt mit Punkt; aber er legt sich nicht die Frage vor und es bekümmert ihn nicht, wie die Reihe der Ursachen, welche aufsteigend jede Ursache eines einzelnen Ereignisses von neuem verlangt, irgendwo abschließen werde, in welchem Zusammenhang die unzähligen Fäden gesetzlicher Verknüpfung,

die er neben einander scharfsinnig verfolgt, zuletzt in einander verflochten sein mögen, an welchem Dasein von unbedingter Natur endlich die vielfachen bedingten Wirklichkeiten hangen, deren Wechselverhältnisse unter einander, nachdem sie vorhanden sind, sich seinen Gesetzen unterworfen zeigen. Die Beantwortung dieser Fragen, welche der Verstand sich gar nicht stellt, macht sich zur Aufgabe die Vernunft, die, auf Einheit unserer Weltauffassung gerichtet, die Erfahrung zum Abschlusse zu bringen sucht." — Hölder, a. a. O. S. 743 f.: „Der Verstand ist gegen seinen Inhalt ganz gleichgiltig; er ist das rein formelle Vermögen, irgend etwas (und wäre es nur der eigene Vorteil oder eine augenblickliche Laune) scharf aufzufassen und den Willen danach zu bestimmen. Die Vernunft bezieht sich auf einen ganz bestimmten, innerlich berechtigten Inhalt; sie ist das Vermögen, das innerlich Wertvolle zu erkennen und danach den Willen zu bestimmen. Für den Verstand ist es etwas ganz Gleichgiltiges, ob das reale Sein, mit welchem sein Gedanke übereinstimmt, etwas ganz Unbedeutendes oder gar etwas innerlich Unberechtigtes, Nichtseinsollendes ist; er zeigt sich überall, wo irgend etwas klar gedacht und das Handeln danach eingerichtet wird; Vernunft zeigt sich nur, wo in meinen Gedanken das innerlich Wertvolle, die letzten Gesetze und Zwecke des Seins, das Seinsollende sich abbildet und dadurch der Wille bestimmt wird."

[12]) Vgl. Trendelenburg, a. a. O., II, S. 466 f.: „Der Begriff wird zur Idee, wenn er zunächst in der Bestimmung des höhern Zweckes oder zuletzt im Lichte des Unbedingten erscheint. Die Sprache verfolgt diesen Gesichtspunkt im Gebrauch des Wortes. Sie erkennt zwar an, daß es einen Begriff einer Krankheit, eines Fehlers gebe, aber wird schwerlich von der Idee der Krankheit, von der Idee eines Fehlers reden; denn sie sind nicht das in der teleologischen Ansicht Gewollte und organisch Bestimmte, sondern vielmehr das Gegenteil." — Lotze, Mikrok. II, S. 166: „Den Begriff eines Menschen gewinnen wir, wenn wir die allgemeinere übergeordnete Formel der Gattung als erklärenden Mittelpunkt in die Menge seiner besondern Merkmale hineinstellen; die Idee des Menschen aber haben wir erst dann, wenn wir den Gedanken fassen, zu dessen Realisierung er berufen ist." — J. H. Fichte, Psychol. I, S. 717: „Seinem Inhalte nach ist unser gesamter Denk- und Erkenntnisprozeß lediglich ein Hineinverständigen in den Urverstand, in die Urgedanken der göttlichen Schöpfung."

§ 33.

Mit der neuen Lebensstellung, in welche das Kind mit dem schulpflichtigen Alter eintritt, ergiebt sich von selbst auch die Notwendigkeit einer entschiedeneren Bethätigung des **Willens.** Das Kind soll jetzt lernen und arbeiten; aber es kann dies nur, wenn es lernen und arbeiten will, wenn es bewußt und geflissentlich seine Kraft und Aufmerksamkeit auf das Lernen und Arbeiten konzentriert. Dies geht aber namentlich anfangs nicht so leicht, da im Kinde selbst sich gar ver-

schiedene, zum Teil entgegengesetzte Strebungen und Begierden regen: auf der einen Seite das Verlangen, Neues zu erfahren und sich nützlich mit einer auch etwas zustande bringenden, ernsten Thätigkeit zu beschäftigen; auf der andern Seite aber auch wieder eine Scheu vor der ungewohnten Anstrengung einer still und ruhig bei etwas verweilenden Arbeit. Hier muß dann eben der freie Wille als die Macht über die Triebe und Begierden sich bethätigen, indem er den auf den Ernst der Arbeit und des Lernens gerichteten Trieben zum Siege verhilft gegen die ihm entgegenstehenden Triebe und Neigungen.

Doch mit dem Eintritt in die Schule tritt ja das Kind auch in ein eigentümlich *neues Gemeinschaftsleben* ein, das den Übergang vom Leben der Familie zu dem vielseitigeren Leben in der größern menschlichen Gesellschaft bildet. Und auch hier machen sich im Innern des Kindes nur zu leicht Triebe und Neigungen entgegengesetzter Art geltend: auf der einen Seite der so starke Geselligkeits- und Gemeinschaftstrieb, der die bisherigen enggezogenen Kreise auszudehnen und durch Erweiterung der Lebensbeziehungen das eigene Selbst zu bereichern mit Freuden bereit ist; auf der andern Seite der nicht minder starke Unabhängigkeitstrieb, dem es schwer fällt, sich in neue Verhältnisse, Persönlichkeiten und Ordnungen hineinzufinden und ihnen unterzuordnen. Da muß abermals der freie Wille eingreifen und den Widerstreit so lösen, daß das Kind sich mit Mut, und wenn auch nicht sofort mit freudiger Lust, aber doch ohne Sträuben in die ihm durch die Schule auferlegten neuen Pflichten und Verhältnisse ergiebt und den gegenteiligen Regungen des Mißbehagens und Eigenwillens nicht zu viel nachgiebt. Freilich hat nun der so den Ausschlag gebende freie Wille sehr verschiedene Stufen seiner Kraft und Selbständigkeit. Solange das Kind noch ganz unmündig ist, darf es natürlich nicht selbst nach seinem zufälligen Belieben darüber entscheiden, ob es arbeiten und lernen und sich der eigentümlichen Ordnung der Schule fügen will oder nicht. Es *muß* das einfach thun, und wird, wenn und soweit es nicht selber will, ohne weiteres dazu *gezwungen*. Aber selbst der Zwang erreicht seinen Zweck nur, wenn der Wille des Kindes sich — leicht oder schwer, sofort oder erst nach längerem Widerstreben — dem Zwange fügt, wenn es sich also — sei es auch nur aus Furcht oder um sich von einer ihm bereiteten Unlust zu befreien — dazu entschließt, die zum Widerstreben drängenden Triebe zurückzuhalten und die entgegengesetzten zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Daß das Kind es auch auf den

Zwang ankommen lassen kann und selbst diesem nur nach längerem Sträuben und unter stets wiederholtem Widerstande weichen, ja ihm auch da nur äußerlich nachgeben kann, das eben ist seine — so allerdings noch unvernünftig genug bewiesene — Freiheit.

Im allgemeinen bedarf es freilich eines so äußeren Zwanges, um das Kind zur Erfüllung seiner neuen Pflichten zu bringen, nicht allzuhäufig. Neben den bereits berührten Förderungen (der natürlichen Wißbegierde, dem Beschäftigungstriebe und dem neue Verbindungen suchenden Geselligkeitstrieb) ist es ja besonders auch der auf unserer Altersstufe (hauptsächlich in den ersten Jahren) noch immer sehr mächtige Autoritätstrieb, der dem Kinde die willige Übernahme der neuen Aufgaben wesentlich erleichtert. Zumal der neuen, fremderen Autorität des Lehrers fügt sich das Kind (namentlich, solange der Eindruck des Neuen noch weniger abgestumpft ist) viel leichter als der gewohnten Autorität der Eltern; und dazu kommt dann noch die Macht der größeren Gemeinschaft, die das Kind unwillkürlich trägt und mitfortreißt, so daß es sich auch seinerseits williger gefallen läßt, was neben ihm noch so viele andere sich gleichfalls gefallen lassen und gefallen lassen müssen.

Wenn nun aber, wie wir oben gesehen haben, schon auf der Stufe des Kindesalters neben dem Autoritätstrieb sich zugleich sein Gegenpol, nämlich der Selbständigkeits- und Unabhängigkeitstrieb, zu regen anfängt, wie viel mehr wird dies dann von unserer Altersstufe gelten! In der That ist diese von Jahr zu Jahr stärker hervortretende Bethätigung des Selbständigkeitstriebes das für die Willensentwicklung auf unserer Altersstufe am meisten Bedeutsame; und eben hieraus ergiebt sich auch als die wichtigste sittliche Aufgabe unserer Altersstufe, daß der mehr und mehr sich äußernde Selbständigkeitstrieb auch mehr und mehr in ein richtiges Verhältnis gebracht werde nicht nur zum Autoritätstriebe sondern zum sittlichen Triebe überhaupt.

Als erstes Gebiet, auf dem sich die freie Selbständigkeit des Knaben- und Mädchenalters kundgiebt, haben wir auch jetzt noch das des Spieles zu nennen. Das Spiel bekommt allerdings auf unserer Altersstufe allmählich einen andern Charakter als auf der vorigen. Es ist jetzt nicht mehr die eigentliche und ganze Thätigkeit des Kindes, sondern mehr nur eine Erholung von der eigentlichen Thätigkeit, weshalb es sich auch im Gegensatz zu der stillen Sitzarbeit des Lernens überwiegend zum lauten

und lebhaften Bewegungsspiele gestaltet. Ebenso herrscht jetzt beim Spiele nimmer so die — die Thätigkeit der Erwachsenen nachbildende Phantasie vor, sondern es macht sich daneben auch der dem Spiele seine eigenen Gesetze vorschreibende Verstand mehr geltend. Wenigstens gilt dies von den Spielen der heranwachsenden Knaben, während die im allgemeinen stilleren Spiele der Mädchen auch jetzt noch vorherrschend Nachahmungen oder Vorausdarstellungen des späteren Lebens der Hausmutter sind. Je größer aber sonst die Beschränkungen sind, welche sich der Schüler in und bei der Schularbeit des Lernens gefallen lassen muß, um so mehr sucht sich derselbe im Spiele für die Einschränkungen seiner Freiheit schadlos zu halten, um so ungehinderter begehrt er hier sich bewegen und seine Eigenheit und Selbständigkeit bethätigen zu dürfen. Einmischungen der Erwachsenen, die über die nötige Überwachung hinausgehen, werden daher je länger je weniger mehr gerne gesehen und sind auch immer mehr zu vermeiden. Die Genossen der gemeinsamen Arbeit haben in der That nach vollbrachter Arbeit ein unbestreitbares Recht darauf, frei und ungehemmt mit einander spielen zu dürfen, nicht nur, um sich von der Anstrengung der Arbeit zu erholen, sondern auch um nach eigener Wahl sich gemeinsam ihrer Freiheit zu freuen, frei ihre Kräfte an einander zu messen, frei sich an einander zu reiben und sich so gegenseitig zu ziehen. Und bekanntlich ist es da eine nicht zu seltene, aller Beachtung werte Thatsache, daß ein vorherrschend praktisch angelegter, aber für die theoretische Thätigkeit des Lernens weniger begabter Schüler es je und je schon durch seine Geschicklichkeit, Gewandtheit und Leistungsfähigkeit auf dem Spielplatze zum voraus ahnen läßt, es sei doch in Wahrheit mehr an ihm und dürfe von ihm mehr gehofft und erwartet werden, als seine Schulleistungen versprechen.

Mit dem Spiele verwandt und doch von ihm verschieden ist auch hier wieder die sog. *Beschäftigung* des Kindes, die auf unserer wie der früheren Altersstufe ein bleibenderes Ergebnis ihres Wirkens anstrebt, ohne daß doch dieses Ergebnis so nötig wäre, wie das mit der eigentlichen Berufsarbeit bezweckte. Namentlich ältere Kinder lieben es, in ihrer Freizeit, statt bloß zu spielen, sich mit dem und jenem zu beschäftigen, sei es mit einer Hand- oder Gartenarbeit, sei es mit irgend welcher Sammlung von Naturgegenständen, sei es mit Musik oder einer andern Kunstthätigkeit. Auch in einer solchen nicht durch die eigentliche Berufsarbeit geforderten, vielleicht von ihr weit abliegenden Thätigkeit

liegt eben wegen der darin enthaltenen Abwechslung eine erfrischende Erholung von der eigentlichen Lernarbeit. Und zugleich ist hier ein besonderes Übungsfeld für die individuelle Freiheit gegeben, da, während die Lernarbeit bis auf einen gewissen Grad für alle dieselbe ist und sein muß, seine Beschäftigung sich jeder nach seinem Geschmacke selber wählen und damit auch nach seinem Belieben wechseln kann.[1])

Endlich gehört hieher auch die schon oben besprochene freie Phantasiethätigkeit, in welcher der durch die Arbeit des Lernens ermüdete Geist sich in seine eigenste, von ihm nach seinen persönlichsten Neigungen und Wünschen auferbaute Phantasiewelt flüchtet, um sich hier ganz nach seinem eigenen Belieben zu ergehen und ganz nur durch und für sich zu sein.

Doch auch innerhalb der Schule selbst macht sich zuletzt das so allmählich erstarkte Freiheits- und Unabhängigkeitsstreben der Schüler bemerklich. Die noch ganz naive, zweifel- und kritiklose Unterordnung unter die mit unbedingtem Glauben an- und aufgenommene Autorität des Lehrers, wie sie den ersten Schuljahren eigen ist, hält selten ganz unversehrt bis zum Schlusse der Schulzeit aus. Zumal nachdem der Schüler durch die Hände mehrerer Lehrer gegangen, erwacht mehr und mehr in ihm auch die vergleichende Kritik, und unter Umständen wird den Anordnungen des Lehrers auch ein geflissentlicher, obwohl meist noch so gut als möglich versteckter Widerstand entgegengesetzt teils von seiten einzelner, teils von seiten der Gesamtheit. Eben der aus dem Gefühle der Zusammengehörigkeit erwachsende Gemeingeist der Schule nimmt je und je auch eine gegen den Lehrer und seine Anordnungen gerichtete oppositionelle Stellung ein. Da muß dann freilich der Lehrer notwendigen Bestandteilen der Schulordnung gegen jedwede Auflehnung einzelner Schüler wie der Gesamtheit Geltung zu verschaffen wissen, und wäre es vorerst auch nur eine äußere und gezwungene Geltung. Aber das berechtigt ihn nicht, nun überhaupt jede Regung der Selbständigkeit der Schüler mit strenger, despotischer Gewalt niederzuhalten. Denn wie jede Erziehung so hat auch die Schulerziehung das zu ihrer höchsten Aufgabe zu machen, daß sie den Zögling zu eigener sittlicher Selbsterziehung heranbildet und befähigt. Soll aber dieser Zweck erreicht werden, so muß die Erziehung die sittliche Selbständigkeit des Zöglings nicht bloß dulden und innerhalb gewisser Grenzen gewähren lassen, sondern sie selbst hervorrufen, wecken, pflegen

und entwickeln, was nicht möglich ist ohne ein gewisses Maß auch äußerer Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Wird dem Zöglinge in gar keiner Weise ein freier Raum zu eigener Verfügung gelassen, ist die Erziehung in jeder Weise nur darauf bedacht, den Zögling nach allen Seiten hin zu binden und einzuengen, so ist demselben damit auch die Möglichkeit abgeschnitten sich in eigener Selbstbestimmung für das Gute zu entscheiden (S. 158 f.).

Freilich kann nun auch alle äußere Unabhängigkeit dem Kinde keinen Gewinn, sondern nur Schaden bringen, wenn nicht zur äußern Freiheit und Selbständigkeit die innere kommt, welche vor allem auf dem wachsenden Selbständigwerden des eigenen Gewissens des Kindes beruht. Zuerst ist ja, wie wir oben (S. 157 f.) gesehen haben, auch das Gewissen des Kindes samt dem ihm zugrunde liegenden sittlichen Triebe noch ganz von dem Autoritätstriebe beherrscht, so daß der sittliche Trieb und das Gewissen die Gebote der verschiedenen menschlichen Autoritäten einfach an- und hinnehmen und sie ohne weitere Prüfung und Erwägung als eigene Gebote dem Willen gegenüber geltend machen. Aber wie der ganze Mensch, so muß nach und nach auch das Gewissen und der sittliche Trieb (wenigstens jeder bloß endlichen Autorität gegenüber) frei und selbständig werden. Wir dürfen schließlich etwas als recht und gut anerkennen und verwirklichen nicht bloß deshalb, weil diese oder jene menschliche Autorität es will und für gut und recht erklärt, sondern weil wir selbst es als gut und recht erkennen auf Grund dessen, daß unser eigener sittlicher Trieb und unser eigenes Gewissen es von uns und unserem Willen fordern. Eine vernünftige d. h. der Idee des menschlichen Wesens entsprechende Erziehung darf darum ihren Zögling nicht für immer in blindem Gehorsam und schlechthiniger Abhängigkeit erhalten, sondern sie muß geflissentlich das Gewissen des Zöglings zu eigenem selbständigem Urteile aufrufen, bezw. nach dem Obigen (S. 154) durchs Gewissen hindurch auf den sittlichen Trieb so einwirken, daß dieser sich selbständig in und aus sich zu regen und im Gewissen eigene, seinem jeweiligen Zustande entsprechende Urteile hervorzubringen anfängt. Und sollte dies auch die Erziehung versäumen, so würde das Leben selbst in der einen oder andern Weise für eine wachsende Emanzipation des Gewissens des Kindes sorgen. Denn schon das Kind lernt ja allmählich verschiedene, zum Teil wesentlich von einander abweichende, ja einander geradezu widersprechende sittliche

Urteile über diesen oder jenen Fall, in dem es gehandelt hat oder handeln soll, kennen. Denn wie wenig stimmen oft die Anforderungen der verschiedenen sittlichen Autoritäten, wie sie entweder unmittelbar an das Kind gelangen oder dieses sie aus dem Munde seiner Altersgenossen erfährt, unter sich zusammen! Was soll hier also das Kind thun? Ist es hier nicht geradezu gezwungen, die abweichenden Urteile der verschiedenen Autoritäten *einer prüfenden Kritik* zu unterwerfen und sich also den einzelnen mit einer gewissen selbständigen Freiheit gegenüberzustellen? Und *wie* soll da ferner der Zögling prüfen und seine Entscheidung treffen? Wie anders, als mittelst *eigener Befragung* des in ihm selbst vorhandenen, in seinem sittlichen Triebe sich geltend machenden und in seinem Gewissen ihm zum Bewußtsein kommenden Gesetzes seines eigenen Wesens? Je öfter aber so der Zögling auf sich selbst verwiesen und seine eigene Wahl und Entscheidung zu treffen genötigt ist, um so mehr wird er allmählich auch seine bewußte und geflissentliche Überlegung darauf richten und sich mittelst des verallgemeinernden und zusammenfassenden Denkens aus den einzelnen Aussagen seines Gewissens *allgemeine sittliche Grundsätze* bilden, die er je nachdem entweder in bewußter Übereinstimmung mit den sonst aufgestellten sittlichen Grundsätzen oder in geflissentlichem Widerspruche gegen diese hervorkehrt und geltend macht. Nicht als wären dann die so selbständig gewonnenen sittlichen Grundsätze um deswillen auch notwendig *richtige*; denn wie wir oben (S. 155 f.) gefunden haben, kann ja nicht nur das die Aussagen des sittlichen Triebes und des Gewissens verallgemeinernde Denken, sondern auch der sittliche Trieb und das Gewissen selbst irren und irreführen. Aber so lange nicht die sittlichen Grundsätze durch eine erneute sorgfältigere Befragung des Gewissens oder eine Umbildung und Richtigstellung des sittlichen Triebes (und damit auch des Gewissens) — so lange sie so nicht selbst umgebildet und verbessert werden: so lange haben und behalten die einmal anerkannten sittlichen Grundsätze immerhin für den Willen eine ihn bindende und verpflichtende Kraft.

Übrigens handelt es sich bei alle dem nicht bloß um die Aufstellung und den Besitz richtiger und selbständig gewonnener sittlicher Grundsätze, auch nicht bloß darum, daß diese Grundsätze dann und wann befolgt werden; sondern, was die Erziehung anzustreben hat, das ist vielmehr *eine möglichst stetige und gleichmäßige Befolgung richtiger sittlicher Grundsätze* oder *eine sittliche Charakterbildung*.

Unter Charakter verstehen wir ja ein festes und eigentümliches Gepräge des ganzen sittlichen Wesens eines Menschen, das dadurch entsteht, daß der Wille sich stetig in seinem ganzen Verhalten durch klarbewußte Grundsätze in einer bestimmten Richtung leiten läßt.[2]) Am nächsten berührt sich so der Charakter mit der Gewohnheit, ohne doch mit derselben zusammenzufallen. Beide, Charakter und Gewohnheit, sind nicht vereinzelt auftretende Erscheinungen, sondern feste, beharrliche Richtungen des Willens. Aber die Gewohnheit ist etwas nur äußerlich vom Willen Angenommenes, bezw. ihm Aufgenötigtes, das der Wille sich zu eigen gemacht hat, ohne eigentlich zu wissen, warum? und ohne es einer sittlichen Prüfung und Beurteilung zu unterwerfen. Dagegen der Charakter weiß, warum er diese oder jene (gute oder schlimme) Richtung einschlägt und beharrlich verfolgt, und bei ihm kommt also nicht nur das äußere Handeln und Verhalten, sondern auch die diesem zu Grunde liegende und seinen sittlichen Wert bestimmende innere Gesinnung in Betracht. Deshalb wird auch, was zunächst nur eine Gewohnheit ist, zur wirklichen Charaktereigenschaft, sowie mit dem gewohnheitsmäßigen Thun ein klares Bewußtsein seiner sittlichen Notwendigkeit und seines sittlichen Wertes sich verbindet, bezw. sowie das, was an ihm dem Sittengesetze noch nicht recht entspricht, diesem gemäß mit Bewußtsein abgeändert wird.[3])

Im übrigen beruht auch die Charakterbildung wie die Gewöhnung auf der allgemeinen psychologischen Thatsache der durch Wiederholung erzeugten Fertigkeit (S. 149). Zwar ursprünglich gehört es zum Wesen des menschlichen Willens, daß er so oder anders, nach der einen oder andern Seite hin sich zu entscheiden die Freiheit und Möglichkeit hat. Aber die einmal nach der einen oder andern Seite getroffene Entscheidung ist dann nicht ein rasch vorübergehendes und spurlos wieder verschwindendes Ereignis, sondern sie hinterläßt eine süße oder bittere Frucht und ein bleibendes Ergebnis. Jede Entscheidung des Willens nach einer bestimmten Seite hin nährt und stärkt nämlich die Triebe, welche dadurch bejaht und befriedigt werden, und erschwert eben damit dem freien Willen den ferneren Widerstand gegen diese so gestärkten Triebe; ja jede Willensentscheidung zieht auch den Willen selbst unwillkürlich in die eingeschlagene Richtung hinein, so daß er mit wachsender Leichtigkeit und Festigkeit sich darin weiterbewegt. Dabei besteht freilich noch eine eigentliche Wahlfreiheit fort; nur wird,

je öfter der Wille sich für eine und dieselbe Richtung des Handelns entscheidet und je weiter er darin vorschreitet, das Gebiet dieser Wahlfreiheit ein immer beschränkteres. Die entsprechenden Triebe werden immer mächtiger und der Wille bestimmt (charakterisiert) sich in der betreffenden Richtung immer mehr.[4]) Es entstehen feste Neigungen, denen der Wille in der Regel ohne weitere Wahl und Überlegung folgt und von denen er jedenfalls ohne energischere Anspannung seiner Kraft nimmer abweichen kann; ja die Neigungen können sich wohl auch zu eigentlichen Leidenschaften steigern, die den Willen geradezu knechten, ihn seiner freien Selbstwahl berauben und in einen mehr oder weniger leidentlichen (passiven) Zustand versetzen. Bis zu welchem Grade hiebei die Machtvollkommenheit der menschlichen Freiheit gegenüber den in einer bestimmten Richtung großgezogenen Trieben herabgemindert werden kann, das ist freilich nicht a priori, sondern lediglich aus der Erfahrung zu entscheiden; und wenigstens psychologische Gründe schließen in keiner Weise die Möglichkeit aus, daß dies auch in einem solchen Grade geschehen könne, daß bloß menschliche Kraft für sich allein die Übermacht der Begierden und Leidenschaften garnicht mehr zu überwinden und zu brechen vermag.[5])

Die wahre Freiheit findet sich aber jedenfalls nur beim echt sittlichen Charakter, der mit Entschiedenheit und Beharrlichkeit die Richtung des Guten oder des der Erfüllung seiner sittlichen Aufgabe Dienenden verfolgt. Ein solcher thut dann das Rechte nicht nur je und je nach Laune und zufälliger Willkür, sondern mit fester, stetiger Sicherheit; er thut es auch nicht mehr bloß nach äußerer, unwillkürlicher Gewohnheit, sondern als den klar bewußten und klar gewollten Zweck seines Lebens. Er kann je länger je weniger mehr anders handeln, als er handelt, und fühlt sich dabei doch vollkommen und allein recht frei, weil er auch garnicht mehr anders will und indem er dem Guten folgt, sich damit in seinem eigentlichen Lebenselemente bewegt. Nicht die fortgesetzte und nie endende Qual der Wahl ist ja die wahre und vollkommene, die der Idee des Menschen entsprechende und also vernünftige Freiheit. Diese (formale) Wahlfreiheit ist wohl ein für die endliche und erst werdende Persönlichkeit notwendiger Durchgangspunkt; aber zu einer den Menschen wirklich beglückenden, vernünftigen Freiheit führt und wird sie doch nur dann, wenn durch sie hindurch die werdende Persönlichkeit sich mittelst ihrer eigenen That nicht zu irgend etwas ihrem Wesen Fremdem und

Widersprechendem, sondern eben zu dem entfaltet, was sie zu werden bestimmt ist.[6])

Zu all dem kann nun freilich während der eigentlichen Schulzeit nur der allererste Grund gelegt werden. Es ist hier noch vorherrschend die Macht der Gewöhnung, die das Handeln und Verhalten des Kindes, auch das richtige, dem Sittengesetz gemäße, bestimmt, — der Gewöhnung an Gehorsam, an Fleiß, an Ordnung, an Gemeinsinn und was sonst noch zu diesen Schülertugenden gehört. Aber je älter die Kinder werden, desto geflissentlicher müssen sie doch allmählich über diese Stufe der bloßen Gewöhnung hinaus — und zu den ersten Anfängen einer eigentlichen Charakterbildung hingeleitet werden. Und zwar dadurch, daß sie immer energischer an ihrem eigenen Gewissen angefaßt und so zu einem eigenen Bewußtsein der sittlichen Notwendigkeit und des sittlichen Wertes jener Tugenden gebracht werden. Neben den besondern erziehlichen Belehrungen und Ermahnungen ist hierfür ein vorzügliches Mittel der Unterricht in der Geschichte, wenn er sittliche Gestalten und Charakterbilder in einer lebendigen, Gemüt und Phantasie ergreifenden Weise dem kindlichen Geiste vorführt. Ganz besonders dient aber hiezu auch eine nicht bloß den Verstand, sondern zugleich das Herz und Gewissen anfassende Behandlung der Religion. Denn diese bietet ja neben den höchsten und reinsten sittlichen Musterbildern auch zugleich den stärksten, ja allein genügenden Halt gegen die Übermacht der sinnlichen und egoistischen Triebe und Leidenschaften. Nur auf dem Grunde der Religion erwächst wahre Sittlichkeit; nur der vom Göttlichen lebendig durchdrungene und erfüllte Wille erweist sich als fähig, nicht bloß in jedem einzelnen Falle die richtige, von allen selbstischen Motiven geläuterte Entscheidung zu treffen, sondern das Erwählte auch mit beharrlicher Kraft gegen alle oft so mächtigen Gegenwirkungen zu behaupten und festzuhalten.[7])

[1]) Vgl. G. Baur, in der Schmid'schen Encyklop. I, S. 574: „Die Zeit, welche die eigentliche Arbeit und die Ruhe von ihr übrig läßt, mit Beschäftigung auszufüllen, ist ein Vorrecht und gehört zur Würde des Menschen. Die Beschäftigung zeigt, daß der Geist auch außerhalb seiner eigentlichen Berufsthätigkeit seiner hohen Bestimmung, den Dingen der Außenwelt sein Gepräge aufzudrücken, sich erinnert." — Flashar, a. a. O. II, S. 170 f.: „Immer deutlicher wird für das Bewußtsein der Unterschied solcher Thätigkeiten, die sich auf den Beruf beziehen, in denen daher der Zögling auf sich selbst und seine eigentümlichen Triebe und Neigungen verzichten muß, und solcher Thätigkeiten, welche

diesen Kampf der Selbstverleugnung nicht fordern. Je ernster die Anstrengung ist, die von jener ersten Art der Thätigkeit in Anspruch genommen wird, desto notwendiger ist für die Jugend die Erholung in der freien, eigen gewählten Beschäftigung. — Für die Ausfüllung der Mußestunden ist es von Wichtigkeit, auf jene Verhältnisse gegenseitiger Ergänzung zu achten, in denen gewisse Geistesrichtungen zu stehen scheinen, z. B. Tonkunst und höhere Mathematik oder das abstrakte Studium der Sprachen und Liebe zur Natur. Auch der erwachende Sammeltrieb bei Knaben ist zu benützen, während es den Mädchen wohl ansteht, wenn sie durch Pflege von Blumen ihre Liebe zur Natur beweisen."

[2]) Vgl. Martensen, christliche Ethik, I, S. 143: „Der Charakter ist das Grundgepräge, welches der Wille durch die Reihenfolge seiner Handlungen sich selbst verleiht. Wie der Wille auch wählen möge, durch die Wahl muß er sich immer mehr mit einem Inhalte füllen und die Natur derjenigen Lebensmächte annehmen, denen er sich hingiebt. Sowohl im Guten als im Bösen und in den unendlich verschiedenen Mischungen, welche die Erfahrung uns zeigt, ist der Charakter der ausgeprägte Wille selbst, welcher nicht allein geprägt worden ist, sondern sein Gepräge sich selbst gegeben hat und fortwährend giebt. Der Mensch ist die sich selbst charakterisierende Kreatur. Unter allen Geschöpfen auf Erden ist er das einzige, welches nicht allein nach der innern Notwendigkeit seiner Natur wirkt, was ja auch von den Pflanzen und Tieren gilt, sondern welches, innerhalb notwendiger Voraussetzungen, aus dem Brunnen seiner ewigen Möglichkeit selbst sein reales Sein, seine volle Wirklichkeit schöpft und zutage fördert." — Ulrici, Leib und Seele, II, S. 401 f.: „Der Charakter ist der Aus- und Abdruck der ethischen Vergangenheit des Menschen, bedingt zwar durch die angebornen Triebe, Anlagen, Fähigkeiten, durch die größere oder geringere Ausbildung derselben, durch Lebensverhältnisse und Lebensgang, Gewohnheit und Angewöhnung, aber vor allem durch die Ausübung der Willenskraft und somit durch die Willensfreiheit. Ohne sie hätte der Charakter nicht nur keinen Wert, sondern auch gar keine Bedeutung. Nur wenn der Mensch durch konstante Übung seiner Willenskraft die Selbstbeherrschung bis zur Fertigkeit und Gewohnheit gehoben hat, wird er imstande sein sie unter den wechselnden Umständen und Verhältnissen, gegenüber den mannigfaltigen Impulsen, Erregungen, Affekten sich zu bewahren und die Bahn, die er eingeschlagen — möge sie zur Tugend oder zum Laster führen — fest und stetig zu verfolgen d. h. die Festigkeit seines Charakters zu bewähren. Umgekehrt wird der Mangel an Selbstbeherrschung, die Schwäche der Willenskraft infolge mangelnder Übung und die daraus folgende Herrschaft der einzelnen momentanen Impulse jenes unsichere, unberechenbare Schwanken zwischen Rechts und Links, jenes Zickzack der Bewegung ergeben, das wir Charakterlosigkeit nennen." — Erdmann, Psychol. Briefe, S. 379 f.: „Der Charakter kann als die Gewohnheit in einer bestimmten Weise zu wollen, definiert werden. Der Charakter, der weder wie das Naturell angeboren noch wie das Gemüt entstanden, sondern gemacht ist, und für den darum der Mensch absolut verantwortlich ist, ist das Produkt von Entschlüssen. Mich in einer bestimmten Weise zu entschließen wird mir Gewohnheit, und wenn ich mich daran gewöhnt habe,

kann ich nicht anders handeln, als ich handle, denn ich bin so. Ich kann nicht anders handeln, als mein Charakter verlangt, weil ich nicht will, aber ich muß auch nicht so handeln, sondern ich will." —

[3]) Vgl. J. Müller, Lehre von der Sünde, II, S. 65 ff.: „Die Macht der Gewohnheit liegt der Wahrnehmung so nahe, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Psychologen die Entstehung bestimmter sittlicher Handlungsweisen, beharrender Willensrichtungen, Gesinnungen, eines guten oder bösen Charakters häufig ganz durch diesen Begriff erklären wollen. Auch ist die Gewohnheit ohne Frage ein bedeutendes Moment, um das Festwerden eines bestimmten sittlichen oder unsittlichen Handelns bei häufiger Wiederholung, die Entstehung von tugendhaften und lasterhaften Handlungsweisen begreiflich zu machen. Aber auch die Bildung der Gesinnung, des Charakters?? Gewohnheitsmenschen pflegen keineswegs Menschen von ausgeprägtem Charakter und entschiedener Willensrichtung zu sein, sondern im Gegenteil solche, die sich überwiegend zur Passivität neigen, die sich von dunkeln Eindrücken und Stimmungen beherrschen lassen. Darum ist die Macht der Gewohnheit in der Regel am größten bei Kindern im frühsten Alter, und dann wieder, freilich noch aus einem andern Grunde, im höhern Alter. Die Gewohnheit wirkt, soweit sie als Macht den einzelnen Selbstbestimmungen des Willens entgegentritt, in der Weise eines Mechanismus, einer das Leben versteinernden Naturgewalt. Sagen wir von einem Menschen, daß er zu einer Handlungsweise, die an sich eine sittliche Bedeutung hat, durch die bloße Gewohnheit bestimmt werde, so wollen wir damit zugleich die Abstumpfung des sittlichen Gepräges dieser Handlungsweise bezeichnen. — Man kann den Menschen durch Gewöhnung zu allerlei machen, aber nicht zu einem Kinde Gottes oder des Teufels. Die Verstockung des Menschen in der Sünde ist etwas mehr als eine üble Angewöhnung."

[4]) Vgl. J. Müller, a. a. O. S. 77 f. 84 f.: „Auch die Freiheit bleibt an das allgemeine Gesetz der Entwicklung gebunden. Es ist ihr nicht gestattet in Beziehung auf das freie Subjekt selbst resultatlos zu bleiben; ihre Selbstbestimmungen müssen sich zu Bestimmtheiten des Selbst verdichten. Das fortschreitende Princip, mag es in der normalen oder in der verkehrten Richtung fortschreiten, ist nicht eine schrankenlose Beweglichkeit, sondern es übergiebt, was es aus sich hervorbringt, dem bewahrenden Princip, welches dasselbe in das innere Leben, in den Willen selbst einpflanzt. — Im irdischen Leben ist der Mensch niemals vollständig charakterisiert, sondern er charakterisiert sich immer noch weiter. Hinter den durch seine Selbstbestimmung gewordenen Gesinnungen und festen Charaktereigenschaften hat der freie Wille immer noch ein verborgenes Gebiet unberechenbarer Selbstbewegung. So leicht ist die sittliche Selbstbestimmungsfähigkeit des Willens nicht erschöpft, daß alle sittlichen Lebensmomente nach dem Zeitpunkt, an welchem sich der Charakter des Menschen zu entscheiden pflegt, nur eben einfach als Offenbarungen und Bethätigungen des so entschiedenen Charakters anzusehen wären. — Die sittliche Entwicklung erfolgt nur durch fortgehendes Selbstbestimmen, welches nicht als bloßes Produkt der Bestimmungen, die der Wille sich und dem gesamten inneren Leben schon gegeben hat, angesehen werden darf. Deshalb müssen wir im Gegensatz zu der

deterministischen Ansicht sagen, daß die Willensentscheidungen eines Menschen für den andern, stände diesem auch die genaueste Kenntnis und die besonnenste Beurteilung zu Gebote, ehe sie wirklich gefaßt sind und sich offenbaren, immer eine unberechenbare Größe bleiben. Auch bei dem schon entschiedenen Charakter läßt sich nicht mit vollkommener Gewißheit voraussagen, wie er in einem bestimmten Falle sich entscheiden wird, und zwar nicht bloß aus dem subjektiven Grunde, weil unsere Kenntnis desselben sowie der mannigfaltigen Bestimmtheit des gegebenen Falles immer eine unvollständige bleibt, sondern auch aus dem objektiven Grunde, weil der Charakter innerhalb des irdischen Werdens niemals ein so festes, abgeschlossenes Sein ist, daß er nicht von dem unerschöpflichen Urquell der Willensfreiheit aus noch neue, auch abändernde Bestimmungen empfangen könnte."

[5]) Vgl. Lotze bei Fauth, a. a. O. S. 37. Anmerk.: „Die religiöse Beurteilung hat recht, wenn sie dem Menschen überhaupt zwar Freiheit des Willens und mit ihr die Möglichkeit, das Gute zu wollen, zuschreibt, aber zugleich meint, daß die Schwäche seines Willens nur durch göttlichen Beistand zur Überwindung der eigenen Natur gesteigert werden kann."

[6]) Vgl. Martensen, a. a. O. S. 143: „Die Wahlfreiheit oder wie man sie auch genannt hat, die formale Freiheit ist keineswegs die ganze und volle Freiheit, sondern nur ein Moment derselben, hat nur die Bedeutung eines Durchgangs zu der wahren, gotterfüllten Freiheit, indem der Mensch durch seine fortgesetzte Entwicklung sich mit seinem Gott so zusammenschließen soll, daß er nicht mehr wählt, sondern daß Freiheit und Notwendigkeit in der Liebe Eines sind, worin die Freiheit der Kinder Gottes besteht." — J. Müller, a. a. O. S. 11. 36: „Wahrhaft frei ist der Mensch nicht, wenn sein Wille auf gleicher Weise von dem Bösen, welches seinem Wesen fremd ist, wie von dem Guten sich angezogen fühlt; ebenso wenig, wenn sein Wille ein noch unbestimmter, gleichsam in sittlicher Beziehung leerer ist, sondern dann ist er im höchsten Maße frei, wenn er mit voller Entschiedenheit das Gute will und in seinem Handeln jene innere Notwendigkeit ausprägt, welche jeden Gedanken an die Möglichkeit des Gegenteils ausschließt. Auch dem gewöhnlichen sittlichen Urteil erscheint es nicht bloß als der glücklichste, sondern auch als der würdigste Zustand, wenn alle Qual der Wahl in diesem Gebiete dadurch beendigt ist, daß dem Menschen das Gute zur andern Natur geworden, daß er in seinem Wollen und Handeln der Stimme seines Gewissens überall folgt, nicht als thäte er damit etwas Besonderes, sondern so, daß es sich für ihn ganz von selbst versteht. — Die reale Freiheit (die Einheit des Willens mit seinem wahren Inhalt), die volle Entschiedenheit des Menschen für das Gute, die jede Möglichkeit des Bösen ausschließt, wäre überhaupt nicht denkbar und am wenigsten als Freiheit, als höchstes Selbstsein des Menschen zu begreifen, wenn sie nicht aus der formalen Freiheit hervorginge; jene hat diese zu ihrer wesentlichen Voraussetzung und Bedingung. Aber die formale Freiheit hat auf dem sittlichen Gebiet auch gar keine andere Bestimmung als in die reale Freiheit überzugehen; die erstere ist nur Mittel für die letztere als Zweck. Verhält es sich aber so, so ist es überhaupt nicht angemessen von zwei Freiheitsbegriffen zu reden,

sondern beide sind nur Momente eines Begriffs, und zwar das erste ein solches, das bestimmt ist in der Verwirklichung der Freiheit vorüberzugehen."

[7]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. II, S. 188 ff.: „Mitten hinein unter die selbstsüchtigen oder nach ungewissen Zielen tastenden Regungen des Menschenwillens tritt ein höheres Wollen und verleiht damit unserem Wesen die ungeheure Macht, sich selbst zu überwinden. Es ist ein Umschaffen des Selbstwillens aus dem Innersten, indem seine Energie dieselbe, ja sogar gesteigert erscheint, sein Ziel aber ein ganz anderes, die Übermacht des Selbst in sich aufzehrendes ist. — Gott ist es, der jenen höhern Willen schafft, behauptet die Religion; und die besonnenste theoretische Forschung kann diese Auslegung nur bestätigen. — Die Sittlichkeit vollendet sich nur dadurch, daß sie die Stufe der Religion gewinnt d. h. daß sie erkennt und in stetem Selbstgefühl bewahrt, daß ein höherer Geist Wohnung in ihr genommen, ein Geist, der uns feste Zuversicht verleiht, der aber zugleich uns Eingeber jegliches Guten und der Geber unserer Beseligung ist. Sittlichkeit ohne Religion behält etwas bloß Instinktives, darum Ungewisses und Unbefestigtes; denn sie ist blind über ihren wahren Ursprung, sie bleibt sich selbst ein Rätsel." — Derselbe, Nationalerziehung ꝛc., S. 33 ff.: „Was ist das höchste Ziel und der Mittelpunkt aller Erziehung und Menschenbildung? Sittliche Charakterbildung heißt dieses Ziel; Weisheit nannten es die Alten; Herrschaft des Guten, rein Menschlichen, der Humanität nennt es die Gegenwart. — Die vollendete, ihrer Motive klarbewußte Sittlichkeit, das Ethos auf der Stufe des Charakters kann nur innerhalb der Religion gewonnen werden. Denn erst auf der Stufe der Religion hat sich der Wille von allem Schwankenden, Uneinigen, Ablenkenden befreit, weil er in jedem besondern sittlichen Vollbringen, bis auf die einzelne That herab, nur der einen Idee des Guten (oder wie Kant mehr formell sich ausdrückt: der Pflicht um der Pflicht willen) zu genügen trachtet. Wir sind dadurch wenigstens dem Vorsatz und der bewußten Gesinnung nach mit dem ewigen Wollen des Guten eins und sein Organ geworden. — Die wahre Religion und Frömmigkeit ist in ihrem Gipfel und reinsten Ausdruck nichts anderes als das stets uns begleitende Bewußtsein über die wahre Quelle, aus der wir unsere sittliche Kraft schöpfen und durch welche allein uns jedes sittliche Vollbringen gelingt. Dies ist die tiefste und zugleich unauflösliche Einheit von Religion und Sittlichkeit. Wahrhafte Frömmigkeit zu erwecken, die religiöse Gesinnung zum steten Träger und Begleiter unseres Lebens und Wirkens zu machen, muß die höchste Aufgabe der Erziehung, das Ziel aller ihrer besonderen Leistungen sein; denn nur durch sie ist auf dauernde, zugleich klarbewußte Weise sittliche Charakterbildung erreichbar."

§ 34.

Das **Gefühlsleben** unserer Altersstufe unterscheidet sich von dem der früheren Stufen vor allem dadurch, daß es ein immer reicheres und vielseitigeres wird. Durch jede neue Lebensbeziehung, in welche das Kind im Fortschritte seiner Jahre eintritt, wird

ja auch ein neuer Trieb angeregt, dessen Befriedigt- oder Unbefriedigtsein sich in entsprechenden neuen Gefühlen der Lust oder Unlust kundgiebt. Noch immer spielt freilich auch im Knaben- und Mädchenalter eine wichtige Rolle der unmittelbare *sinnliche Lebensgenuß* mit allem, was das leibliche Behagen fördert und erhöht, wie das Vergnügen des Essens und Trinkens, die Lust einer fröhlichen, kräftigen Bewegung und die Freude eines ungehemmten, ungebundenen Erholungsspieles. Aber daneben erstarken doch mit der fortschreitenden Entwicklung des geistigen Lebens überhaupt mehr und mehr auch *die höheren, geistigen Gefühle*. So vor allem die aus *der Befriedigung des Thätigkeits- und des Wissenstriebes* erwachsenden Gefühle. Denn so gewiß die Schule ihre Aufgabe gar nicht erfüllen kann, ohne ihre Schüler zu wirklicher Anstrengung und Übung ihrer Kräfte zu bringen und ihnen neue Gedanken und Erkenntnisse darzubieten, so gewiß muß die Frucht einer entsprechenden Wirksamkeit der Schule auf seiten der Schüler notwendig eine Lust und Freude sein sowohl an der Arbeit, an der ernsten Übung und Anstrengung der eigenen Kräfte überhaupt als insbesondere an den Gegenständen der Arbeit, an den mit jedem Tage sich mehrenden neuen Vorstellungen und Erkenntnissen.[1]) Ebenso werden unter den neuen Gemeinschaftsverhältnissen des Schullebens auch immer neue *sociale Gefühle* wachgerufen, bezw. die schon erwachten socialen Gefühle neu und eigentümlich gestaltet. In der größeren Lebensgemeinschaft der Schule werden nämlich einerseits die engen Schranken der Familie wesentlich erweitert, andrerseits aber auch neue Schranken einer im Vergleich mit der Ungezwungenheit des bisherigen Lebens im Hause viel strammeren und gesetzlicheren Lebensordnung aufgerichtet. Dadurch werden dann von selbst teils schon erwachte Seiten und Triebe der kindlichen Natur mächtig gestärkt, teils auch ganz neue Seiten und Triebe hervorgerufen. Die Möglichkeit, in dem so erweiterten Gemeinschaftskreise nun auch nach eigener Wahl viel mannigfaltigere Freundschaftsverbindungen zu schließen und sich selbst eine ganz andere persönliche Geltung und Anerkennung zu verschaffen, als es bisher der Fall war, muß natürlich das Freiheits- und Selbständigkeitsgefühl des Kindes in hohem Grade steigern. Aber andrerseits wird dadurch auch der Sinn für Recht, Gesetz und allgemeine Ordnung in einer Weise entwickelt, wie dies im bloßen Kreise der Familie niemals geschehen könnte. — Auch das *sittlich-religiöse* Gefühl muß mit dem Beginne einer selbständigeren sittlich-religiösen

Entwicklung an Tiefe und Selbständigkeit gewinnen. Was anfangs nur das unselbständige Echo der fremden erziehlichen Einwirkung auf des Kindes Herz und Gewissen war, das kann und soll nunmehr zu einem auf eigener Erfahrung beruhenden eigenen und selbständigen Gefühle des Kindes werden. Wir meinen zu dem Gefühle, daß ein wahrhaftiges, den Menschen wirklich beseligendes Glück nur zu finden ist im freien Gehorsam gegen das erkannte Gute und in ungestörter Friedensgemeinschaft mit Gott, während umgekehrt jedes wissentlich begangene Unrecht und jede selbstverschuldete Störung des Verhältnisses zu Gott den Menschen wie nichts anderes innerlich unglücklich macht und in einen unseligen Zwiespalt mit seinem eigenen besseren Selbst versetzt. — Verhältnismäßig am spätesten und auch am wenigsten allgemein macht sich ein entschiedener Fortschritt bemerklich in Bezug auf das Gefühl für die Schönheit der äußeren Form und Erscheinung. Wenigstens gilt dies im allgemeinen von den Knaben, wogegen ein feineres Schönheitsgefühl allerdings beim Mädchen früher und allgemeiner hervortritt. Und zwar zeigt sich bei der Jugend überhaupt ein selbständigeres Schönheitsgefühl zuerst in Bezug auf die Schönheiten der Musik und Poesie, dann in Bezug auf die Erzeugnisse der darstellenden Kunst, und erst zuletzt auch in Bezug auf die teils allzu gewohnten, teils auch oft verhüllteren Schönheiten der Natur, namentlich eines größeren Naturganzen.[2])

Ein zweiter Unterschied des Gefühlslebens unserer Altersstufe von dem der früheren besteht darin, daß die frühere Unbeständigkeit der allzurasch wechselnden und umschlagenden Gefühle allmählich einer größern Beständigkeit und Gleichmäßigkeit derselben weicht. Die Gefühle als der Reflex der befriedigten oder unbefriedigten Triebe hängen ja überhaupt in ihrem stärkeren oder schwächeren, zufälligeren oder vorherrschenden Hervortreten ab von dem Hervortreten und der Entwicklung der verschiedenen Triebe. Je mehr also durch das Vorwalten einzelner beherrschender Triebe feste Lebensgewohnheiten oder gar Charaktereigenschaften sich ausbilden, desto weniger wird das Kind mehr sein Glück und seine Befriedigung planlos in allem Möglichen, was ihm zufällig in den Weg kommt, finden, sondern eben in dem, was der sich immer mehr verfestigenden Richtung seines Strebens und Begehrens gemäß ist.

Eine so feste und beharrliche Richtung des Gefühles nennen wir nun aber, je nachdem es sich dabei um ein Gefühl des Wohlgefallens

und der Freude an einer Sache oder um das Gegenteil handelt, *Liebe oder Abneigung*. Liebe und Abneigung sind zwar fast immer verbunden mit dem Streben, den geliebten Gegenstand ganz sich zu eigen zu machen und den gehaßten ganz von sich zu entfernen, und insofern sind sie nicht reine Gefühlsrichtungen, sondern als aus sich heraustretende und in Erkennen und Wollen übergehende Gefühle, vielmehr *Gemütsstimmungen und Gemütsrichtungen*. Aber das Grundelement in beiden ist und bleibt doch immer das Gefühl d. h. einerseits der Genuß, welchen das Subjekt in einer möglichst innigen Vereinigung mit dem erwünschten Gegenstande findet, und andrerseits das Mißbehagen, welches ihm die Gegenwart des widerwärtigen Gegenstandes oder auch nur der Gedanke an ihn bereitet.

Daß nun aber so im Gemüte des Kindes im Verlaufe seiner geistigen Entwicklung sich mehr und mehr feste und bleibende Zuneigungen und Abneigungen bilden, das ist in der That für sein ganzes Leben und Streben von der größten Bedeutung. Vor allem hängt davon ab die Freiheit und Selbständigkeit seines ganzen Erkennens und Handelns, oder das, daß sein Erkennen und Handeln wirklich ein ihm nicht von außen her aufgenötigtes fremdes, sondern *sein eigenstes und persönlichstes Thun* ist und wird. Denn mein eigenes, freies, persönliches Thun ist doch nur das, was ich nicht als ein mir Widerstrebendes und Mißfälliges widerwillig, sondern was ich mit Lust und Liebe thue. Und ebenso ist durch eine lebendige Liebe zur Sache auch alle *Freudigkeit*, aller geistiger Schwung und alle Begeisterung, eben damit aber auch alle durchschlagende Kraft und Wirksamkeit des Erkennens und Handelns bedingt. Eine neue Erkenntnis, wie neu sie auch an sich sein mag, ist und bleibt doch ein toter, unfruchtbarer Schatz, wenn und solange sie bloße Erkenntnis ist. Gelingt es ihr aber, das Gefühl und Gemüt des Zöglings für sich zu erwärmen und ein lebendiges Interesse, ja eine Lust und Freude an ihr im Geiste des Zöglings zu erwecken, so bleibt die neue Wahrheit kein toter Schatz, sondern sie wird ein lebendiger Bestandteil des eigensten Selbst, der irgendwie auch auf die Gestaltung der ganzen sittlichen Persönlichkeit Einfluß gewinnt. Und wo ist auch auf dem Gebiete des praktischen Handelns je etwas wirklich Lebensvolles geschaffen worden ohne jene Liebe, die den von ihr beherrschten Willen ebenso zu den höchsten Leistungen und Anstrengungen wie zu den tiefsten Verleugnungen und Entsagungen willig und fähig macht? Mittelst der Liebe und nur mittelst ihrer legt der

Mensch sein wirkliches Selbst, seine ganze Persönlichkeit in sein Erkennen und Wollen hinein, und nur dadurch wird dann dieses nicht bloß zu seinem freieigenen, sondern auch zu einem wirkungsvollen und fruchtbaren Thun. Die Liebe ist hiebei ebenso der Grund, wie ihre Steigerung und Erhöhung das Ziel und die Frucht unseres Erkennens und Wollens. Wir versenken uns betrachtend in die Dinge und suchen sie handelnd zu gestalten, weil wir sie lieben; und indem wir uns so in sie versenken und sie gestalten, wird eben dadurch unsere Liebe und der persönliche Genuß, den wir darin finden, vermehrt.

Aber wie ist nun diese Abhängigkeit unseres ganzen Thuns und Wirkens von der uns selbst beglückenden Liebe auch in sittlicher Hinsicht zu beurteilen? An sich und im allgemeinen ist unzweifelhaft der Mensch sittlich berechtigt, wie überhaupt sein Glück so auch insbesondere das in der Liebe zu diesem oder jenem Objekte für ihn liegende *Glück zu suchen* und sich durch diese Rücksicht auch in seinem Handeln *leiten und zu seinem Handeln bestimmen zu lassen*. Denn so gewiß das Gefühl, in dem der persönliche Wert, den die Dinge für uns haben, und der persönliche Genuß, den sie uns gewähren, von uns erlebt wird, — so gewiß dieses Gefühl eine wesentliche und darum auch berechtigte Seite unserer gesamten menschlichen Natur ist: so gewiß dürfen wir auch für diese Seite unseres Wesens, wie sonst für jede andere, Befriedigung fordern und anstreben.[3]) Jedes Ding soll und will zu seiner Vollendung kommen; wir als freie, selbstbewußte Geister sollen diese unsere Vollendung nicht nur erreichen, sondern ihrer auch *innewerden* und sie mit Bewußtsein *genießen* d. h. *fühlen*, wie ja auch die christliche Weltanschauung es dem Menschen nicht nur gestattet, sondern zur Pflicht und zum Motive seines Handelns macht, seiner Seelen Seligkeit mit allem Ernst und Fleiß zu schaffen.[4]) Daraus folgt nun freilich keineswegs die Gleichberechtigung alles dessen, was wir lieben und was uns Genuß und Freude gewährt. Es giebt vielmehr, wie wir schon oben S. 177 f. gefunden und ausgesprochen haben, Gefühle und also auch *Zu- und Abneigungen höheren und niederen Grades*, solche, durch welche die höhere, geistige, und solche, durch welche die niedere, sinnliche Seite unseres Wesens befriedigt oder verletzt wird. Ja ein und derselbe Eindruck kann zur selben Zeit ein Gefühl der Lust in der niedern und ein Gefühl der Unlust in der höhern Region unseres Wesens (oder umgekehrt) und damit einen Widerstreit der Neigungen hervorrufen, der in der einen oder andern Weise gelöst werden

muß. Noch mehr: es giebt auch Gefühle und Neigungen, die sich zu den höheren nicht nur wie niedere verhalten, sondern ihnen als abnorme Verirrungen des Gefühles geradezu entgegenstehen, die also nicht bloß den höheren untergeordnet, sondern niedergehalten und bekämpft werden müssen, wie die Gefühle und Neigungen des Neides, der Schadenfreude, der Genußsucht, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Rachgier, des Fanatismus ꝛc.

Aus all dem ergiebt sich nun aber nur um so mehr die Wichtigkeit und Notwendigkeit einer richtigen erziehlichen Behandlung, Bildung und Leitung auch des Gefühls- und Gemütslebens.[5]) Es gilt da nicht nur, die mannigfaltigen Gefühle, welche das geistige Leben nach seinen verschiedenen Seiten in Bewegung setzen, überhaupt erst zu wecken und hervorzurufen, sondern auch — und noch mehr — die erwachten Gefühle in das richtige Verhältnis der Über- und Unterordnung zu einander zu bringen und den Widerstreit entgegengesetzter Gefühle richtig zu lösen. Letzteres nämlich so, daß die abnormen und unberechtigten Gefühle ausgeschlossen werden, die normalen und berechtigten aber diejenige Stellung bekommen, in welcher sie den ihnen gebührenden Einfluß auszuüben vermögen. Hiebei ist vor allem wichtig die in den sog. Vernunftgefühlen wurzelnde Liebe zum Idealen oder die auch uns selbst erst vollkommene Befriedigung gewährende Liebe zu dem (auf den verschiedenen Gebieten des Lebens) Vollkommenen.[6]) Diese Liebe zum Vollkommenen ist der einzig giltige Maßstab für die Beurteilung und Wertschätzung jeder andern Liebe. Jede Liebe, die irgendwie, ob auch noch in so untergeordneter Weise, jener Liebe zum Vollkommenen dient und sie fördert, ist eben darum als eine normale und berechtigte anzuerkennen; jede dagegen, die ihr widerstreitet und sie stört und hemmt, ist eine abnorme und unberechtigte Liebe. Im letzten Grunde ist es die — die Liebe zum vollkommen Wahren, Guten, Schönen und Beseligenden in sich befassende und sie erst eigentlich begründende Liebe zu Gott, die ebenso unser höchstes und allein vollkommenes Glück (unsere Seligkeit) schafft, wie sie der höchste und vollkommenste Antrieb zu einem ebenso freieigenen, wie lebendig wirksamen Erkennen und Wollen ist.[7]) Hienach bildet also die rechte Gefühls- und Gemütsbildung oder die Anbildung einer wahrhaftigen Liebe zu Gott und zu allem von ihm gewollten und gesetzten Guten und Vollkommenen eine nicht minder wesentliche und wichtige Aufgabe der Erziehung wie die Charakter-

bildung oder die Anbildung einer stetigen und freibewußten Richtung des Willens auf all dieses Gute und Vollkommene; ja die rechte Gefühls- und Gemütsbildung ist von Anfang bis zu Ende die notwendige Grundlage und Voraussetzung der rechten Charakterbildung.

Aber was gehört nun endlich zu einer solchen Gefühls- und Gemütsbildung? Unmittelbar und direkt kann die Erziehung wie überhaupt kein Gefühl so auch keine beharrliche Gefühlsrichtung oder keine Liebe im Geiste des Zöglings erzeugen (bezw. umgestalten). So gewiß aber das Gefühl der nächste und unwillkürlichste Reflex der Befriedigung (oder Nichtbefriedigung) eines Triebes in unserem Selbstbewußtsein ist, so gewiß stellt sich ein bestimmtes Gefühl ganz von selbst ein, wenn der entsprechende Trieb seine Befriedigung gefunden (oder nicht gefunden) hat. Alles also, was unsere höheren, geistigen Triebe anregt und befriedigt, das dient auch zur Erregung höherer, geistiger Gefühle; und so wie es deshalb gelingt, die betreffenden Triebe in eine beharrliche Bewegung in der ihnen entsprechenden Richtung zu bringen, muß sich als notwendige Folge daraus die Bildung einer dem gemäßen beharrlichen Gefühlsrichtung oder einer Liebe ergeben. Das Hauptmittel wird hiebei die angemessene, ebenso klarbestimmte als anschaulich lebensvolle Darbietung desjenigen geistigen Vorstellungs- und Gedankenstoffes sein, der dem entsprechenden geistigen Triebe gemäß (homogen) ist, ihn also anzieht und anregt, ihn nährt und in Bewegung setzt, ohne ihn doch mit unwiderstehlicher Macht zu treffen und gleichsam zu vergewaltigen. Doch kann und muß zu dieser mehr sachlich-stofflichen Anregung der Triebe auch noch die mehr persönliche Einwirkung von Gemüt (des Erziehers und Lehrers) auf Gemüt (des Zöglings und Schülers) kommen. Denn so wenig es möglich ist, durch bloß sachliche Mittel unmittelbar ein Gefühl hervorzurufen, so unzweifelhaft giebt es doch eine unmittelbare Einwirkung von Gemüt auf Gemüt. Ist der Lehrer und Erzieher im eigenen Gemüte lebendig von der Sache ergriffen, von der er seinen Zögling ergriffen sehen möchte, erfüllt und beherrscht ihn eine warme, echte Liebe zu derselben, so teilt sich dies unwillkürlich auch dem Zöglinge mit, und zwar um so gewisser, je weniger der Erzieher es bewußt und absichtlich darauf anlegt, je natürlicher und ungekünstelter vielmehr seine eigene gemütliche Beteiligung an der Sache ist und sich äußert. Merkt dagegen der Zögling die Absicht ihn rühren und

geflissentlich zu bestimmten Gefühlen bringen zu wollen, so wird er dadurch in der Regel nur unangenehm oder gar komisch berührt und geht ganz gewiß nicht darauf ein.[8]) Das Gefühl ist eben das Eigenste, Innerlichste und Persönlichste des Menschen; darum empfindet es jeder, und in gewissem Sinne der im ersten Hochgefühle der neuerwachenden Freiheit Stehende am stärksten, als eine Art ihm angethanen, unwürdigen Zwanges, wenn ein Fremder sich unberufen in dieses sein persönlichstes Heiligtum eindrängen und ihn da beeinflussen will; nur eine unbewußt von einem andern erfahrene Einwirkung läßt er sich hier gefallen.

Daraus erklärt sich auch jene geflissentliche Sorgfalt, *das Innerste der Gefühle vor Fremden möglichst zu verbergen*, die wir mehr und mehr bei der heranwachsenden Jugend finden. Sie tritt zwar bei beiden Geschlechtern in sehr verschiedener Form auf: — bei den Mädchen vorzugsweise als die blöde, zimpferliche, empfindliche Schüchternheit und Verschlossenheit der sog. Backfischjahre; bei den Knaben als die oft affektierte Derbheit der sog. Flegeljahre, die sich feinerer und zarterer Gefühle, welche gleichwohl nicht fehlen, wenigstens vor andern schämt und sie darum unter einer möglichst rauhen Hülle zu verbergen sucht. Im Grunde aber sind dies nur durch die geschlechtlichen Eigentümlichkeiten bedingte verschiedene Erscheinungen derselben Sache. Es ist die erste und darum noch etwas einseitig auftretende Form *eines selbständigeren Gefühls- und Gemütslebens*, der Anfang einer den naturgemäßen Übergang von der Stufe der Unmündigkeit zu der der Mündigkeit bildenden Emanzipation auch dieser Seite des geistigen Lebens von fremder Leitung und Beeinflussung. In späteren Jahren, wenn die zuerst noch so zarte und empfindliche Freiheit und Selbständigkeit etwas mehr erstarkt ist, ist dann auch die Scheu, die inneren Gemütsbewegungen kundzugeben, keine so große mehr.

---

[1]) Vgl. Lindner, a. a. O. S. 150: „Wahrheit ist Übereinstimmung unserer Erkenntnisse mit sich selbst, des Einzelnen mit dem Ganzen, der Subjekte mit den Prädikaten. Diese Übereinstimmung wird nicht bloß durch den Verstand erkannt, sondern auch als *Freude an der Wahrheit gefühlt*. Je weiter wir im Gebiete der Wahrheit vordringen, desto mehr giebt sich dieses Gefühl als Lust des Forschens kund. Wo wir uns dagegen mit unsern Begriffen in einen Widerspruch verwickeln, aus welchem wir keinen Ausweg finden, wo wir ungelöste Probleme vor uns sehen, oder wo wir Gegenstände unserer innigsten Überzeugung angezweifelt oder geleugnet finden, da werden intellektuelle Gefühle der Unlust nicht ausbleiben."

[2]) Vgl. B. Sigismund in der Schmid'schen Encyklop., V, S. 170 f.: „Am spätesten geht den Kindern, wie es auch bei den Völkern der Fall ist, der Sinn für die Schönheit einer Landschaft auf; er erwacht gewöhnlich erst im Jünglingsalter, und auch dann selten, ohne durch den Einfluß der Kunst geweckt worden zu sein. Darum hüte man sich, den Knaben zur Bewunderung zu zwingen, und schelte ihn nicht, wenn er der lebendigen Staffage mehr Aufmerksamkeit schenkt, als der Terrainform und der stimmungsvollen Farbe. — Der tiefere Sinn für das Naturschöne wird erst auf dem Umwege der Kunst gewonnen. Erst durch das Zeichnen, und zwar besonders durch das Zeichnen nach der Natur, sowie durch das Anschauen guter Kunstwerke wird der Naturssinn zu inniger Teilnahme und sinnigem Genusse befähigt."

[3]) Vgl. Lotze, Mikrok. II, S. 314: „Ohne Zweifel war es eine lobenswürdige Strenge der praktischen Philosophie, die sittlichen Gebote von dem schielenden Hinblick auf den eigenen Vorteil des Handelnden zu befreien; aber mit Unrecht suchte dieser Rigorismus die klare, unabweisbare Verbindung zu lösen, in welcher nichtsdestoweniger der verachtete und in seinen meisten Anwendungen verächtliche Begriff der Lust zu dem andern Begriffe des Wertes überhaupt steht. — Der Gedanke eines irgendwie unbedingt Wertvollen, das seinen Wert nicht durch seine Fähigkeit zur Erzeugung von Lust bewiese, übersiegt sich selbst und das, was er wollte." — Ulrici, praktische Philosophie I, S. 138: „Wir sind von Natur außer stande, uns für etwas zu interessieren, das schlechthin keinen Wert für uns hat, in keiner Beziehung zu unserem (wahren oder falschen) Wohle steht. Mag man immerhin das Ethisch-Gute (mit J. G. Fichte) nur in die kalte, uninteressierte, freud- und lieblose Pflichterfüllung setzen, — jedes Pflichtgebot, wie man es auch fassen möge, wird direkt oder indirekt doch zum Wohl oder zur Seligkeit des Menschen in Beziehung stehen." — Rümelin, Reden und Aufsätze, S. 138 f.: „Ein Ich, das Glückseligkeit fordert, das nach dem höchsten Lustgefühl der Selbstbethätigung unablässig hindrängt, — darin scheint mir der innerste Kern und das Wesen der individuellen Seele zu liegen, das ist ihre centrale, alles andere beherrschende Funktion. — Die Triebe sind die gesonderten, specifischen Quellen der Lustgefühle und des Begriffs von Lebensgütern. — Die Gefühle sind das innerste Leben der Seelenmonade selbst; sie sind darum auch nichts weniger als Nebenprodukte des Vorstellens und Wollens; vielmehr liegen in ihnen die feinsten und letzten Entscheidungen über den Wert der Güter des Lebens."

[4]) Vgl. Lotze, Mikrok. III, S. 358 f.: „Dem christlichen Gebote fehlt nirgends die Verheißung; auch dies ein Stein des Anstoßes für jenen Heroismus der reinen Vernunft, der sein Streben fast für beschimpft achtet, wenn das Himmelreich und die ewige Seligkeit ihm als Lohn geboten wird. Können wir hier denen, die gegen allen Eudämonismus eifern, das formelle Recht bestreiten, unter diesen Vorwurf auch die christliche Lehre zu begreifen und als erhabener ihr die andere vorzuziehen, die Tugend und Aufopferung ohne Lohn gebietet? Erhabener nun mag diese letztere Forderung scheinen; aber von dem Erhabenen ist nicht bloß zum Lächerlichen, sondern auch zum Leeren und Widersinnigen nur ein Schritt. Ohne ein höchstes Gut, dem das geringere geopfert

würde, und nur als beständige Arbeit zur Herstellung eines bestimmten Zustandes des innerlichen Menschen — wodurch würde sich dann unser sittliches Streben von jeder blinden Wirksamkeit einer Naturkraft unterscheiden, außer durch das begleitende, dann aber unerklärliche Gefühl, etwas zu sollen, was wenn es nun ist, niemandem zu gute kommt? In Wahrheit thut jedoch auch jener Tugendeifer diesen Schritt nicht; er weiß, daß er auch im Grunde einem höchsten Gute nachstrebt, der Selbstachtung; und gewiß würde auch er jegliches sittliche Streben aufgeben, wenn ihm nicht dieses Ergebnis zum Lohn fiele. Darin also liegt der Unterschied, daß der spröde und stolze Eudämonismus der Selbstachtung, die sich selbst genug ist, dem Eudämonismus der Tugend gegenübersteht, die sich nicht genügt und die ihr höchstes Gut darin sucht, nicht vor sich selbst, sondern vor Gott zu bestehen und von ihm geliebt zu sein. Das höchste Gut sieht das Christentum nicht in dem bloßen Vorhandensein einer nach sittlichen Ideen geordneten Welt des Seins und Handelns, sondern allein in der Seligkeit, die der Genuß dieser Welt ist."

[5]) Vgl. Fauth, a. a. O. S. 28: „Allerdings kann es für einen so jungen und relativ inhaltlosen Geist, wie die Seele des Schülers zu sein pflegt, sehr schwer und oft gefährlich sein, in Gefühlsausdrücken Rechenschaft über die Wertschätzung gewisser Gegenstände zu geben. Aber andrerseits ist es doch unverzeihlich, wenn diejenige Thätigkeit der Seele, die wir, wenn überhaupt von einer Rangordnung die Rede sein kann, mit einem gewissen Recht als die höchste Leistung der Seele ansehen dürfen, und die jedenfalls für die ganze Entwicklung der Seele von den weittragendsten Folgen ist, die insbesondere dem ganzen Leben erst die Färbung giebt, welche es uns wert macht, — wenn diese nicht systematisch in den Bereich der Jugendbildung gezogen wird. Gerade weil das richtige Fühlen und Urteilen so schwierig ist, verlangen wir, daß es in den Bereich des Unterrichts geflissentlich aufgenommen werde."

[6]) Vgl. Ulrici, Praktische Philosophie, I, S. 120: „Es liegt im Wesen unserer Seele, von der Wahrheit harmonisch affiziert zu werden. Kein Mensch, wenn er auch andere zu täuschen sucht, liebt es selbst zu irren, selbst getäuscht und betrogen zu werden; es verstimmt, es ärgert ihn, auch wo es ihm nicht den geringsten Nachteil bringt. Diesem unangenehmen Gefühle korrespondiert das angenehme Gefühl des Wohlgefallens an der Vor- und Darstellung des Seienden, die uns die Überzeugung erweckt, daß sie wahr sei. Wir streben daher das Ansich der Dinge zu erkennen, weil wir sonst in einer Welt des Scheins und der Täuschung leben würden. Und dies Gefühl, in lauter Irrtum, Trug und Täuschung verwickelt zu sein, würde, je mehr alle Hoffnung schwände, ihm zu entrinnen, bis zur Unerträglichkeit sich steigern, weil mit ihm alle Festigkeit und Sicherheit des Daseins sich aufheben würde. Denn Irrtum und Täuschung sind ihrer Natur nach wandelbar, veränderlich, schwankend und unsicher; ein Wollen und Handeln, das von ihnen ausgeht, wird sein Ziel notwendig verfehlen. Ein Dasein auf solcher Basis würde daher von einem perennierenden Gefühl der Unruhe und Unsicherheit begleitet sein, welches das Leben zu einer Last machen würde." — S. 141 f.: „Gut ist nur der Mensch, dessen Sein und Wesen dem Begriff des Menschen vollkommen entspricht, weil nur eines

solchen Menschen Leben, Wollen und Thun, Erkennen und Wissen für ihn selbst wie für andere vollen Wert haben kann. Die Erfüllung der Bestimmung des Menschen und die Erfüllung seines Wohles fallen zusammen: nur der vollkommen gute Mensch kann auch vollkommen glücklich (selig) sein." — S. 163 ff.: „Die landläufige Ästhetik weiß freilich nichts davon, daß auch das Schöne ein Seinsollendes sei, weiß nichts von einer Verpflichtung des Menschen auch das Schöne zu wollen und zu thun oder doch zu seiner Realisierung beizutragen. — Und doch ist ein integrierender Bestandteil der Vollkommenheit des Menschen auch seine vollkommene Erscheinung, die Vollkommenheit der Form des menschlichen Wesens selbst wie aller zu ihm gehörigen, gleichsam seine Peripherie bildenden Dinge. Das Vollkommene, wenn es überhaupt erscheint, kann nur in der Vollkommenheit der Erscheinung als solcher sich kundgeben. In dem Streben nach Vollkommenheit des Wesens liegt mithin unmittelbar das Streben nach Vollkommenheit der Erscheinung. Und wo die Erscheinung dies Streben befriedigt, erweckt sie ein Lustgefühl aus demselben Grunde und zu demselben Zwecke, um dessentwillen überhaupt an die Befriedigung unserer Bedürfnisse, Triebe, Strebungen ein ihnen entsprechendes Gefühl der Lust geknüpft ist."

[7]) Vgl. J. H. Fichte, Psychol. I, S. 729 ff.: „Jedes Gefühl einer gewollten Vereinigung mit einem andern ist Liebe. Jede gelungene Vereinigung mit dem andern oder jede verwirklichte Liebe gewährt Befriedigung; eine desto höhere, je höher und liebenswerter der Gegenstand ist; die höchste Befriedigung — wir nennen sie Seligkeit — tritt daher dann ein, wenn der Gegenstand selbst der Höchste ist. Deshalb ist die Gottesliebe die schlechthin höchste, allein absolut befriedigende, einzig volle Seligkeit erzeugende Gestalt der Liebe; denn sie richtet sich auf den schlechthin höchsten, absolut liebenswerten Gegenstand. — So ist die Gottesliebe nicht nur die höchste Gestalt des religiösen Gefühls, sondern der Gipfel und vollkommenste Ausdruck aller geistigen Gefühle überhaupt. Sie ist aber auch nicht bloßer Gefühlszustand, sondern zugleich praktisch, den Willen bestimmend, indem sie ebenso zur Erforschung des göttlichen Wesens und seiner Werke, zur Beschaulichkeit auffordert, wie unsern Willen zur Begeisterung entzündet, um in gotteswürdigen Thaten jene Gesinnung darzulegen."

[8]) Vgl. Roth, Gymnasialpädagogik, S. 124. 151: „Es ist in erster Stelle nicht der Intellekt des Lehrers, der den Kontakt mit dem Geiste der Schüler vermittelt, sondern lediglich sein Gemüt, so vornehmlich, daß des Lehrers Liebe zu den Studien, deren Anfänge er zu lehren hat, zugleich mit seiner Liebe für die Schüler die Lust zum Bilden eigener Anschauungen bei der Jugend erweckt und erhält. — Von allen unsern Seelenvermögen ist das der Empfindung so zu sagen das eigenwilligste und heikelste, auf seinem Rechte der Spontaneität am meisten beharrende, so zwar, daß wir Anweisungen zum Fühlen der Schönheit eines Gemäldes oder eines Gedichtes mit Widerwillen aufnehmen."

Anhang.

Das Charakteristische der spätern Lebensalter.

§ 35.

Für das **Jünglingsalter** ist im allgemeinen charakteristisch das stärkere, ja einseitige Hervortreten des subjektiven Selbsts und der subjektiven Eigenart und Selbständigkeit. Der Jüngling läßt sich nicht mehr so von außen her durch die Dinge und den Einfluß seiner Erzieher und Lehrer bestimmen und giebt sich auch der thatsächlich gegebenen Wirklichkeit und den Einflüssen anderer nicht mehr so harmlos unbefangen hin wie das Kind und der Knabe. Er beschäftigt sich vielmehr vorwiegend mit sich selbst und den Eindrücken, welche er von der Einwirkung der Außenwelt und anderer Persönlichkeiten bekommt, wie mit dem persönlichen Werte, den alles, was außer ihm und in bezug auf ihn vorgeht, für ihn selbst hat. Daher bei ihm das Vorherrschen einer vorzugsweise gefühlsmäßigen oder sentimentalen Stimmung; daher ferner das Vorwalten der die Dinge nach den eigenen Gedanken und Wünschen gestaltenden Phantasie und der alles der Herrschaft der Ideen und Ideale unterwerfenden Vernunft. Daher aber freilich auch eine unverkennbare Neigung zu einem überschwenglichen, die Wirklichkeit überfliegenden und meisternden Wesen, zu vorschnellem, unreifem Aburteilen über das Gegebene, sowie zu einem unklaren, stürmischen Thatendrange, der das Gegebene kurzweg über den Haufen zu werfen und es nach seinen eigenen, oft höchst willkürlichen Gedanken und Träumen umzugestalten sucht. Auf dem Gebiete des sittlichen und religiösen Lebens kommt die schon auf der vorigen Altersstufe einigermaßen beginnende selbständige Entscheidung mehr und mehr zu einem gewissen definitiven Abschlusse. Denn die Bildung bleibender Grundzüge der religiösen Weltanschauung und der sittlichen Charakterentwicklung fällt in der Regel eben in die Periode wenigstens des späteren Jünglingsalters, — freilich meist auf Grund erschütternder Krisen und eines nicht selten sehr heißen Kampfes zwischen Fleisch und Geist, zwischen sittlichem und idealem Streben.[1])

Im **Mannesalter** stellt sich nach und nach ein ruhigeres Gleichgewicht zwischen Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit her. Denn auf der einen Seite nimmt der die Kraftbethätigung

zwar beschränkende, aber auch zugleich konzentrierende bestimmte Lebensberuf (des Mannes und der Hausfrau) die Selbstthätigkeit in noch ganz anderer und ernsterer Weise in Anspruch, als dies im Jünglingsalter der Fall ist; auf der andern Seite aber nötigt eben dieser bestimmte Lebensberuf zu einer praktisch-verständigen Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse und einem verständigen (realistischen) sich in das Gegebene Schicken. Hier ist also weniger das Gefühl, die Phantasie und die Vernunft das Leitende und Maßgebende, als der — die Ergebnisse der bisherigen Lebenserfahrung und die gewonnene Kenntnis der Wirklichkeit zweckmäßig sich zu nutze machende Verstand und der — das als richtig Erkannte fest und bestimmt durchführende Wille.[2])

Im **Greisenalter** endlich nimmt beides, sowohl die Empfänglichkeit als die Selbstthätigkeit, stufenweise ab, indem sowohl das Interesse an der unmittelbaren Gegenwart als die Kraft und Fähigkeit der praktischen Einwirkung auf sie schwindet. Vorherrschend ist deshalb einerseits die Erinnerung an die mit mehr Interesse durchlebte Vergangenheit und andrerseits der Hinausblick auf die das Stückwerk des irdischen Lebens erst vollendende Zukunft, während das Neue der Gegenwart mit einer sich nicht mehr leicht aufregenlassenden Ruhe, je und je freilich auch mit einer gewissen Voreingenommenheit und abschätzigen Ungerechtigkeit hingenommen wird.[3])

[1]) Vgl. Lotze, Mikrok. III, S. 190: Von unsern Jugendträumen hätten wir schwerlich zu sagen gewußt, worin eigentlich die vorhandene Wirklichkeit uns nicht genugthue; aber vor unserer unzergliederten Unzufriedenheit konnte sie sich nicht rechtfertigen und noch weniger freilich mit dem unbeschreiblich schönen Inhalt unserer Ahnung sich messen, wie er in glänzender Unklarheit uns vorschwebte. Und nun machten wir uns daran, aus diesem Glanze die ganze Fülle der Wirklichkeit nachschaffend wieder zu entwickeln. Mit der unbefangensten Zuversicht vertrauten wir der poetischen Gerechtigkeit, die in unsern Schöpfungen herrscht, und ließen sie statt des Beweises ihrer Wahrheit gelten, der uns fehlte, und mit vollkommener Sorglosigkeit sahen wir über die Thatsachen hinweg, mit denen die Wirklichkeit unsern Träumen widersprach." — Derselbe, a. a. O. II, S. 371: „Zu eigentlicher Arbeit weniger geneigt, aber durch die Unruhe des Gefühls zu phantastischer Thätigkeit getrieben, versucht das Jugendalter teils in künstlerischem Schaffen teils in Entwerfung von Idealen eines besseren Zustandes der Wirklichkeit sich Luft zu machen. So neigt es nicht nur zu theoretischer Unbestimmtheit, sondern wird auch unpraktisch, da es keine Teilnahme für die gleichgiltigen Einzelnheiten der verständigen Mittel hat, die zu einem fruchtbaren Handeln führen können." — (Vgl. oben S. 203) Erdmann, psychol. Briefe, S. 70 f.: „Wenn bei dem Knaben alles auf passiven Gehorsam

hinweis, so bei dem Jüngling auf Selbstthätigkeit und auf Veränderung des Gegebenen; der feige Müßiggang ist darum hier der Anfang aller Laster. Ihm ist es unmöglich, rein zu perzipieren; er verändert und verschönert, was er wahrnimmt und sieht darum alles im poetischen (wörtlich: schöpferischen) Lichte. Diese Stimmung, die, charakteristisch genug, der „Nüchternheit" entgegengesetzt zu werden pflegt, ist gleichweit entfernt von dem unbefangenen Perzipieren des neugierigen Knaben und dem gewissenhaften und kritisch vergleichenden Beobachten des Mannes, bringt Reize zu dem gesehenen Gegenstande hinzu, die jener (noch nüchtern) nicht ahnt, dieser oft (ernüchtert und) traurig vermißt."

[2]) Vgl. Lotze, Mikrok. III, S. 193 f.: „Der Idealismus der Jugend mit seiner Zuversicht, alle Wirklichkeit unter die Kraft des schönsten Traumes beugen zu können, wird verletzt durch den Realismus des reiferen Alters, der ruhig auch das Unbedeutende anerkennt, das er als Thatsache, als eine der unabänderlichen Gewohnheiten des Weltlaufes findet. Denn auch dafür pflegt in unserem Leben die Zeit zu kommen, daß das Herz der Märchen müde wird und nach Wirklichkeit förmlich dürstet; eine unbeschreibliche Freude gewährt das Bewußtsein, Einsicht gewonnen zu haben in einen Teil dessen, was nicht nur unsere Sehnsucht reizt, sondern uns mit dem unbegreiflichen Zauber der Wirklichkeit umgiebt und trägt. In diesem Gefühle weiß sich der Geist des Beobachters unendlich erhaben über die schönen, aber haltlosen Stimmungen, die er einst in sich mit erlebt hat. Dem Vorwurfe, unempfänglich für die Ideale der Jugend geworden zu sein, erwidert er, nun vielmehr die Tugend der Entsagung erst gelernt zu haben, die nicht die Folgerungen subjektiver Anschauung in die Welt gewaltsam überträgt, sondern mit zurückhaltender Scheu aus der Vergleichung der Erfahrungen nur so viel von dem Wesen der Dinge lernen will, als es selbst von sich offenbaren mag" (vgl. oben S. 203). —

[3]) Vgl. Lotze, Mikrok. II, S. 376 f.: „Wir schließen beim Greise ohne Grund aus der Abneigung gegen körperliche Bewegung auf eine gleiche Trägheit der Gedanken, aus dem Mangel ratloser Erschütterung durch Affekte und aus dem Ausbleiben nutzloser Gefühlsausbrüche auf Gleichgiltigkeit des Herzens. Wie alle Ruhe, so ist auch dieses Gleichgewicht der Seele eine vieldeutige Erscheinung, und sein Wert bestimmt sich nach der Größe der gespannten Kräfte, die in ihm schlummern. Wir beklagen die Unempfänglichkeit, die sich nicht rührt, weil ihr Verständnis und Teilnahme für alles fehlt; aber jenen Frieden suchen wir alle, den nichts mehr übermäßig aufregt, weil ihm nichts mehr völlig neu ist, der alle Gefühle erfahren hat, aber längst jede leidenschaftliche Teilnahme von der zufälligen Macht, die ihr der Augenblick gab, auf das Maß zurückgestimmt hat, das ihr in der allseitiger überblickten Kette menschlicher Interessen gebührt, der endlich die Hast und Glut des eigensinnigen Strebens nicht mehr teilen mag, weil er gelernt hat, daß der Wechsel der Schicksale zu groß und der Spielraum menschlicher Thätigkeit doch zu klein ist, um auf ein Werk allein oder um überhaupt auf eines unserer Werke einen unbedingten Wert zu legen" (vgl. auch oben S. 203 f.).

I. Sachregister.

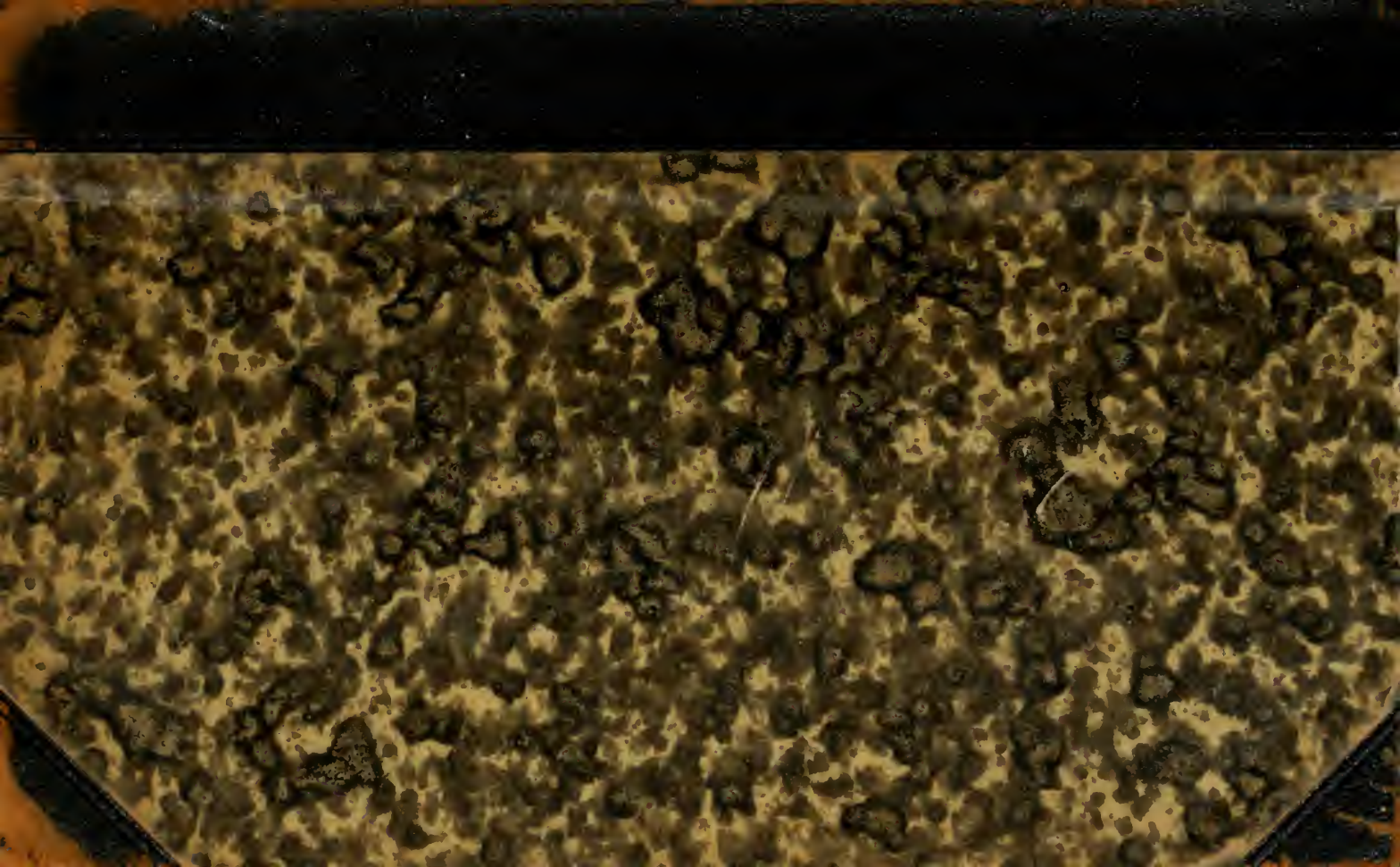
Abhängigkeitstrieb 148.
Abhärtung 38.
Abstraktion 244. 255.
Ästhetische Gefühle 62. 64. 133. 178. 183. 323. 329.
Affekt 174. 180.
Ahnung 256.
Allgemeines, Auffassung des Allgemeinen 94. 102. 236 f. 238. 242. 247.
Altersstufen 6 f.
Analogieschluß 256. 257. 265.
Analyse und Synthese 255. 262 f.
Angebornes Böse s. radikales Böse.
Anlagen s. Begabung.
Anschauung 52. 102. **227** ff. 236. 237.
äußere und innere Anschauung 229 f.
sinnliche und denkende Anschauung 232. 235. 266.
Anschauung und Denken 231 f. 235. 245 f.
Anschauungsunterricht 241.
Apperzeption 94. 102. 225.
Arbeit 134. 138. 141. 308.
Aufmerksamkeit 53. 57 f.
Autoritätstrieb (Pietätstrieb) 148. 159. 166 f. 171. 310.
Begabung (individuelle) 192. **194** ff.
Begehren 40. 61. **65** ff.
Begriff und Begriffserklärung 242 f. 244. 250 f. 252. 260.
Beneke 2 f. 8. 13. **28** ff. 104 f.
Berufsleben 185.
Beschäftigung 134. **138** f. 141 f. 311 f. 317 f.
Besonderheit, natürliche 187. 191. 197.
Bewußtsein **41** f.
Begriff 21. 85. 91.
Enge des Bewußtseins 20 f.
Charakter, natürlicher 196 f. 200.
sittlicher 199. **314** ff. 318 f.
Deduktion 254 f. 258. 261.
Denken, Begriff und Aufgabe des eigentlichen (bewußten) Denkens 100. 112. **235** ff. 246 ff. 274. 282.
unbewußtes (unwillkürliches) Denken 23. 52. 56. 93. 95. 97. 98. 101. 103. 239 f. 249.
Grenzen des Denkens (und Erkennens) 217. 224. 243 f. 251 ff. 254 f.
Eigennamen 110.
Eigensinn 148 f. 159 f.
Einbildungskraft **123** ff. 135. 142. **265** ff.
Einheit, Streben des Geistes nach Einheit und Ordnung 94. 97. 101. 149.
Einzelvorstellung 55.
Empfänglichkeit s. Selbstthätigkeit.
Empfindung **40** ff. 46. 230. 299.
Empfindungslaute s. Sprache.
Erinnerung s. Gedächtnis.
Erkennen 14 f. 33. 91 f. 173. 176. **217** ff. 225 f. 247 f.
Erzählungen 127 f. 132 f.
Erziehung, Aufgabe und Einfluß 3. 16. 37. 59 f. 64 f. 66. 82 f. 88 ff. 137 f. 160 f. 168. 175 f. 188 ff. 195. 198 f. 209 f. 215 f. 317. 326 f.
Familie und Familienerziehung 141. 143. 146 f. 185. 190.
Fertigkeiten 160. 161. 222. 227. 288.
Fragelust der Kinder 100. 105.
Fragverfahren 259.
Freiheit s. Selbstbestimmung.
Fröbel 35. 139 ff. 144 ff.
Fühlen s. Gefühl.
Gedächtnis (und Erinnerung) 54. 58 f. 92. 98. 105. 108. 127 f. 130. 278. **284** ff.
Gedächtnis der Jugend und der Erwachsenen 286 f. 293 f.
Begriff des Gedächtnisses 284 f. 292 f.

Wert und Notwendigkeit 284 f. 292 f.
Wort- und Sachgedächtnis 285 f. 293.
(s. auch „memorieren").
Gefühl **61 ff. 173 ff. 321 ff.**
Begriff 15. 40.
Äußerungen 39. 61. 63.
Wert und Wirksamkeit 33. 40. 45 f. 53. 58. 59. 62 f. 65. 68. 77. 84. 173. 179. 180. 218 f. 295. 324 f.
Sinnliche Gefühle 61. 177. 322.
Geistige Gefühle 61 f. 64. 177. 183. 297. 322. 325. (s. auch „ästhetische Gefühle", „sittliche und religiöse Gefühle").
Einwirkung auf das Gefühl 175. 177. 181. 182. 327 f.
Abnorme Gefühle 326.
Gefühlssinn 45.
Gefühlsstimmung (Gemütsstimmung) 62. 64. 176. 180 324.
Gehen, eigenes der Kinder 37. 72 f.
Gehorsam 66. 147 ff.
Gehörsinn 44. 50.
Gemeingefühle 43. 61.
Gemeinnamen 110.
Gemeinschaftstrieb (Geselligkeitstrieb) 66. 177. 309. 322.
Gemeinschaftsleben 309 f. 312.
Gemeinsinn (Vitalsinn) 43. 49.
Gemeinvorstellungen (Gemeinbilder) s. Vorstellungen.
Gemüt **176 f.** 181 f. 196. 200. 223.
Gemütsbildung 326 ff.
Genetisches Verfahren 262 f.
Genie 194.
Geruchssinn 45. 51.
Geschichte 231. 317.
Geschlechtsunterschied 137. **206 ff.**
Geschmackssinn 45.
Gesellschaftsspiel s. Spiel.
Gesichtsinn 43 f. 49.
Gesprächigkeit der Kinder 111. 121.
Gewissen **151 ff.** 162 f. 164. 168 f. 171 f. 313 f.
irrendes 155 ff. 165 f.
Gewohnheit und Gewöhnung 38. 39. **149 f.** 158 f. 160 f. 315. 319.
Glauben 223 f. 300. 307.
Glückseligkeitstrieb 325. 329 ff.
Gott und sein Verhältnis zum Menschen 167. 168 f. 170. 300. 305 ff.
Greisenalter 333. 334.
Grundsätze, sittliche 314.
Hand 73 f.
Handeln 134. 135. 140. 144.
Herbart 8. **12 f. 25 ff.** 34. 35 f. 57 f. 87. 101 f. 104 f.
Herz 181 (s. Gemüt).
Heuristisches Verfahren 258 f.
Hypothese 256. 257. 265.
Ichsagen 79 f. 86.
Ideal 193. 298. 303.
Ideen 297. 302 f. 308.
angeborne Ideen 298 303.
Idee des Wahren 225 f. 298. 304.
des Guten 298. 304.
des Schönen 298. 304.
des höchsten Gutes 298.
Gottes 300. 304. 305 ff.
Ideenassociationen s. Vorstellungsassociationen.
Individualität (Naturell) 137. 144. 155 f. **186 ff.** 190 ff. 197.
Veränderlichkeit und Unveränderlichkeit der I. 188.
Induktion 254 ff. 258. 261.
Instinkt 14. 22 f. 31 f.
Interesse 53. 58. 59. 62. 102. 124. 130. 220. 287.
Intuition 256. 263 f.
Jünglingsalter 332. 333 f.
Kindergarten s. Fröbel.
Kindesalter **72 ff.**
Knaben- und Mädchenalter **184 ff.**
Kraftbildung 220 ff.
Launenhaftigkeit 176. 181.
Leibliche Erziehung 38.
Leibliches Leben **37 ff. 72 ff. 215 f.**
Leidenschaft 174. 180 f.
Liebe 61 f. 64. 66. 148. 324 f. 331.

Lernen **216** ff. 308 (s. auch „memorieren").
Märchen 128. 133. 265.
Mannesalter 332 f. 334.
Massenunterricht 195.
Materialismus 17 f.
Memorieren 288 ff.
mechanisches und judiziöses 289 ff. 295 f.
ingeniöses 295.
Mensch und Tier 13 f. 30 ff. 37. 45. 51. 85. 106. 113. 114.
Menschheit 191. 224 f.
Mutter 54. 185. 186.
Nachahmungstrieb 143.
Naturell s. Besonderheit und Individualität.
Neigung s. Liebe.
Neugierde 92.
Nominalismus und Realismus 233.
Pädagogik, Begriff 1.
Persönlichkeit **16**. 34. 77. 84 f. 169 f. 177. 219. 306.
Phantasie 126. 129. 130 f. **265** ff. 270 f. 274 f. 282.
Pietätstrieb s. Autoritätstrieb.
Poesie 269. 271.
Psychologie, Begriff 1 f.
Verhältnis zur Pädagogik 3 f. 4.
pädagogische Psychologie **4** ff.
wissenschaftliche 7 ff.
Radikales Böse 66. 68 ff. 189.
Reflexbewegungen 41. 46 f. 106 f. 114 f.
Religion und Sittlichkeit 317. 321.
Religionsunterricht 317.
Religiöses Gefühl 178.
Religiöses Leben des Kindes **166** ff. 170 ff. 180.
Religiöser Trieb 167. 169. 170. 172 f. 178. 184. 322 f.
Rousseau 170. 176. 177. 224.
Säuglingsalter **37** ff.
Schließen, Schluß 253. 260 ff.
Schule 185 f. 190. 195. 206.
Schulpflichtiges Alter s. Knaben- und Mädchenalter.
Seele, Begriff 8. 17.
erste Lebensäußerung 39 f.
Seelenvermögen **14** ff. 32 ff.
Sein und Werden der Seele 8. 16. 18 f. 35 f.
Selbständigkeitstrieb (Unabhängigkeitstrieb) 124. 137. 148 f. 221 f. 310 ff. 328.
Selbstbestimmung (Freiheit) 14. 16. 34. 35. 67. 74 f. **80** ff. 86 ff. 124. 136. 139. 144. 147. 154 f. 158 f. 166. 173. 180. 316 f. 319 ff.
Selbstbewußtsein 14. 32. 43. 75 **76** ff. 83 ff. 108. 152. 163. 179. 230.
Selbstbildung 221. 231.
Selbstempfindung 41. 47 f.
Selbsterhaltungstrieb 40 f. 65.
Selbsterziehung 231. 270.
Selbstgefühl 41. 78. 85.
Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit 9 f. 14 f. 19 f. 35 f. 221 f.
Sensualismus 299.
Sinn, innerer 43. 49.
Sinne, äußere **43** ff.
Sittliches Gefühl 81. 151 f. 161 f. 178.
Sittliches Leben des Kindes **147** ff. 180.
Sittlicher Trieb (Sittengesetz) **153** ff. 163 ff. 172 f. 178. 322 f.
Sollen 80. 87. 154. 163. 165. 171.
Spiel 134. **135** ff. 141. 147. 310 f.
Einzelspiel 136. 141.
Gesellschaftsspiel 136. 137 f. 140.
Wert des Spieles 136 f.
Sprache 54. **106** ff. **272** ff.
Gebärden- und Empfindungslautsprache 106 f. 114 f.
Wortsprache 107. 272 f.
Wert und Notwendigkeit der Wortsprache 107 f. 112 f. 116 ff. 121. 273 ff. 283.
Sprechen und Denken 111. 123. 275 f. 278 ff. 282. 283 f.
Muttersprache 108. 113. 122 f. 280 f.
Fremde Sprachen 280.
Sprechtrieb 108 f.

Stimmung s. Gefühlsstimmung.
Streben, Strebungen 67 (s. Begehren).
Sympathie s. Liebe.
Talent 194.
Tastsinn 43 f. 49.
Temperamente **197** ff. 200 ff.
Thätigkeitstrieb 66. 177. 322.
Tierseele s. Mensch und Tier.
Trieb, Begriff **11** f. 24 f.
verschiedene Arten 12. 13 f.
Wirksamkeit der Triebe 40. 46. 65. 66. 173.
Turnen 216.
Überlegung 81. 90 f.
Überzeugung 223. 227. 231. 234 f.
Übung 149.
Unbewußtes (unwillkürliches) Denken s. Denken.
Unbewußtes und bewußtes Seelenleben **10** f. 21 ff. 53. 57.
Unterricht, Aufgabe und Einfluß 111. 119. 210 f. 240 ff. 244 ff. 257 ff. 266 ff. 272 ff. 277 ff. 288 ff. 301 f.
erziehender Unterricht 219. 226 f. 268.
Unterrichtsstoff 219 f.
Unwillkürliche und willkürliche Thätigkeit 10 f.
Urteil 253. 259 f.
Vater 185 f.
Vernunft **296** ff. 302 ff.
Vernunftgefühle 326 f. 328. 330 f.
Vernunftrealitäten 298 f. 304 f.
Verstand 257. 301. 307 f.
Vorstellen und Vorstellungen **54**. 58. 109. 123 f. 125. 130. 239 f. 248.
Gemeinvorstellungen (Gemeinbilder) **93** ff. 101 ff.
Vorstellungsassociationen **96** ff. 102 ff.
Gesetze derselben 97 f. 103.
Vorurteile 157. 158.
Wachträumen 269 f. 312.
Wahrnehmung **52** f. 55 f.
Wissenstrieb 66. 178. 322.
Wollen 15. 33 f. 58. 67 f. 86 f. 88. 173. 176. 270. **308** ff.
Worte 228. 234. 246. 252 (s. auch Sprache).
Zerstörungslust der Kinder 100.

II. Namenregister der citierten Schriftsteller.

Baur, G. 7. 141. 190. 196. 317.
Beneke 29.
Bökheler 144.
Carus 22.
Curtman 146.
Deinhardt 129. 182. 232. 233. 270 (2). 292. 295. 296.
Dittes 49. 56. 89. 129. 253. 303.
Du Bois-Reymond 18.
Ebrard 23. 31.
Erdmann 51. 181. 293 (2). 295 (2). 318. 333.
Fauth 115. 116. 118. 330.
Fichte, J. H., 20. 21. 22. 23. 24. 26. 27. 30. 31 (2). 32 (2). 35. 47. 48. 49. 56. 58. 84. 93. 101. 102. 103 (2). 105. 118. 130 (2). 132. 144. 145. 180 (2). 182. 191 192. 200 (2). 227. 235 (2). 271. 272. 281. 282 (3). 293. 294. 295 (2). 304. 306. 308. 321 (2). 331.
Flashar 29. 145. 146. 211. 215. 317.
Griesinger, W. 18.
Grimm, J. 129.
Hauber 224.
Heine 7.
Hölder 302. 303. 308.
Horwicz 20. 21. 23. 24. 27. 39. 47. 50. 55. 57. 63. 86. 105. 165. 181. 225. 246. 307.
Jean Paul 193.
Kahle 7.
Kant 68.
Kern 4.
Köhler, A. 141. 142. 145 (2). 146.
Köhler, R. 38. 59. 63. 64. 216.
Köstlin, J. 172.
Kriebitzsch 204.
Kübel, F. 147.
Kübel, R. 181. 182.
Landerer 86.
Lazarus 46. 56. 86. 102 (2). 115 (2). 116 (2). 117. 118. 119 (2). 121 (3). 234. 259. 260. 281. 283 (2).
Lechler 271.
Lindner 49. 50. 74. 83. 88. 129. 130. 131. 260. 271. 293. 328.
Lotze 3. 16. 17. 18. 19 (3). 20. 25. 26. 28. 30. 32. 33. 34. 46 (2). 47. 50. 57. 59. 62. 73. 83. 84 (2). 87. 90. 92. 102. 103. 114 (2). 115. 117 (2). 118. 120. 123. 163. 180 (2). 183. 200. 202 (2). 213. 224. 246. 248. 251 (2). 252 (2). 260. 263. 264. 271. 283. 293. 302. 303. 305. 306. 307. 308. 320. 329 (2). 333 (2). 334 (2).
Luthardt 192. 202. 214.
Martensen 34. 74. 85. 171. 192. 193. 205. 233. 317. 320.
Moller 35. 141. 144.
Müller, J. 70. 191. 319 (2). 320.
Necker de Saussure 7. 39. 48. 60. 63. 64 (3). 83. 120. 121. 132 (2). 133. 142. 143. 146. 159 (2). 161 (3). 162. 165 (2). 170. 171. 183. 212. 214.
Palmer 133. 146. 162 (2). 165. 166. 224. 227 (2).
Paul 70.
Pfleiderer, O. 170. 184.
Reiff, Fr. 48. 83. 163. 164. 170. 172.
Riecke 7. 38. 60. 123. 216.
Roos 264.
Roth 331.
Rüegg 7. 38. 271.
Rümelin 16. 30. 33. 183. 303. 306. 307. 329.
Schäfer 215.
Sigismund 329.
Sigwart 4. 25. 67. 87. 101 (2). 102 (2). 105. 118. 192. 200 (3). 201 (2).

204 (3). 205. 227. 247. 248 (2). 249. 251. (2). 252. 263. 265. 305.
Steinthal 31. 51. 73. 113. 116. 117. 284.
Trendelenburg 87. 116. 117. 120. 163. 171. 214. 224. 235. 247. 250. 261 (2). 263. 265 (2). 305. 308.
Ueberweg 250. 260. 261. 304.
Ulrici 18. 19. 20. 24 (2). 26. 32. 45. 46. 48 (2). 49. 51. 56. 57 (2). 59. 66. 85. 86. 88 (2). 90. 101. 104 (2). 130. 131 (2). 132. 133. 160 (2). 163. 165. 170. 180. 181. 182. 193. 200. 201. 205. 212. 224. 225. 227. 233. 234. 249. 272. 293. 295. 302 (2). 303. 305. 307. 318. 329. 330 (2). 331.
Veesenmayer 133.
Vogel 29. 227.
Völter L. 214.
Waitz 122. 171. 295.
Weidemann 249.
Weiß 28. 35.
Wundt 18. 27. 48. 58. 71. 105. 113. 114. 120. 200. 234. 246. 247. 250. 260 (3). 261 (4). 262. 264. 283. 284.
Ziller 225. 226 (2).